UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Wilhelm von Scholz / Gesammelte Werke

Die Unwirklichen

LC
S3688

Wilhelm von Scholz

Gesammelte Werke

Erster Band der Erzählungen

Germany

1920

177861.
3.2.23.

Georg Müller Verlag München

Wilhelm von Scholz

Die Unwirklichen

1920

Georg Müller Verlag München

4. und 5. Tausend
Copyright 1920 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

Inhalt

Fähnrich von Braunau 9
Der Zweikampf 25
Eine Wiedergeburt 41
Nächtliche Flußfahrt 61
Aus einem alten Kriege 73
Erinnerung und Wiederkehr 83
Die Liebe im Traum 95
Die Beichte 107
Charlotte Done 157
Der Unkenbrenner 219
Begegnung mit Hebbel 245
Der Jugendfreund 253
Der Herr Theaterdirektor 259
Seelenwanderungskunst 275

Im Spielzimmer des Kasinos zu D., das im Oberstock des alten, ehemals kurfürstlichen Schlosses über den Kasernenräumen des detachierten Bataillons untergebracht war, saßen an einem Spätherbstabend drei Offiziere noch beim Weine zusammen, als es draußen vom nahen Kirchturm elf schlug. Ein älterer Oberleutnant, welcher der breiten Nische des hohen zweiflügeligen Fensters zunächst saß, schob den Vorhang etwas zur Seite und sah einen Augenblick auf den mondgrauen, mit kahlen Kastanien bestandenen Platz hinunter, auf dem tags exerziert wurde und über den jetzt der Wind die letzten Blätterwirbel fegte. Das schattenhafte Zweiggewirr der kahlen Kronen reichte nicht bis in die Höhe des Fenstersteins. Ein langsamer Postenschritt wanderte unten vorüber und verhallte im Wind nach dem zurückliegenden anderen Schloßteil zu.

Die Gespräche waren einen Augenblick verstummt. Man hatte getrunken, ein paar Züge geraucht. Ein junger blonder Leutnant war von seinem Stuhl am Tisch aufgestanden, um dem Oberleutnant am Fenster und dem Kameraden im Eck des alten Ledersofas neu einzuschenken. In dieser Minute des Schweigens, in der das windige Draußen hereingraute und wieder hinter dem zurückfallenden Vorhang verschwand, sank das Zimmer, wie jeder Einzelne, tiefer in die Behaglichkeit des Lichtes und der Wärme, die hier einsam über der schlaferfüllten Kaserne mit ihren hohen, gewölbten Ställen und über den durchwehten öden Straßen zusammen-

gehalten waren. Keiner verspürte noch Lust, nach Hause zu gehen. Selbst das Gespräch glitt, wie auf geheime Verabredung und als wolle es die Gegenwärtigen jetzt ganz von aller Außenwelt abschneiden, in das Schloß hinein. Es weckte einen seiner ehemaligen Bewohner, der seit Jahren mit durchschossener Stirn unter dem Rasen lag.

Der Leutnant im Sofaeck hatte sich gemächlich zurückgelehnt und griff nach einem kleinen Gruppenbild, das er halb über sich bemerkte. Er nahm es herunter und blies betrachtend den Rauch seiner Zigarre fort:

„Da sind Sie ja, Ramberg, als Fähnrich!"

Der Oberleutnant am Fenster nickte: „Zweites Bataillon! Wir haben es machen lassen, als der Breitschädel, der das Bataillon damals kommandierte, in den Generalstab kam."

„Das sind doch Trotha und Prittwitz — wer ist der andere Fähnrich? Ist der nicht mehr im Regiment?"

„Braunau," sagte der junge Leutnant gegenüber, „der sich erschossen hat." —

Der Oberleutnant ließ sich das Bild geben:

„Das ist fünfzehn Jahre her. Gewiß auch schon Jahre, seit ich's fast vergessen habe, kaum mehr dran dachte. Alles Vergangene sinkt unmerklich immer weiter zurück! Und bleibt doch lebendig. Jetzt ist mir wieder, als sei das alles gestern gewesen oder vor ein paar Wochen."

„Erzählen Sie!"

„Sie werden die Geschichte ja doch schon gehört haben." —

Der Oberleutnant rückte näher an die Lampe heran. Die anderen waren aufgestanden, beugten sich über seine Schultern und sahen den toten Kameraden an, der mit seiner großen Figur hinter zwei sitzenden Leutnants stehend aufragte. Das Gesicht war auf der Photographie ausdruckslos,

das Auge leer und geradeaus gerichtet, die ganze Haltung im Kreis von lauter Vorgesetzten förmlich und steif. Die Gestalt hatte eine gewisse Unbeholfenheit und ein linkisches Wesen, das auch den Lebenden gekennzeichnet haben mochte. „So sah er aus. Ich sehe ihn genau vor mir, wie wir uns als Kameraden kennen lernten. Drin im Speisesaal. Er hatte studiert und sein Offiziersexamen in Berlin gemacht. Ich kam vom Korps und war einen Monat jünger als er. Wie verlegen standen wir uns gegenüber und machten Redensarten, nur um zu sprechen. Der gute Braunau!"

Der Oberleutnant legte das Bild hin und klopfte mit dem Fuß auf den Boden: „Er hat hier gerade unter uns gewohnt. Es gab damals kein Fähnrichszimmer, so bekam er eine zufällig leerstehende Unteroffiziers-Wohnung. Möbel hatte er noch nicht, und er ließ nicht viel mehr in die kahlen Kasernenstuben stellen, als was er notwendig brauchte: in den hinteren Raum ein Mannschaftsbett, einen ärarischen Schrank, ein paar Holzstühle und einen Tisch mit Waschgerät. Das Eingangszimmer, hier unter uns, war überhaupt fast leer. Ich erinnere mich nur an die wasserfleckigen gestreiften Fenstervorhänge. Sein Koffer stand noch drin und eine Kohlenkiste am eisernen Ofen. Ich habe ihn oft getroffen, wie er neben der Tür vom Flur am Ofen saß, schürte und in die Glut starrte. Oder er ging in dem langen Raum nachdenklich auf und ab."

Die beiden hatten sich wieder gesetzt. Der Oberleutnant schloß die Augen, wie um sich das Vergangene noch einmal recht zu vergegenwärtigen. Dann sagte er: „Alles, was ich Ihnen von unserem gemeinsamen Erleben erzählen kann, wird irgendwie zu Braunaus frühem, freiwilligem Tode Beziehung haben. Aber damals, als ich mit ihm befreundet

war, und wir an unserem Tun und Treiben gegenseitig herzlichen Anteil nahmen, war mir sein Entschluß, aus dem Leben zu gehen, und seine Tat eigentlich genau so rätselhaft wie allen anderen. Sie hing, das werden Sie wohl gehört haben, mit einer Liebesgeschichte zusammen.

Wir kannten uns schon einige Zeit. Wir sprachen vom Dienst, erzählten uns von unserem Zuhause, weihten uns in die Eigenheiten der Vorgesetzten ein, wie jeder sie beobachtet hatte, träumten sehnsüchtig von der Zeit, wo wir Offiziere sein und die Leute unserer Kompagnie vor uns Front machen, die Posten präsentieren würden, und hatten uns ein paarmal auf hübsche Mädchen aufmerksam gemacht, denen wir begegneten. So schlossen wir uns aneinander an. Eigentlich nahe aber kamen wir uns erst, als ich eines Abends nach einer späten Felddienstübung noch bei Braunau klopfte. Es war draußen höllisch kalt. Er hatte sich's gemütlich gemacht, den Tisch neben den Ofen gerückt, einen Klappstuhl dazu, und eine Menge Bücher um die Lampe gehäuft. Er selbst aber lief, als ich eintrat, neben diesem Lese-Idyll auf und nieder. Er freute sich sichtlich, daß ich kam; denn er hatte etwas auf dem Herzen. —

Ich wußte, daß er einem Mädchen nachging, das uns einmal begegnet war und ihm zugelächelt hatte: einer hübschen, nett angezogenen Blondine mit freundlichen Augen. Er hatte in Erfahrung gebracht, wo sie wohnte, und ging häufig an ihrem Hause vorüber. Es dauerte schon einige Wochen so und kam nicht weiter, worüber ich manchmal scherzte. Aber es schien ihm ganz zu entsprechen, daß es nicht rascher ging. Er hatte mir mehrmals gesagt: ihm wäre, als handle er unter irgendeinem Zwange seiner Gedanken, indem er diese Liebessache betrieb, und wenn er nach dem

ermüdenden Dienst eigentlich viel lieber zu Hause bei seinen Büchern säße, müsse er, ohne es recht zu wollen, auf die Straße – und sei doch ganz froh, wenn er das Mädchen nicht treffe; denn dann könne er mit seinen Gedanken wieder ungestört einen Tag hinleben, ohne darauf sinnen zu müssen, was er weiter tun solle.

Heute, wo ich in diese alten Tage zurückblicke, glaube ich, daß er dem Leben überhaupt so gegenübergestanden hat. Aus dem Hintergrunde seiner Gedanken, aus allem, was er vom Leben gelesen, gehört hatte, was er darüber dachte, kam immer wieder irgendein Zwang, der ihn scheinbar gegen seine Natur des Weges führte. Oder brach gerade hier seine wahre Natur durch? Es war nämlich merkwürdig, wie unmittelbar er, einmal aus sich herausgetrieben, handeln konnte: wie im Schlafwandel! Und darüber erstaunte er nachher selbst immer am meisten. Er verließ sich nie darauf und fürchtete diesen Zustand fast. So blieb er am liebsten in seinen spielenden Gedanken, in denen ihn nichts Wirkliches hinderte, in denen aber auch seine sich überstürzenden Entschlüsse nicht über ihn kamen. An jenem Abend merkte ich ihm gleich an, daß er irgend etwas erlebt haben müsse. Es dauerte auch nicht lange, so sagte er unvermittelt: „Ich habe sie gesprochen, ich habe sie angesprochen und kenne sie." Das war gleich einer seiner Streiche gewesen, wie er das gemacht hatte. Nicht wie andere Leute auf ebener Erde. Nein! Er war Abends spät – wie hingezogen, sagte er – noch einmal an ihrem Hause vorübergegangen. Da hatte sich im Augenblick, als er kam, im ersten Stock ein Fenster geöffnet. Jemand, den er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, hatte sich herausgebeugt. Er hatte gesprochen – er wußte kein Wort mehr, was! Zu

ihr; denn sie war es, und sie hatte ihm freundlich geantwortet. So kannten sie sich. Er hatte ihr nachher auch gleich gesagt, daß er sie liebe. Aber noch ehe er ein Stelldichein verabreden konnte, war innen jemand mit Licht gekommen. Sie hatte schnell das Fenster geschlossen. Er blieb noch einen Augenblick stehen und verfolgte dann einen Kerl, der ihn wegen seiner Uniform höhnte, mit gelockertem Säbel bis ans Ende der Gasse.

„Und da sitzen Sie heute ganz ruhig zu Hause?" fragte ich ihn. „Ja, ich bin gegen Abend mehrere Male an ihrem Fenster vorübergegangen. Aber sie war nicht zu sehen. Und im Grunde war mir das ganz lieb. Ich bin ja nun so unendlich viel weiter gekommen. Ich will es wieder abwarten."

„Schreiben Sie ihr doch!" „Ich weiß ja nicht einmal, ob sie meinen Namen kennt." — Später trafen sie sich, küßten sich, nannten sich Du. Und wie er davon sprach, schien es fast eine Schülerliebe.

An einem dienstfreien Nachmittag machte ich mit den beiden einen Waldspaziergang. In einem rasigen Dorfwirtschaftsgarten, fast allein unter den vielen Obstbäumen, tranken wir Kaffee. Ich hatte dies und das Ungünstige über das Mädchen gehört und war durch den persönlichen Eindruck angenehm enttäuscht. Sie gefiel mir in ihrer leichten Beweglichkeit, ihrem guten Benehmen, der ganzen Herzlichkeit ihres Wesens. Nach der ersten Verlegenheit, während der das Mädchen nur ein paar gleichgültige schüchterne Worte mit Braunau sprach — ihr helles Kleid leuchtete zwischen uns — kamen wir allmählich doch ins Plaudern; sie wandte sich sogar ein paarmal an mich mit lustigen Fragen, die Braunaus Erzählungen nachprüfen sollten: ob ein Fähnrich wirklich nicht so wie ein Leutnant in Zivil

gehen dürfe, ob es wahr sei, daß wegen Ziviltragens sogar ein Offizier Stubenarrest bekommen könne; und ähnliches. Dazu wurde gelacht, und bald gewann ein heiterer Ton die Oberhand. Ich hielt die beiden für sehr glücklich. Um so mehr erstaunte ich, als das Mädchen, während Braunau ins Haus gegangen war, um zu zahlen, schnell zu mir sagte: „Ich habe Sorge um Karl. Er ist oft, wenn wir zusammen sind, so niedergeschlagen. Ich kann ihm nicht sein, was er wünscht. Ich habe ihn zu lieb. Aber ich sehe, daß er leidet, und daß es für ihn das beste wäre, wenn wir uns nicht mehr träfen. Deshalb habe ich ihn gebeten, Sie, seinen Freund, heute mitzubringen — —" Da kam Braunau zurück. Ich trennte mich bald von den beiden. Das abgebrochene Gespräch ist nie fortgesetzt worden. Ich hoffte von ihm selbst ein Wort zu hören; aber er war seit diesem Tage noch schweigsamer von der Sache als vorher. Nur bemerkte ich, daß er auf einmal für allerlei anderes Zeit hatte und das Mädchen offenbar tagelang nicht sah.

Etwa zwei Wochen später saß ich hier mit ihm beim Domino. Es mochte Mitternacht sein, als er plötzlich sagte, er müsse gehen. Er ließ sich nicht halten und ging, ging geradeswegs zu ihrem Hause, das er noch nie betreten hatte, fand es unverschlossen, stieg hinauf, öffnete eine Tür und sah sich im Schlafzimmer seiner Geliebten, die fest schlief. Er küßte die Schlafende, die halb erwachend ihre Arme um seinen Hals schlang, leise seinen Vornamen nannte und ihn zu sich zog.

Und doch, glaube ich, hat er sie in dieser Nacht nicht berührt. Ich habe davon nur erfahren, weil sich Dinge daran knüpften, in denen er praktischen Rat brauchte. Er hatte bei dem Mädchen Geschenke von einem Offizier des Kavallerie-

Regiments gefunden, über dessen ständige Verfolgungen sie sich beklagt hatte. Er war mit den Sachen in die Wohnung seines Nebenbuhlers gefahren und hatte sie dort mit seiner Karte abgegeben. Er erwartete stündlich eine Forderung. Er kam zu mir, um zu besprechen, ob er gleich jetzt dem Kommandeur Meldung machen und um Bestimmung eines Sekundanten bitten solle. Ich beschwor ihn, sofort wieder zurückzufahren und die Sache freundlich ins reine zu bringen. Er lehnte es ab. Er fühlte eine gewisse Freude darin, sein Leben um des Mädchens willen aufs Spiel zu setzen. Er hätte den Zustand des Verdachtes ihr gegenüber nicht mehr ertragen. So oder so!

Wir warteten vergeblich auf den Sekundanten. Der andere scheute entweder den Skandal oder war großmütig und erfahren genug, um Braunaus Vorgehen als das zu erkennen, was es war: als einen Paroxysmus; er ignorierte die Sache. Wir aber horchten gespannt auf jedes Klingeln. Einmal wurde ein Brief mit ihrer Handschrift abgegeben. Braunau überflog ihn kaum und steckte ihn achtlos ein. Er war mit dem Gedanken an den Sekundanten beschäftigt und ging auf und ab. Ich mußte ihn dann auf Stunden verlassen und fand ihn abends noch immer zu Hause. „Ich habe indessen alles geordnet," sagte er. Auf dem Tisch lagen zwei versiegelte Briefe. —

„Mir ist," fuhr der Oberleutnant nach einer kurzen Pause mit dem Tone eines Mannes fort, der als untersuchungsführender Offizier sich oft Geschehnisse nach allen Motiven hat klarmachen müssen, — „mir ist dieses leichtsinnige Heraufbeschwören eines Duells nur darum wichtig, weil es zeigt, wie Braunau durch die Aufwühlung seiner Gefühle so aus den Zusammenhängen des Lebens gerissen, so in

einen taumelnden Augenblick hineingedrängt war, daß er mit dem Sterben spielte, daß ihm der Tod wie eine Erlösung aus den seine Brust sprengenden Seelenzuständen vorkommen mochte. Und wenn er ihn sich auch vielleicht nicht vor Augen stellte, sondern ehrlich den unsinnigen Gedanken hatte, das Mädchen durch diesen Kampf erobern zu müssen, so war es doch offenbar im Grunde nichts anderes als das: sein Organismus ersehnte die Erlösung aus diesem unerfüllten Liebesdrang durch die alles verdrängende Spannung, ob ihm die nächsten Stunden Leben oder Tod bringen würden. — Als am nächsten und übernächsten Tage nichts erfolgte, kam es wie eine große Ermattung über ihn. Er gestand mir, daß er aus einem Traum erwache und jetzt erschrecke, wie leichtsinnig er mit seinem Leben gespielt. Er gab mir den Brief des Mädchens und fragte mich, was er tun solle."

Der Oberleutnant schwieg wieder einen Augenblick, zuckte die Achseln und sagte: „Ich habe ihm wahrscheinlich falsch geraten und mag so auch eine unschuldige Schuld an seinem Tode haben. Ich habe den Brief des Mädchens damals nicht verstanden. Was verstehen denn junge Männer überhaupt von Frauen mehr, als daß sie sie begehren! Der Brief war so einfach, so selbstverständlich gut, so voll innerlich-stillem Sichbescheiden bei aller Innigkeit für Braunau, daß man schon aus ihm das Mädchen liebgewinnen konnte. In dem Wunsch nach Trennung von Braunau, in dem wehen Geständnis, sie sei, ehe sie ihn gekannt, schlecht gewesen, sei seiner nicht wert, in diesem Zittern vor der Gefahr, in die sie ihn gebracht — lag in dem nicht die heiße Bitte, er möge durch Wissen und Vergessen ihre alte Schuld, die sie jetzt als Schuld empfand, lächelnd auslöschen? War ihre Zurück-

haltung, ihr Sichversagen ihm gegenüber denn etwas anderes gewesen, als Liebe, die, unbeholfen und ausdrucksarm, das Verhältnis zu ihm höher, reiner gestalten wollte, als die vergangenen, deren sie sich jetzt schämte? — Ich habe ihm damals aus vielen Gründen geraten, in die Trennung zu willigen. Ich kam damit seiner träumerisch-unwirklichen Art, die ihn nach jedem Entschluß, nach jedem Tun immer wieder umspann, nur zu sehr entgegen. Er verfiel wieder in sich, las, malte sich das Leben aus und sprach nur selten von dem Mädchen, das für seine Empfindung fern, unwirklich wurde und jetzt erst ihm ganz anzugehören schien. Er besaß nur das Verlorene ganz. Er flüchtete aus jedem Konflikt in seine Phantasie, wohin ihm die zerrissenen und wirren Gefühle des Lebens nicht folgten, aus der aber dann plötzlich wieder solch ein Antrieb kam, der ihn ins Leben hetzte, und unter dem er so sicher — und so gefährdet hinging wie ein Nachtwandler. So muß die Katastrophe gekommen sein. Sie hat ihn gewiß ebenso überrascht wie uns alle. —

Im Kasino war Liebesmahl gewesen. Auch wir Fähnriche hatten Sekt getrunken. Das fröhliche Sprechen und Gläserklingen, die Musik hier im Rauchzimmer hatte uns in jenen köstlichen Lebens- und Jugendrausch versetzt, wie er nur im bunten Rock entsteht, im Zusammenhang unseres in Arbeit und Genuß glanzvollen Berufes, in dem der letzte Mann sichtbar mit seinem Fürsten verbunden ist, in dem jeder mehr ist als er selbst; in diesen Jugendrausch, der nicht wiederkehrt, in dem Kameradschaft, Liebe, Freundschaft, Ehrgeiz zusammenjubeln, siegessicher, in dem die ganze Welt hell und sonnig zu unseren Füßen liegt. Man fühlt es selbst, wie die knappe Uniform am schlanken Körper

sitzt, wie die Augen blitzen und lachen. Jede Geste ist edel und ritterlich. So saßen wir bis spät und sprachen wie die Leutnants von adligen Dingen, von Jagd und Pferden, militärischen Angelegenheiten, vom Kaiser und von Berlin und von schönen Frauen aus der Gesellschaft unseres Regiments. Als später geraucht wurde, war Braunau aufgestanden und hatte mich ins Nebenzimmer gezogen. Ich habe ihn vorher nie so lebendig, so stolz und schön gesehen. Er stand in der Nische, leicht auf dem Fensterbrett ruhend, die Beine übereinandergeschlagen, die Tasse in der Hand. Sein Auge leuchtete; die innere Fülle, Lust und Siegergefühl, das mußte sich irgendwie Luft machen. So sprach er mit mir von seiner Liebe. „Es kann noch alles gut und sehr schön werden," sagte er. Und als ich ihn fragte, ob er denn wisse, was sie die Monate seit ihrer Trennung getan habe, ob nicht vielleicht ein anderer — da unterbrach er mich heftig: „Erinnere dich an ihren Brief!" Für ihn erstarrte das fremde Leben über die Zeit, wo er es aus seiner Bewußtseinsnähe rückte, wie die Menschen in Dornröschens Schloß, zu tiefem, vergessenem Schlafe. Er hatte das Gefühl, das wohl den jungen Menschen überhaupt eigen ist, daß er immer alles so wiederfinden müsse, wenn er aus seinem zeitlosen Inneren zurückkehrte, wie er es verlassen. „Ich werde sicherlich glücklich sein mit ihr. Ich h abe schon eine Wohnung in Aussicht, die ich beziehe, sobald ich Offizier bin. Da werde ich mir dann ein sehr nettes Zuhause schaffen. Sie wird soviel wie möglich bei mir sein. Du mußt uns öfters zum Abendessen besuchen!"

Der Oberst trat zu uns, erkundigte sich freundlich nach diesem und jenem, und erzählte geheimnisvoll lächelnd, daß Braunaus Ernennung schon beim Korps läge.

Das war das vorletzte Mal, daß ich Braunau sah und mit ihm sprach. Das letzte Mal habe ich ihn nur ganz undeutlich, wie im Traume, gesehen. Er weckte mich noch in derselben Nacht, es mochte gegen den grauenden Morgen gehen, aus meinem schweren, wirren Schlaf. Ich blieb während der ganzen Unterhaltung in halbwacher Traumtrunkenheit und sah in dem graudunklen Zimmer seine große Gestalt nur ganz undeutlich neben meinem Bette stehen. Ich hörte auch nur zusammenhanglos, was er sagte, glaubte nachher fast, nur geträumt zu haben, und mußte mir die Szene erst langsam wieder in die Erinnerung zurückrufen. Da wußte ich denn, er hatte mir erzählt, daß er nach dem Liebesmahl, wieder ganz unvermittelt, zu dem Mädchen gegangen sei, dessen Vater jetzt einen Vorstadt-Gasthof gekauft hatte – „zum Hirschen", man sieht ihn dort drüben am Berghang liegen. – Wie er die matterleuchtete alte knarrende Holztreppe leise hinaufgestiegen sei, habe sich im ersten Stock plötzlich eine Tür geöffnet und sein Mädchen, kaum angezogen, einen Teil ihrer Kleider über dem Arm, sei herausgetreten, heftig erschrocken, und habe ihn schnell in ein anderes Zimmer gezogen. Er erzählte, wie er sie wild umarmt und den Rest der Nacht bei ihr gelegen habe. Als er im grauenden regnerischen Morgen fortging, sei ihm auf der Straße schon so seltsam schwer zumute gewesen und da plötzlich eingefallen, daß die Tür, aus der das Mädchen zuerst getreten war, im Augenblick drauf hinter ihr von innen verschlossen wurde. Er hätte umkehren, sie zur Rede stellen wollen, das aber dann doch nicht vermocht, zumal es auf der Straße und in den Nachbarhäusern anfing lebendig zu werden. Ich weiß nicht mehr, was für ein schläfriges Trostwort ich ihm gesagt haben

mag, weiß nicht mehr, wie unser Gespräch endete, wie und wann er ging. Doch wußte ich, als ich am Morgen aufwachte, dies noch genau, daß er das Zuschließen der Tür erst Stunden nachher, nach heißen Umarmungen, plötzlich gewußt hatte. Als ich zu ihm gehen wollte, um ihn zu trösten, fand ich den Oberarzt mit zwei Lazarettgehilfen um ihn beschäftigt. Der Major stand daneben und winkte mir, mit teilnehmendem Blick, Schweigen zu. Halbangezogen, mit durchschossener Stirn, lag Braunau auf seinem Bett. Hier, gerade unter uns."

Nach einigem Schweigen sagte der ältere der beiden Zuhörer: „Glauben Sie, daß hinter seiner Tat kein anderer Beweggrund stand als dieses schmerzliche Liebeserlebnis?"

„Wer weiß, was in einem Menschen vorgeht, ehe er sich erschießt? Es sind wohl nicht immer verständliche Gründe, die den Menschen zum Selbstmord treiben. Vielleicht tötete ihn mehr ein Gefühl als eine Tatsache, ein tiefer Ekel, der ihm um so niederdrückender gewesen sein muß nach der freudigen Erhobenheit des Abends; etwas ganz Augenblickliches, das nun zum zufällig Endgültigen wurde! Haben Sie nie mit dem Selbstmordgedanken gespielt, daß Sie daraus Braunau verstehen?"

Und nun sprachen die Herren von merkwürdigen Augenblicken aus ihrem Leben, nicht oberflächlich-gewandt, sondern die Worte suchend und mit vielen Pausen, wie es immer kommt, wenn man das Selbstverständliche, das Leben, einmal vor anderen in Zweifel zieht und für Augenblicke die Übereinkunft aufgibt, es als das Sicherste, Gegebenste anzusehen. Indem sie im Gespräche den tiefen Ernst fanden, hatten sie das Gefühl, daß sie der Zufall dieser einen Nachtstunde einander näher brachte, als es Jahre kameradschaftlichen Verkehrs vermocht hätten.

Der Zweikampf

In einem behaglichen Landhaus ist eine kleine Gesellschaft in erregter Unterhaltung beisammen. Der Hausherr, ein Mann von nicht ganz vierzig Jahren, hat, das Gespräch ergänzend, aus der Zeitung vorgelesen und tritt jetzt, noch sichtlich bewegt, zum Seitentisch, wo er sich hastig eine Zigarette anzündet, um gleich in den Kreis leidenschaftlicher Meinungsäußerung zurückzukehren. Es handelt sich um ein vielbesprochenes Duell, in dem ein jung verheirateter Oberleutnant gefallen ist. Die Reden schwirren durcheinander, stürzen sich aber, wie ein zusammenhaltender Vogelschwarm, der von einem Baum zum andern fliegt, nacheinander gemeinsam auf alle wichtigen Momente der Angelegenheit: auf die unerhört schweren Bedingungen, den Schreck und Schmerz der jungen Witwe, die offenbare Leichtfertigkeit des Ehrenrates, den geringfügigen Anlaß, das nutzlos vernichtete Leben. Das scheinbar ganz Sinnlose dieses Schicksals, dieser jähen Vernichtung, das all die lebhaften Äußerungen am meisten hervorgerufen hatte, macht sie auch wieder verstummen, weil niemand in dem Kreise recht weiß, was er davon denken und sagen soll — weil sie sich alle dem Unbegreifbaren gegenüber fühlen, dem Worte nicht beikommen. —

Nach dem ersten Zusammen- und Durcheinandersprechen tritt Stille ein. Es scheint plötzlich wie durch schweigendes Übereinkommen ausgemacht, daß jetzt nur überlegte Meinungen geäußert werden dürfen; und man erwartet sie mit Ungeduld.

Die Frau des Hausherrn hat mit einem knabenhaft offenen, wartenden Blick nach ihrem Gatten hinübergesehen, wie ein bescheidener jüngerer Bruder, und sagt dann: „Das unvermittelte Schicksal dieses Offiziers, das sich, sichtbar jedenfalls, erst in der Minute entschied, in der es sich erfüllte – solange es auch schon unabwendbar in allen Zufälligkeiten seines alltäglichen Daseins stehen mochte – ist so willkürlich und launisch grausam. –"

Ihr Gatte unterbrach sie: „Wir sind dem Schicksal gegenüber ja so bescheiden, wünschen nur, daß es sich höflich ankündige, einige Zeit auf sein Kommen vorbereite, dann sind wir – heißt das: bei anderen! – völlig zufriedengestellt. Nur das Plötzliche erschreckt uns, weil es auch uns drohen kann."

Ein älterer Herr machte die Feststellung: „Es ist merkwürdig, daß man erst mehrere Wochen nach dem Duell davon in der Öffentlichkeit erfuhr!"

Ein jüngerer: „Was mir am meisten zu denken gibt, ist die lange Zeit, die zwischen der Beleidigung und dem Austrag verflossen ist. Zeit mindert, ja löscht selbst für unser Gefühl jede Schuld. Die Verjährung im Recht ist ein eminent psychologischer Begriff. Das Innere des Menschen ist wandelbar. Es füllt und leert, reinigt und erneuert sich. Die Strafe muß rasch hineinschlagen, soll sie darin noch auf die Schuld treffen. Vor sechs Monaten hat ein Mann im Rausch einer Dame gegenüber die Sitte verletzt. Ein halbes Jahr weiß niemand davon, als er und die Dame. Jetzt verlobt sich die Dame, glaubt sich ihrem Bräutigam zu rückhaltloser Offenheit verpflichtet, erzählt ihm auch den tollen, trunken-unwirklichen Antrag jener Nacht. Durch seine Verlobung wird der Bräutigam zum Beleidigten und tritt in eine blutige Atmosphäre."

„Und es wäre eigentlich noch schöner, da Sie es nun doch schon ästhetisch betrachten —" fiel der Hausherr ein — „dieser ganz unschuldige Bräutigam wäre gefallen."

„Diese entsetzlichen Duelle!" ließ sich jetzt ein älteres Fräulein vernehmen. „Niemals wird das eine glückliche Ehe zwischen dem Mörder und dem doch sicherlich nicht ganz schuldlosen Mädchen, das der traurige Anlaß war. Und man kann um der Gerechtigkeit willen nur wünschen, daß es sich straft."

„Vor allen Dingen" — sagte der Hausherr — „müssen die Mitglieder des Ehrenrats die Sache spüren, blaue Briefe bekommen, ihre Laufbahn verlieren. Und der Oberst, der ein solches Mordduell zuließ — wäre es nicht eine reizende Ironie des hier doch nun schon einmal an die sichtbare Öffentlichkeit bemühten Schicksals, wenn er von jetzt ab als Lebensversicherungsagent wirken müßte?"

Jetzt wendete sich das wieder allgemeiner auflebende Gespräch dem traurig-lächerlichen Kontrast zu, in welchem hier die mittelalterliche Degenehre und die modernste Zeit standen. Während dort zwei Menschen sich tödlich verwunden sollen, stehen hier Sanitätsautomobile mit Assistenzärzten und Lazarettgehilfen bereit, und im Krankenhaus der Kreisstadt geht im Morgengrauen schon der Chirurg im Operationssaal wartend auf und nieder, indessen der zu Verbindende noch völlig gesund eben erst an den Schießständen aus dem Wagen steigt.

Der Hausherr sagte: „Hier ist noch etwas anderes! Das ungeheuerlich unbesonnene, wild und schön ausbrechende unmittelbare Wesen des alten Zweikampfes, in dem nichts lebte als Haß und Zorn, bei dem man nicht an Feldscher und Verbandwatte dachte, bei dem alles augenblickliches

klingenkreuzendes Leben war, Vollgefühl des höchstgesteigerten Daseins, in dessen Bewußtsein nur der Tod des Gegners stand, der mit zum eigenen Leben gehörte – diese kraftvolle Unbesonnenheit ist jetzt nicht nur mit erschreckend viel Ehrenkonvenienz, sondern auch mit so viel besonnenen Anstalten und Maßregeln verbunden, daß sie inmitten ihrer lächerlich wird und, statt ein wilder freier Wille zu sein, fühlbar ein öder sklavischer Zwang geworden ist." –

Es war eine Freude zu sehen, wie die Frauen am Gespräch der Männer teilnahmen, wie ihre Blicke dem jeweils Sprechenden folgten, wie sie mit Lebendigkeit sich im Erfahrungsgebiet der Männer zu bewegen wußten, wie sie lernten und zuhörten – andererseits durch ihre Anwesenheit alles aus der bloß männlichen Betrachtungsweise in eine menschlich-allgemeine hinüberdrängten.

Jetzt sahen alle zur Tür. Ein neuer, verspäteter Gast trat ein und wurde rings wie ein Erwarteter begrüßt. Eine Zeitlang hielten ihn Hausherr und Hausfrau fest, ehe er sich den einzelnen des Kreises, den er nur im ganzen begrüßt hatte, zuwenden konnte.

Der Hausherr rief: „Es ist übrigens gut, daß wir jetzt einen militärischen Sachverständigen hier haben. Walter, was sagst du zu dem Duell, das jetzt alle Gemüter bewegt? Wir sind, ehe du kamst, hier in der lebhaftesten Diskussion gewesen. –"

„Ja," warf eine Dame ein, „das furchtbare, gänzlich abrupte Schicksal dieses jungen Offiziers, das so sinnlos ist, hat uns alle in Erregung gebracht."

„Sie nennen sein Schicksal sinnlos, gnädige Frau? –" sagte Walter.

„Nun, ist der Tod eines jungen blühenden Menschen

um eines Taktfehlers oder, sagen wir selbst: um einer im Trunke begangenen ärgerlichen Unschicklichkeit willen nicht sinnlos?"

„Man mag im Schicksal nie einen Sinn finden, gnädige Frau. Aber wenn irgendwo, dann hier!"

„Wieso, Walter?" fragte die Hausfrau herüber. Walter lächelte ihr zu, als ob er eine Schalkheit vorhabe. Dann aber wurde sein Blick, der noch an ihr haftete, ernst. Er senkte ihn nachdenklich und sagte: „Wir finden das, was einer Naturregel entspricht, ja meist nicht sinnlos. Wenn ein Greis an Krankheit oder Altersschwäche stirbt, so erscheint uns das als etwas Selbstverständliches. Ein Greis, der im Zweikampf fiele, das wäre entlegen. Wie zu ihm Alter und Schwäche, so gehört zum Tod des jüngeren Menschen die Waffe des Gegners, der Sturz vom Felsen, die Tiefe der Flut. Das ist doch etwas höchst Natürliches."

„Ja, finden Sie denn" — entgegnete wieder die ältere Dame — „den Tod eines lebenskräftigen Organismus überhaupt sinnvoll, gleichviel, wodurch er hervorgerufen ist?"

Walter sagte: „Ich kann nur feststellen, daß das Zugrundegehen in den Jahren der stärksten geschlechtlichen Begierde, des Sinnentaumels, der Liebe im einfachen antiken Sinne, mindestens eine ebenso starke Regel ist, wie das Hinsterben der Greise. Der Organismus ist in der höchsten Geschlechtszeit wahrscheinlich stark auf Untergang eingestellt. Denken Sie an die vielen Liebesselbstmorde, zu denen die Leute meist ganz ohne ersichtlichen Grund getrieben werden. In diesen Zuständen rast man, befreit von Lebenssorgen wie Todesfurcht. Hinter Liebenden und Begehrenden steht der Tod. So steht der Jäger im Busch und lauert, wenn durch die dunstige schwüle Sommerstille, ohne

zu wittern, der Bock die Geiß treibt, wenn der Hahn balzt oder der Hirsch röhrt und sich das Liebchen wie den Feind heranlockt."

„Eigentlich, lieber Walter," sagte der Hausherr, „hätten wir von dir ehemaligem Offizier mehr ein ehrentechnisches Gutachten erhofft, statt dieser Lebensphilosophie."

„Ich kann das, was Sie sagen, übrigens nicht zugeben," sagte die ältere Dame nach einigen Augenblicken des Schweigens.

„Vielleicht werden Sie es, wenn Sie Näheres über den Fall erfahren."

„Ja, weißt du etwas? Erzähle!"

Alles rückte im Kreise neugierig an Walter heran. Der lehnte sich in seinem Armstuhle zurück, schloß die Augen halb wie nachsinnend und wiederholte: „Irgendwo im Elsaß hat zwischen zwei Offizieren, einem Artilleristen und einem Leutnant zur See, ein Duell stattgefunden, bei welchem der Artillerist, junger Ehemann und Vater, gefallen ist, der andere unverletzt blieb. Die Ursache des Duells war, daß der Gefallene bei der Heimfahrt nach einem Feste der Braut des andern unsittliche Anträge gemacht haben soll. Es wurde weiter berichtet, daß er sich schließlich ernüchtert sehr entschuldigt und das Mädchen ihm versprochen habe, die Sache begraben sein zu lassen. Als sie sich bald darauf verlobte, hätte sie trotzdem ihrem Bräutigam Kenntnis von dem Vorfall gegeben, worauf die Forderung erfolgt sei. Und übrigens soll die Verlobung nach stattgehabtem Duell aufgelöst worden sein. Ich gebe zu, daß diese Zeitungsnotiz zunächst nur Bitterkeit im Leser auslöst und das, was wirklich vorgegangen ist und worin sich nur eins der typischen Menschenschicksale — wenn auch ein sehr trauriges — erfüllt,

kaum erkennen läßt. Auch ist es die leicht mitteilbare Tatsache, die unser Gefühl aufregt, und erst die schwer mitteilbare Farbe des Geschehnisses, die uns manchmal zu versöhnen vermag. —

Versetzen Sie sich in die Seele zweier junger Menschen, die sich im Treiben einer Ballnacht finden, beide sind abgelöst vom Alltäglichen, festlich erregt, den sie umschwirrenden Reizpfeilen von Lust, Wärme, Musik, von Blicken und Bewegungen offen. Beide sind frei — doppelt frei im Augenblick, weil sie dauernd gebunden sind. Und frei sein heißt, das wissen Sie ja, einen Zwang suchen. Ohne daß sie sich dessen mehr bewußt sind, als es ihnen unsere Konvention gestattet und nahelegt, sucht jedes nach einem Partner der fröhlich-flüchtigen Stunden, nach einem Festgatten. Ja, ich möchte so sagen. Wir schließen selbst für Stunden Ehen. Nur so finden wir einen Ruhepunkt, auf den wir das Leben beziehen. Wir brauchen immer die Ergänzung. Der Zufall führt die beiden Menschen, die einander vielleicht schon obenhin kannten, in einem solchen Augenblick des Aufgeschlossenseins, der Erregtheit, in dem beide ihrem Gegenpol zustreben, zusammen. Ein Reiz des Kostüms, eine Farbe, die Art der Frisur, eine flüchtige Ähnlichkeit mit irgendeinem lieben Menschen — und auf der anderen Seite vielleicht nichts als das Innewerden des drüben erwachten Interesses; dazu das Gefühl der augenblicklichen Freiheit und ein wenig Wunsch und Entschluß, sich zu verlieben — so fliegen sie aufeinander zu; was sonst freundliche Sympathie wäre, ist rasches Begehren geworden."

„Ich begreife nicht," sagte jetzt die ältere Dame, „wie sich ein Ehemann, wie sich eine Braut so weit vergessen können, vor allem so rasch. —"

Das Interesse des Kreises hatte sich unmerklich von der Frage nach der Berechtigung und dem Sinn dieses tödlichen Duells hinüber auf den ganzen Vorgang gewandt. Und man hörte einen, der zuerst am eifrigsten das Geschehene verdammt hatte, sagen: „Es ist merkwürdig, wie solch eine Sache ein anderes Aussehen bekommt, wenn man Näheres über sie erfährt."

Walter aber antwortete wieder der Dame: „Zunächst, gnädige Frau, bedenken Sie, daß das Mädchen damals noch nicht Braut war, wenn sie auch schon als verlobt galt. Aber, abgesehen davon: ein verheirateter Mann, eine verheiratete Frau, die allein auf ein Fest gehen, oder also auch ein Ehemann und eine Braut, werden sich sehr viel rascher näher kommen können, wenn sie aneinander überhaupt Interesse finden. Sie fühlen das nur Augenblickliche, Flüchtige doppelt, sie spielen sicherer und harmloser. Sie fühlen sich auch einfach irgendwie als Kameraden, die ähnlich im Leben stehen, als reifere, von dem unerfahrenen Jungvolk abgetrennte, einander zugewiesene Partner. Ich denke mir, daß gerade für eine Braut ein Reiz darin liegt, mit einem Ehemanne, der schon der Welt angehört, in die sie nun eintreten soll, freundschaftlich zu sprechen, auch: zu fühlen, daß er sie dessen würdigt. Vielleicht entbehrt auch eine Braut, die schon angefangen hat, aus dem Umhegungskreise junger Mädchen, Familie und Freundinnen, sich hinauszufühlen, mehr, wenn sie dem Verlobten fern ist, und ist anschlußbedürftig, da sie in den Beziehungen, denen sie nun entwuchs, keine innerliche Heimat mehr findet. Haben Sie das nie beobachtet? Ein Mädchen, das an einen entfernten Geliebten denkt, sich fortwährend mit dem Gedanken an einen Mann beschäftigt, wird sinnlicher, unbewußt be-

gehrender und bekommt dadurch etwas von der Anziehungskraft der galanten Frau. In vielen Fällen wird das Gefühl für das andere Geschlecht ganz allgemein um so stärker werden, je mehr das Erinnerungsbild des abwesenden Bräutigams verblaßt. Nun begegnet sie einem jungen, hübschen, eleganten Offizier, dessen Frau leidend ist, der auch allein auf den Ball geht. Er hat den bunten Rock mit einem enganliegenden schwarz und gelben Narrenwams vertauscht, das dem schlanken, großgewachsenen Mann nicht weniger kleidsam sitzt als der Waffenrock. Man sieht ihm an, wie frei und leicht er sich fühlt; hat er doch bei jedem Schritt das innere Begleitbild seines guten Aussehens. Sie kennen sich flüchtig von einem anderen Ball, wo beide gegenseitig mit Freude feststellten, wie gut sie zusammen tanzten, wie sie im Rhythmus übereinstimmten. Ein paar Worte: ein Walzer beginnt; sie tanzen ihn, als ginge bei jedem Schritt und Wenden eine Welle durch ihre beiden Leiber, die sich aneinanderschmiegen, als seien sie eins. Sie hat noch mehrere Tänze frei, auch den Tischwalzer. Sie lacht: „Wohl, weil mich das Gerücht schon verlobt hat." Ritterlich bittet er sie um die Tänze und schreibt viele Male seinen Namen in ihre Karte. „Als Ehemann!" Sie lacht wieder. Schon sind sie einander näher. Sie bleiben zusammen, finden sich bald wie selbstverständlich in den Pausen, auch als Zuschauer der lebenden Bilder, die gestellt werden. Nun wird jedem von ihnen das Fest zum Hintergrund des andern und ihrer Beziehung zueinander. Es wird ihnen unpersönlich, wie Meer oder Wald. Sie sind auf einer Insel. Sie lassen das Fest um sich vorgehen. Und indessen zerfällt das Fest auch selbst in immer mehr Paare und kleine Gruppen, die in sich gewendet nur noch mit Gestalt und Gewand die Menge bilden,

indessen sie den Reigentanz in der Einsamkeit ihrer Seele mit Wenigen schreiten. Die Menschenpaare, denen Wein und Wirbel des Tanzes die Luft verschleiern, gehen achtlos, wie an Bäumen, aneinander vorüber. Niemand sieht mehr die Vielen, die um ihn wirren. Das Fest erblindet. Selbst Freunde, die der Abend anders band, entgleiten einander, werden Menge. Es ist spät. Keine neue Beziehung knüpft sich mehr. Aber die geschlossenen werden verlorener, inniger, in der überall in sich befangenen, beschäftigten, abgelenkten Umgebung sorgloser und vergessener. Die beiden, von denen wir sprechen, finden sich jetzt in einem Nebenraum, in dem in der ersten Pause noch viele plaudernde Gruppen standen, allein. Sie setzen sich und sprechen miteinander. Keiner von beiden sieht mehr das bunte Kostüm am andern; nur das grau gepuderte Haar ihrer Rokokofrisur, das wie Übermut über ihrer jungen Stirn und ihren jungen Augen steht, fällt noch mit in seinen Blick. Sie sprechen wie Freunde, die sich lange nicht sahen, von Angesicht zu Angesicht — über ernste Dinge, über Leben, Schicksal, Beruf. Bei ihm klingt über seinen Beruf ein leiser skeptisch-pessimistischer Unterton mit, der sie für ihn einnimmt. Und die Frage: „Was ist dann das ganze Leben gewesen?" Sie möchte ihn trösten. Wo an die Fragwürdigkeit des Daseins gerührt wird, fühlen wir uns alle gleich betroffen und haben keine andere Antwort, als den engeren Anschluß aneinander. Ihr Gefühl läßt einen Augenblick lang den Fernen und den Nahen ineinanderfließen, ist nur das allgemeine Gefühl des Weibes für den Mann, den Genossen. Sie reicht ihm die Hand. Er küßt sie: solche Stunden, in denen man einem Menschen begegne, seien das Beste, was das Leben biete. Sie antwortet leise: „Ja, und schade, daß es so schnell ver-

gangen ist. Ich muß jetzt meine Tante und Kusine suchen, mit denen ich heimfahren soll. Schade!" Sie gibt ihm nochmals die Hand. Er hält sie einen Augenblick. Sie sind ganz allein. Sie sehen sich an. Dann küßt er sie langsam auf den Mund. Sie schließt eine Sekunde die Augen und läßt es geschehen. Ihr künftiger Bräutigam hat sie noch nicht geküßt. In diesem Augenblick triumphiert der Nahe über den Fernen. Dann gehen sie gesenkten Blickes und ohne zu sprechen in den Saal zurück. Da sie nun Tante und Kusine nicht mehr treffen, ist es natürlich, daß er sie nach Hause bringt. Im Auto. Sie sitzen erst schweigend nebeneinander. Verlegen. Aber beide fühlen, wie in der Hast, mit der der Wagen durch die Stille der nächtlichen Straßen surrt, ihnen die letzten Augenblicke des Zusammenseins entfliegen. Und beide sind noch warm vom Erlebten. So läßt sie es geschehen, daß er sie umarmt — wie in einer Vergangenheit der Sinne, als sei ihre Seele mit all dem Lustgefühl, das aus ihrem Leibe erwacht ist, auf eine ferne sonnige Wiese entflogen und wisse nicht, was vorgeht. Er hält sie umschlungen und küßt sie lange. Ihr Mund, der nicht wiederküßt, scheint doch den Kuß zu nehmen, in sich zu ziehen. In der fliegenden Bewegung der Fahrt, während Laternenschein und Straßenecken undeutlich und zuckend am Fenster vorüberschießen, drückt jede Kurve die beiden Leiber wie mit der Kraft einer die Welt durchwirkenden außerpersönlichen Leidenschaft, der sie gehorchen müssen, zusammen. Ein Zucken geht durch den Körper des Mädchens. Da versucht er das Letzte von ihr zu erhalten. Ein rascher Angreifer war er immer und meist Sieger. Ehe er heiratete, hatte er zwei Duelle mit beleidigten Ehemännern. Das Gefühl des jagenden Fahrens erhöhte in ihm noch den Rausch

der verdämmernden Festnacht. Was würden Sie sagen, wenn das Auto mit den beiden jetzt zerschellte und sie zerschmettert an einer Brücke lägen? Sie würden sie bedauern und doch irgendwie glücklich preisen. Das Schicksal hat es den beiden nicht erspart, zu erwachen, ehe sie zerschellten. Das Mädchen kommt zu sich, erschrickt, stößt ihn zurück, will den Wagen aufreißen und hinausspringen. Der Mann neben ihr ist ihr widerwärtig mit einemmal. Ekel überkommt sie. Das ernste Gespräch, in dem die beiden sich fanden, scheint ihr jetzt beschmutzt. Auch er wird nüchtern und fühlt, daß er den feinen Takt der Liebe verletzte, daß er, sozusagen, eine Formalität begehrte, als sich ihm ein Gefühl schenkte, daß er ein Wesen, das ihm nur in Sinnenvergessenheit gehören konnte, brutal aus dieser Sinnenvergessenheit aufweckte. Ihm kommt die Unmöglichkeit der Lage zu Bewußtsein: er verheiratet, sie wahrscheinlich bald verlobt; das in den engen Konvenienzen ihres Standes. Er zittert vor Folgen. Er fühlt plötzlich die Grundlagen seines Lebens erschüttert, sich und ebenso die Menschen, mit denen sein Leben dauernd verbunden ist, gefährdet. Er erschrickt tiefer, als das Mädchen, weil er über unabsehbare Folgen erschrickt, während sie sich nur des Moments bewußt wird. Er ist ganz betreten und will nur noch eins: diese Gefahr aus der Welt schaffen! Damit beging er den zweiten schweren Fehler. Sie standen, indessen der Wagen fortfuhr, einander an der Haustür gegenüber, sie, ganz Dame plötzlich, mit entrüstetem Gesicht. Jetzt mußte er seine Übereilung gutmachen, das Mädchen wiedergewinnen, sie aus der Ernüchterung in das weiche Gefühl zurücklocken, in dem sie sich umarmt hatten, und in diesem Gefühl, in diesem geheimen, nur ihnen beiden gehörenden Glückser-

lebnis mußten sie sich für immer trennen. Das hätte das Schicksal aufhalten können. Statt dessen sagte er hastig, so daß es den Anschein hatte, als sei ihm das Mädchen nur für die Lust von ein paar Stunden gut gewesen: „Ich bitte um Verzeihung und bitte Sie, die Sache begraben sein zu lassen." Irgendein weiser Mann hat gesagt: „Es ist eine Unhöflichkeit, wenn man eine schöne Frau nicht begehrt." Jedenfalls darf man sie nie merken lassen, wenn man sie aufgibt. Das Mädchen empfand die ängstliche Sorge in den Worten des Offiziers, durch die alles, was an diesem Abend geschah, für sie beleidigend wurde. „Ich weiß nicht, ob ich das kann." Er drängte heftiger in sie, daß sie ihm versprechen sollte, die Sache niemandem, auch ihrem Bräutigam nicht, mitzuteilen. Sie antwortete immer unnahbarer: „Ich bin nicht mehr fähig, zu entscheiden, was ich zu tun habe." Und als er weiter bittet, geht sie mit einem abweisenden „Ja, ja" ins Haus hinein. —"

Walter hielt einen Augenblick inne und ergänzte seinen Bericht dann kurz:

„Der Offizier hat seinen Dienst weitergetan, sein Leben weitergelebt, wie bisher. Nur ist seiner Umgebung aufgefallen, daß er häufig gedankenabwesend war. Er war von den möglichen Folgen der Sache bedrückt, wenn es ihm auch manchmal gelang, sich zu Hoffnung und kurzer Fröhlichkeit zu überreden. Das Mädchen, dem dies Erlebnis, weil es nicht in Harmonie ausgeklungen war, wie ein Schleier über aller harmlosen Freude lag, sah apathisch der bevorstehenden Verlobung entgegen und gestand ihrem Bräutigam gleich nach dem Ringwechsel in langer Unterredung alles Geschehene. Das Weitere wissen Sie."

„So erscheint freilich das Ganze wie ein unabwendbares

Schicksal," sagte die Hausfrau, „aber Walter, wer hat die Verlobung aufgelöst?"

„Ich weiß das nicht. Aber ich sehe auf beiden Seiten gleichstarke Gründe für diese Auflösung. Sollte er, Seeoffizier und viel von Hause fort, ein Mädchen heiraten, das durch den Augenblick so gefährdet werden konnte? Sollte er sich mit Sorge und Mißtrauen belasten, die ihn doch nie verlassen hätten, selbst wenn seine Braut durch dies Erlebnis gelernt hätte, völlig ihrer sicher zu werden? Sollte sie einen Mann heiraten, dem sie schon bei der Verlobung Anlaß zu Bedenken geben, den sie in Lebensgefahr bringen und auf dessen Mißtrauen sie rechnen mußte? In dieser Ehe wäre immer der Schatten eines Toten, eine Schuld, ein schweigender Vorwurf gewesen. Es ist eigentlich gleichgültig, wer die Verlobung aufgelöst hat. Beide Teile hätten es müssen."

„Wie trug die unglückliche junge Witwe den Schlag?" fragte die ältere Dame.

„Ich weiß es nicht, Gnädigste!" sagte Walter. Und als er sah, daß man von allen Seiten noch Fragen an ihn bereit hielt, unter denen auch die nach der Quelle und Beglaubigung seiner Darstellung sein mochte, lächelte er freundlich und sagte: „Ich weiß auch nichts, als was in der Zeitung gestanden hat. Aber so ungefähr denke ich mir den Zusammenhang!"

Eine Wiedergeburt

Eine kleine Künstlergesellschaft ist in einer Malerwerkstatt versammelt. Ein Lautensänger hat zurückgelehnt ein paar alte Volkslieder gesungen; und sie alle, junge Männer und Frauen, hat die unendliche Lebenssehnsucht ergriffen, aus der die Kunst sich nährt, aus der sie wird: diese Welt, in der kein grauer Alltag ist, in der immer die Gefühle voll und lebendig strömen, Freuden wie Schmerzen, in der keine Stunde nutzlos verrinnt, kein Mensch dem anderen gleichgültig ist, in der alles liebt und haßt, in der selbst der Tod herrliches gesättigtes Leben ist.

Wieder klingen die Gläser und leben die Gespräche auf. Da, dort, in Gruppen: der Maler und seine junge Frau sprechen mit dem Musiker davon, wie Farben und Töne, im Zusammenklingen der einzelnen, ähnliche Wohlgefühle ergeben. Der schwer redende Bildhauer hört zu, und wenn er ein Wort sagt, etwa: daß die ineinander verfließenden Umrißlinien einer Gestalt, um die man herumgeht, ganz dasselbe seien wie aufgelöste Akkorde, dann scheint er mit der Hand in der Luft zu formen und zu modellieren. Der Baumeister spricht mit dem Dichter, der ihm der verständnisvollste Freund seiner Räume schaffenden Kunst zu sein scheint. Der Lautensänger ist nah an das große, spiegelnde Fenster getreten und sieht im Schatten seines blonden Kopfes über die flachen Dächer und in die tiefen, dunklen Höfe.

Da gewinnt von einer Seite des Raumes her ein Gespräch über alle anderen die Oberhand. Alle beginnen sich

an ihm zu beteiligen, wenigstens zuhörend. Es ist das Thema vom Leben nach dem Tode und die Frage nach der Wiedergeburt der Menschen.

Es sind alles ganz diesseitige Menschen in dem kleinen Kreise, die dem Tage und der Stunde gehören und deren Gedanken über alle arme Gegenwart hinaus der Zukunft zu eigen sind. Sie alle scheuen den Tod, weil Leben der Inbegriff und die Inbrunst ihrer Arbeit ist und weil das, was sie schaffen, das zwischen beglückender Wirklichkeit und quälender Unwirklichkeit schwankende Erzeugnis einer Lebenssehnsucht ist, die oft irrend sich im Leben selbst zu befriedigen sucht.

Einen Augenblick hat die Ansicht, daß die Seele wieder zurückfließe in das All einer unendlichen Seelenflut, einer Weltseele, in der sie vergeht und im wogenden Meer die Tropfengestalt aufgibt, das Gespräch beherrscht. Aber, was Volk und Knecht und Überwinder jederzeit gestehen: daß das höchste Glück der Erdenkinder nur die Persönlichkeit sei, das bricht auch hier bald in den Meinungen und Gegenmeinungen durch. Tropfen will Tropfen bleiben und nicht in der herrlichsten, leuchtendsten Welle vergehen. Und aus der Welle müßten sich ja doch nur wieder die Millionen neuer Tropfen bilden! So wird die Wiedergeburt, die Wiederkehr des Menschen in neuer Gestalt, bald die beherrschende Vorstellung, zu der jeder einen Gedanken, ein Erlebnis, ein Gehörtes oder Gelesenes beibringt.

Man spricht davon, daß es Menschen geben soll, die sich deutlich an Zustände, Gefühle, Sinneneindrücke, ja an klare Erlebnisse aus einem früheren Leben erinnern. Jeder fast kennt irgendeinen, der das behauptet; ja, eine junge Frau wagt schüchtern die Mitteilung, daß sie selbst im gleichen

Falle sei. Als man lebhaft in sie dringt, doch Näheres zu sagen, errötet sie und schildert ihren ehemaligen Erdenwandel als den eines lockeren Dämchens aus der römischen Kaiserzeit – bis unter allgemeiner Heiterkeit ihr der Dichter den einst viel verbreiteten Roman nennt, aus dem sie wohl durch allzufrühes Lesen die darin enthaltene Gestalt aufnahm, vergaß und später einmal in sich wiederfand.

Auch keiner der anderen Fälle, die erzählt werden, scheint irgendeine Gewähr dafür zu bieten, daß nicht Phantasie und Selbsttäuschung vorliegen. Dann macht der Architekt noch darauf aufmerksam, daß es ja eine ganz ähnliche Täuschungserscheinung im einzelnen Leben gäbe, für die man gute, natürliche Erklärungen gefunden hätte.

„Jeder hat es wohl ein oder mehrere Male erlebt," sagt er, „daß er in irgendeinem Augenblick das bestimmte Gefühl hatte: diesen Augenblick, diesen Zustand, alles wie jetzt, habe ich genau so schon früher einmal gelebt; er ist nur eine Wiederholung. Mir ist das besonders häufig in meiner Kindheit und bei Träumen begegnet. Ich wußte während des Träumens mit aller Bestimmtheit: diesen Traum habe ich schon unzählige Male geträumt – oder, wie es mir natürlich im Traum vorkam: dies habe ich schon oft erlebt. Und ebenso bestimmt wußte ich nach dem Erwachen, daß ich diesen Traum früher noch nie geträumt hatte. Man erklärt diesen Vorgang etwas grob-stofflich dadurch, daß wir jede Vorstellung in beiden Gehirnhälften – so etwa wie das einfache Gesichtsbild durch das, was beide Augen gemeinschaftlich sehen – gleichzeitig und dann zusammenfließend bilden. Wenn nun durch eine Störung diese Gleichzeitigkeit auch nur um das Tausendstel einer Sekunde verschoben wird, so daß die Vorstellung zweimal rasch hinterein-

ander entsteht, nimmt sie die Gefühlsfarbe einer bestimmten früheren Erinnerung an. Aber man braucht meiner Ansicht nach gar nicht so weit zu gehen. Das Erinnerungsgefühl ist, wie wir täglich sehen, etwas Schwankendes, Verschwommenes, zu Täuschungen Geneigtes, das sowohl wirkliche Erinnerung auslöscht als auch nie Erlebtem die Farbe des Geschehenen zu geben vermag. Wenn das im Einzelleben geschieht, wie wenig Wert ist da noch auf angebliche Erinnerungen aus einem früheren Erdendasein zu legen!"

Man stimmte ihm bei. Und, wie um die Bedeutungslosigkeit der ganzen Vorstellung von der Wiedergeburt des gestorbenen Menschen auf dieser Erde noch mehr zu bekräftigen, sagte der Lautensänger: „Wie wäre denn auch eine solche Wiedergeburt überhaupt als ein Fortleben nach dem Tode anzusehen, wenn der neue Mensch nicht die volle, klare Erinnerung an sein früheres Dasein, wenn er nicht bewußt sein Ich wiederfände! Unser Ich besteht doch in unserem Gedächtnis. Da sich nun niemand an einen früheren Erdenwandel erinnert, so ist es schließlich ganz gleichgültig, ob es eine solche Wiedergeburt gibt oder nicht."

Da sagte der Dichter: „Nein! Hört zu! Ich will euch eine Geschichte erzählen von einem Menschen, der durch einen Sturz sein Gedächtnis vollständig verlor und in seinem Geiste keine Brücke mehr zu der Zeit vor seinem Sturze fand; der ganz eigentlich eine Wiedergeburt erlebt hat. Es ist freilich zu bedenken, daß die Geschichte sagenhaft ist und keinesfalls den Anspruch auf wissenschaftliche Beweiskraft erheben kann. Sie soll sich im achtzehnten Jahrhundert zugetragen haben. Ein sächsischer Fürst, der in seiner rechtmäßigen Ehe kinderlos war, hatte einen unehelichen Sohn, den er über alles liebte und vergötterte. Er war einem

späten Liebesverhältnis des alternden Mannes entsprossen, der ein schlechtes Leben hinter sich hatte, ein Trinker und im Rausch ein unberechenbarer, jähzorniger Wildkopf war. Die Mutter des Jungen, die bei seiner Geburt starb, war ein bescheidenes, noch sehr junges Hoffräulein, das für fromm, einfältig und tugendhaft galt. Vielleicht hatte sie der sinnliche, brutale Mann nach einem kräftigen Trunke mit Gewalt zur Liebe gezwungen. Näheres wußte niemand. Der Junge hatte die rohe, herrische Gemütsart seines Vaters geerbt. Er war hochfahrend, stolz, grausam gegen Menschen und Tiere. Es gab wohl keinen unter dem Hofgesinde, der ihn gern hatte. Am liebsten jagte und ritt er. Die Hetzjagden, auf die der Alte schon den Siebenjährigen mitnahm, machten ihm besondere Freude; weniger der spärliche Unterricht, den er von dem Hofgeistlichen erhielt und dem er sich meist geschickt zu entziehen wußte.

So war er acht Jahre alt geworden. Als er wieder einmal statt zu lernen sein Roß tummelte und weitab vom väterlichen Schloß durch Wälder und Felder streifte, kam er an eine ihm unbekannte Wiese, auf der eine große Rinderherde weidete. Ein Hirte war nicht zu sehen; das Vieh hatte sich zum Teil tief in den Waldrand hinein zerstreut und fraß dort das junge Grün der niedrigen Bäume ab. Während er noch hielt und das ihm bisher unbekannte Tal betrachtete, stürmte plötzlich aus den Gruppen der weidenden Rinder ein mächtiger schnaubender Stier hervor. Jäher Schrecken erfaßte den Jungen. Das wütende Tier jagte mit gesenktem Kopfe über die Wiese heran, daß der feuchte Grasboden dumpf vom Aufschlag der Hufe erbebte. Der Junge war wie gelähmt — da bäumte sich sein Pferd auch schon hochauf, sprang seitwärts, daß er die Bügel verlor

und sich kaum im Sattel halten konnte; dann jagte es wie rasend den Waldrand entlang. Der wilde Ritt endete damit, daß der Reiter aus dem Sattel flog, mit dem Kopfe gegen einen Baumstumpf geschleudert wurde und bewußtlos liegen blieb.

Es war kein angenehmer Abend für die Umgebung des Fürsten, als der besinnungslose kleine Kerl von Bauern ins Schloß gebracht worden war. Der Fürst wechselte zwischen fassungslosem Schmerz und Wutausbrüchen. Dann umarmte er den alten Leibarzt, weil der Hoffnung gab, daß der Gestürzte am Leben bleiben würde.

Er blieb auch am Leben, aber sein Geist schien ausgelöscht und versiegt. Er nahm zwar nach einigen Tagen Nahrung zu sich; doch, wenn er seine Augen öffnete, war sein Blick stier, und die Augäpfel schienen sich absichtslos in ihren Höhlen zu bewegen. Auch sprach er nichts.

Das dauerte schon viele Tage so, und immer noch gab der Arzt Hoffnung, daß der Geist wiederkehren werde. Nach drei, vier Wochen wurden seine tröstenden Reden aber seltener, und nach sechs Wochen sagte er dem Fürsten, daß nicht mehr auf eine Wiederherstellung zu rechnen sei. Der Junge werde möglicherweise am Leben bleiben, aber wohl immer toten oder siechen Geistes sein.

Der Fürst, der vielleicht im stillen selbst schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, nahm das ruhiger auf, als der Arzt erwartet hatte. Er kam von da ab nicht mehr so oft zu dem Kranken, der nie seine Anwesenheit bemerkte; er trank noch mehr als früher und war noch härter zu seinen Untergebenen. So hatte es wieder einige Wochen gedauert, als der Leibarzt und der Hofgeistliche eines Tages schüchtern und weitausholend mit dem Vorschlag kamen, den Kranken zu

entfernen und irgendwo in gute Pflege zu geben. Sie streiften dabei nur ganz nebenbei die Tatsache, daß die Menschen in dem geschehenen Unglück eine Strafe für das lasterhafte Leben des Fürsten erblickten und daß es auch, um dies Gerede verstummen zu machen, gut wäre, wenn der Kranke fortkäme und vergessen würde. Schon eingehender sprachen sie davon, daß dem Junker ein Wechsel der Luft und der Umgebung vielleicht gut tun würde; und ganz dringend betonten sie, daß die Gesundheit des Fürsten unter der Nähe und dem häufigen Sehen des elenden, zum Tier gewordenen Sohnes leide. Der Fürst hatte diesen Vorschlag das erstemal schweigend angehört. Als sie ihn aber nach mehreren Tagen wiederholten, nickte er zustimmend. Der Kranke wurde zu einem Pfarrer ins Gebirge gebracht, der als ein Seelenkundiger galt. Der Fürst befahl, ein gutes Kostgeld zu zahlen, das der Pfarrer, soweit er es nicht für die Pflege brauchte, seiner armen Gemeinde zukommen ließ. Der Fürst gab ferner Befehl, daß, wenn jemals eine Besserung bei dem blöde Gewordenen eintreten sollte, man es ihm melde; doch nur, wenn die Besserung unzweifelhaft und merkbar sei. Es schien, er wollte die Qual dieses Schicksals ganz vergessen. Er wurde auch einige Zeit, nachdem sein Sohn fortgebracht worden war, wieder erträglicher für seine Umgebung.

Der Junge blieb auch an seinem neuen Aufenthaltsort stumpf, teilnahmlos, ohne Sprache. Er wuchs während der nächsten zwei Jahre wenig und schien sich überhaupt körperlich schwach zu entwickeln. Ein Tag verging für ihn wie der andere. Wenn es das Wetter erlaubte, saß er auf einer Bank in dem kleinen Garten und starrte entweder in die Weite der Berg- und Tal-Landschaft, die sich hinter der

Gartenhecke aus Rosengesträuch tief absinkend breitete; oder, noch öfter, zu den Wolken und den über das Dach hängenden Wipfeln hinauf; manchmal stundenlang ohne sich zu regen. Dabei war sein Gesicht nicht immer ganz teilnahmlos. Wenn der Wind die Kronen der Bäume bewegte, daß sie über dem Giebel schwankten und sich neigten oder sich plötzlich zitternd und raschelnd hochauf und zurück richteten; wenn schnelle Schwalben über das Haus schossen, ein Mäuschen im Herbst durch den Garten lief oder die schweren Holzwagen auf der Straße vorüberknarrten, dann glitt es wie ein Freudenschimmer über sein ausdrucks- und gedankenloses Gesicht. Dann zuckten wohl rasch einmal die Hände, oder er ging gar mit unbeholfenen Schritten bis an die Hecke und starrte hinüber. Denn das Gehen war nach langen, mühseligen Versuchen, die der Pfarrer mit ihm angestellt hatte, wiedergekommen.

Der Fürst hatte in der ersten Zeit noch manchmal nachfragen lassen, wie es dem Kranken ging; als er immer denselben Bescheid bekam, war das nun schon monatelang unterblieben.

Da brach in dem tiefer gelegenen Walddorf, zu dem das einsame Pfarrhaus gehörte, eine schlimme Seuche aus. Alle, die sie befiel, bekamen hohes Fieber, phantasierten oder sanken in Bewußtlosigkeit. Viele starben. Und die Genesenden blieben noch lange nachher blaß, schwach, kraftlos und brauchten Monate, ehe sie wieder ihre tägliche Arbeit verrichten konnten. Diese Seuche befiel auch den Blöden. Erst schüttelten ihn öfter Fröste, dann versagte das Gehen, dann die Nahrungsaufnahme, und er versank in einen noch tieferen Zustand von Bewußtlosigkeit, als er ihm sonst eigentümlich war, und lag fast ununterbrochen mit geschlossenen

Augen im Schlaf. Man pflegte und wartete ihn; aber selbst in dem gütigen Pfarrer keimte wohl der Wunsch, die Krankheit möchte den armen Elenden sanft hinwegnehmen.

Als die Krankheit etwa acht Tage gedauert hatte, veränderte sich der Zustand des Jungen. An die Stelle der regellosen schlafähnlichen Benommenheit trat allmählich eine seltsame Erregtheit. Er richtete sich plötzlich auf, seine Augen, die sonst immer nur wie haltlos umhergeirrt waren, richteten sich fest und starr auf bestimmte Stellen des Zimmers, manchmal auf die hellen Fenster, manchmal in die dunkle Ecke neben der alten Stehuhr, auch auf die Tür, wenn draußen Schritte im Flur vorübergingen. Er stieß öfters unwillkürliche, erschreckte oder erstaunte Laute aus, die sich dann in Husten- und Krampfanfälle zu verlieren pflegten. Bald sah er auch die Menschen an, die zu ihm kamen. Dabei war sein Blick freilich wie mühsam festgehalten, glitt immer nach kurzer Zeit wieder ab, zitterte und verdrehte sich, oder die Lider sanken über die unruhigen Augäpfel; und der Kranke fiel in die Kissen zurück. Und einmal kam es, daß er mitten in der Nacht, in der er bisher ganz ruhig gelegen hatte, sich mit einem wilden Schrei aufrichtete und — zum erstenmal seit seinem Sturze — ein gelalltes Wort über die Lippen brachte: „Der Stier, der Stier!" Dann warf er sich im Bett herum, daß er die Schulter an die Wand stieß und wohl noch eine Viertelstunde vor Schmerz wimmerte. Diesen, offenbar von einer unerhörten inneren Spannung hervorgepreßten Worten folgten bald andere: „Hektor", der Name seines Hundes; er verlangte mehrmals „eine Schaufel für das Gold", drohte einmal: „Mein Vater wird euch schon helfen!" und murmelte traumbefangen unverständliche Worte, mit wech-

selndem, bittendem, befehlendem, überlegendem Tonfall, so, als ob er mit jemand anderem im Gespräch sei.
Der Pfarrer, der den Kranken unablässig beobachtete, begann zu hoffen, daß dies die Anzeichen neuer Rettung seien, und pflegte ihn mit größter Sorgfalt und Mühe — als auf einmal das Fieber eine schwindelnde Höhe erreichte, während welcher der Kranke aber nicht mehr sprach, dann ganz plötzlich fiel, so daß die abgezehrte, blasse Hand des Jungen, die sonst wie Feuer gebrannt hatte, sich ganz kühl anfühlte, dann wieder stieg und so mehrmals rasch hintereinander wechselte, während eine tiefere Ermattung und Abspannung Platz griff, so daß der Kranke jetzt wieder fast immer mit geschlossenen Augen und schlafend dalag.
Das dauerte etwa zehn Tage. Dann schwand das Fieber gänzlich und blieb fort. Auch die anderen Zeichen der Krankheit verloren sich. Eines Morgens erwachte der Junker mit einem neuen lebhaften Ausdruck in dem ganz eingefallenen, bleichen Gesicht; er machte Zeichen mit den Händen, daß er zu essen haben wolle, und brachte mühsam das Wort „Hunger" hervor.
Von da ab schien er auch von den Folgen seines Sturzes, der jetzt drei Jahre zurücklag, langsam zu genesen. Er sprach unter der Anleitung des Pfarrers bald mehr und nahm zu. Der Pfarrer hatte von der Anderung im Befinden seines Pfleglings bald dem Leibarzt und dieser dem Fürsten Bericht erstattet. Auf den Rat des Arztes wurde beschlossen, den Jungen ruhig bei dem Pfarrer zu lassen und durch keine plötzliche Erinnerung an die frühere Zeit oder durch ein Wiedersehen mit seinem Vater die Heilung zu gefährden. Denn das Merkwürdige war, daß der Junker, obwohl seine Genesung jetzt rasch fortschritt und er Interesse, nament-

lich für den Garten und den Wald zeigte, ohne jede Erinnerung an die Zeit vor seinem Sturze blieb. Jeder Versuch des Pfarrers, der sich fortwährend mit ihm beschäftigte und ihn unterrichtete, verlief in dieser Richtung ergebnislos. Wenn er den Jungen vorsichtig nach der früheren Zeit fragte, schien dieser erst gar nicht zu verstehen. Dann sagte er, er sei doch immer hier gewesen. Später wollte er als Kind in dem Garten gespielt haben und dann krank geworden sein; vor seiner Krankheit seien aber andere Leute dagewesen, die ihn nicht in den Wald und das Dorf gelassen hätten; er freue sich, daß er jetzt dorthin gehen dürfe. Auf die Frage nach den anderen Leuten versank er in Sinnen und sagte dann: sie seien ganz merkwürdig, dreieckig und sehr lang gewesen und einer habe ihn einmal furchtbar erschreckt. Er hätte immer das Gefühl gehabt, daß sie daseien und nicht daseien, sprächen, daß ihre Worte aber nur sichtbar, nicht zu hören gewesen wären. Er hätte sich vor ihnen gefürchtet und in ihrer Gegenwart immer ein Schwanken des Bodens gefühlt, sich anhalten und die Augen schließen müssen. Auch sei es manchmal vorgekommen, daß sie ihn wie ein Bild auf der Tafel weggewischt hätten und er dann hinter ihnen wieder zur Tür hätte hereinkommen müssen. Es war klar, daß er von seinen Fieberphantasien während des Typhus sprach.

Da ihn diese Gespräche sichtlich verwirrten und stets für längere Zeit müde und abgespannt machten, wiederholte der Pfarrer die nutzlosen Fragen seltener und seltener; er erzählte nur noch manchmal wie ein Märchen von dem, was er aus der Kindheit des Elfjährigen wußte. Das hörte der Junge mit Interesse und Spannung an, ohne aber jemals zu verraten, daß er eine Beziehung zu sich darin fand.

Um der Freude des Jungen am Walde eine bestimmte nützliche Richtung zu geben, zog der Pfarrer später den fürstlichen Förster heran und übergab ihm den Jungen zur Ausbildung als Forstmann. Der Förster nahm den Jungen auf seine Waldgänge mit, erklärte ihm die verschiedenen Baumarten, die Buchen, Birken, Ahorn, Sahlen, die Tannen, Fichten und Kiefern, die Erlen und Eschen. Er zeigte ihm die ausgekohlten Waldstellen, die mit jungem Holz beflogen waren, und die Stellen, wo das von Pferden oder Rindern verbissen war. Er machte ihn auf die Scharbäume, die man zum Besamen stehen ließ, aufmerksam und erzählte ihm, was es für verschiedene Arten von Waldverderbern gäbe, unter denen er besonders die Harzer schalt, die die Bäume anlachten, d. h. Rinnen hineinrissen, an denen manchmal die Bäume eingingen, und die Köhler; aber auch den anderen Holzgewerblern, den Schindlern, Büttnern, Wagnern, Kammachern, den Löfflern und Mulderern, den Drechslern und Schnitzern, die fast alle ihr Bedarfsholz stahlen, war er nicht gewogen. Dann belehrte er ihn über die schadhaften Tiere, die man ausrotten müsse, die Bären, Wölfe, Füchse, über die Raubvögel und über alles, was die Jagd anging. Der Förster hatte in dem Jungen einen gelehrigen Schüler, der auch gut mit der Armbrust schießen, mit dem Spieß die Sau erlegen lernte und an der Jagd große Freude hatte. Trotzdem sie auch in dem neuen Leben sein höchstes Vergnügen war, hatte der Junker doch fast nichts mehr von seiner früheren Wildheit, Roheit und Härte. Er war freundlich, bescheiden, lenksam, half gern beim Pflanzen und Umpflanzen im Garten, lernte das Veredeln der Obstbäume und der Rosenstöcke, das Verziehen der Salat- und Gemüsepflanzen, half beim Mähen,

bei der Heu- und der Obsternte. Auch hatte er Schreiben gelernt und las mit dem Pfarrer in der Bibel und ein paar alten Volksbüchern, die dieser von einer Messe mitgebracht hatte. Er wurde kurzweg „Junker Kurt" genannt, und, um nicht erst durch auftauchende Zweifel und Fragen über seine Herkunft gefährlichen Zwiespalt in der Seele des so schwer Genesenen zu wecken, hatte ihm der Pfarrer erzählt, seine Eltern seien beide tot, sie hätten ihren ganzen Besitz verloren und ihn, den Junker, vor ihrem Tode zu dem Pfarrer bringen lassen. Dabei nannte er ihm den Namen seiner Mutter, den der Junge wohlgefällig als seinen Namen nachsprach und mit dem er einmal einen Brief an den Pfarrer unterschrieb, als der längere Zeit hatte verreisen müssen.

Ich erzähle nun rasch den Schluß der Geschichte. Der Junker ist mit dreizehn Jahren jäh und auf seltsame Weise zugrunde gegangen. Der Fürst, sein Vater, der viel kränklicher geworden war, hatte ihn noch einmal sehen wollen. Dazu kam, daß der Leibarzt meinte, es könne jetzt der Versuch gemacht werden, den Jungen in allmählichen Übergängen an seine Kindheit zu erinnern; er schien dazu jetzt gesund und in seiner Seele gefestigt genug. So ließ sich denn eines Tages der Fürst nach dem einfachen Pfarrhaus tragen und nahm den Lieblingshund seines Sohnes, den alten Hektor, mit.

Der Junge wußte nicht, wer der vornehme Gast war, der ihm gänzlich fremd zu sein schien. Er beantwortete seine Fragen höflich, bescheiden und offen und sah dabei so hübsch und nett aus, daß es dem Fürsten sichtlich schwer ankam, nicht aus der ihm vom Arzt dringend anbefohlenen Rolle zu fallen. Den Hund streichelte der Junge; aber es war

nicht zu bemerken, daß er ihn etwa anders betrachtete als die Hunde des Försters, mit denen er auch oft spielte.
Am Abend dieses Tages wurde der Junge nachdenklich und wie geistesabwesend, was dem Pfarrer so auffiel, daß er die besten Hoffnungen zu hegen anfing. Als er dann spät noch einmal in die kleine Stube ging, in der der Junge schlief, war Junker Kurt verschwunden. Der Pfarrer stieg die Treppen hinunter, um seine Schwester, die dem Witwer die Wirtschaft führte, nach dem Jungen zu fragen; sie kam ihm aber mit der Botschaft zuvor, daß ein armer Mann, der am Nachmittag eingesprochen hätte, den alten vergoldeten Becher vom Arbeitstisch, neben dem er sein Almosen bekommen hätte, gestohlen haben müsse. Von dem Junker wußte sie nichts; sie hätte ihn seit Dunkelwerden nicht mehr gesehen. Der Pfarrer ging gleich zum Förster, bei dem der Junker auch nicht gewesen war, und fragte dann erfolglos im Dorf herum.
In derselben Nacht wurden Schloßbedienstete auf dem etwa drei bis vier Meilen entfernten fürstlichen Landsitze, auf welchem Kurt aufgewachsen war, auf ein Graben und Hacken im mondhellen Park aufmerksam. Sie schlichen sich mit einer verdeckten Blendlaterne hinaus und hörten jetzt zwischen den herbstkahlen Stämmen hindurch das Geschaufel und Gehack in einem Mauereck des Parks, wo besonders viele und dichte Gesträuche standen. Nahe herangekommen öffneten sie die Laterne und sahen, wie sich blitzschnell eine Gestalt zu ihnen wandte, die eine große Schaufel in der Hand hatte. Verzerrte wilde Züge in einem ganz knabenhaften Gesicht starrten sie einen Augenblick an. Aber noch ehe sie Näheres erkennen konnten, drang der Mensch mit erhobenem Spaten und einem tierischen Ge-

heul auf sie ein und rannte, als sie entsetzt zur Seite wichen, durch den Park davon. Sie fanden an der Mauer einen Erdhaufen geschüttet und daneben ein armtiefes Loch, in dem allerhand goldenes Gerät lag, Leuchter, Schmucksachen, ein Dolch und andere Waffen, zuoberst aber ein großer vergoldeter Becher. Sie erinnerten sich sofort, daß vor etwa fünf Jahren ein Hofbedienter wegen mehrerer Diebstähle, die er allerdings heftig und unter Tränen geleugnet hatte, weggejagt und ins Gefängnis geworfen worden war, wo er noch gefangen saß. Sie standen ohne Deutung vor dem Rätsel, als einer plötzlich rief: „Ich glaube, es war der Junker!" — Diese Vermutung bestätigte sich. Man fand den Junker am nächsten Mittag, als Jäger auf der Suche nach ihm den Wald durchstreiften, tot und zerschmettert am Fuße eines Felsens liegen, der genau zwischen dem Schloß und dem einsamen Pfarrhaus lag.

Das ist meine Geschichte. Wenn ihr von dem Letzten absieht, wo offenbar eine Erinnerung in dem kranken Ich des Jungen durchbrach, so werdet Ihr zugeben, daß es für den Junker vollauf gleichgültig war, daß er keine Erinnerung an sein früheres Leben hatte, daß er nach der Krankheit trotz aller Veränderungen in seinem Charakter derselbe war und sein Leben nachher so gut empfand wie vorher. Keiner wird sagen wollen, daß er gestorben sei und ein anderer Mensch zu leben begonnen hätte. Die Wiedergeburt ohne Erinnerung ist also schon in diesem Leben möglich. Was für den Junker der Sturz war, ist für die anderen Menschen der Tod: ein Trank Lethe. Und der ist notwendig: denn ohne ihn würde man zu wissend sein, um ein neues Dasein voll leben zu können."

Der Meinungsaustausch begann, und man fragte den Dichter, ob er an die Wiedergeburt glaube. Er nickte leise und sagte: „Eines Abends – ich hatte mich den ganzen Tag über unbegreiflich arm und wesenlos gefühlt – saß ich spät noch allein. Es war ganz still, das Haus still, die Straße still. Da kam plötzlich ein immer stärkeres Jetztgefühl, Ichbewußtsein – wie soll ich es nennen? – in mir empor. Worte können es nicht beschreiben. Aber es war wie die Gewißheit einer ungeheuren, unendlichen Vergangenheit, die ich so empfand, als sei die ganze Höhe des Hauses und der Boden darunter ein offener Abgrund, aus dem ich aufwuchs, ich, der fortwährende Übergang von Gegenwart zu Vergangenheit, ich, das Daseinsgefühl. Es gab keinen Anfang dieses Daseinsgefühls. Nur wie Schlummer war mir die Zeit vor meinem geistigen Erwachen. Da schöpfte ich den Glauben an die Wiedergeburt. Ich sagte mir: es ist nicht anzunehmen, daß dies lebendige, unendlich alte Daseinsgefühl nicht sollte schon Körper gehabt haben, Mensch gewesen sein. Mehr als Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten vermögen wir ja nicht zu erkennen in diesen Dingen. Wenn ich mich auch an nichts erinnere, alle, die ich früher vielleicht einmal war, leben fort, in dem dies aus tiefer Ferne Kommende, ihr Daseinsgefühl erhalten ist in mir. Und es ist ganz gleichgültig, daß ihr Name und ihre Erinnerung bis auf den letzten Rest dahingeschwunden sind. Blickt rückwärts, Freunde, dann ist die Lösung der Frage leicht! Ihr findet kein Nichtsein hinter euch – so kann auch keines vor euch liegen. Keinen von uns, der einmal wieder aufwacht als Ich und Mittelpunkt der Welt, wird es bekümmern, daß er von dem Jetzigen hier nichts mehr weiß, so wenig es den Jetzigen in seiner Lebensfreude stört,

daß er seine Vorgänger vergessen hat, wie so vieles anderes aus diesem Leben auch!"

Er hatte sich in eine begeistert-fröhliche Stimmung hineingeredet und ergriff sein Glas: „Auf gute Wiedergeburt!" Alle lachten und stießen an. „Es wäre schön," sagte der Architekt, „wenn wir einander in einem künftigen Leben wiederträfen!"

Nächtliche Flußfahrt

Immerfort fließt der Rhein an der aufgemauerten und von Efeugerank überwucherten Schloßterrasse hin; da und dort spielen vor aufragenden silbergrauen Pfählen kleine, sich rastlos erneuernde Spülwellchen und dahinter kurze spitze Wasserfurchen; an dem steinernen Rand gleitet er ein wenig säumiger, als die schneller, geschlossener ziehende Flußmitte, und ab und zu kreiselt er in kleinen Wirbeln, auf denen alle Blätter, Holzstücke oder Schaumflocken sich einmal wie im Tanze drehen müssen, ehe sie ihren Weg flußabwärts fortsetzen können. Drüben am andern weithin flachen Ufer streift das Wasser durch helles, wehendes Schilf, durch dunkle, gebogene Binsenspeere und steht im braunen verbrannten Riedgras am Wiesenpfad, der weit von Rebenhügeln, Dörfern und einer manchmal aufstäubenden Landstraße an das Schilfufer herüberkommt. Zwei hohe Pappeln stehen fern an seinem Ende wie zwei Grenzwächter, die wohl wissen, daß durch diese sumpfigen Riedwiesen kein Mensch anders hindurchkommt, als auf dem schmalen aufgedämmten Pfad.

Den ganzen Tag über war hier Leben. Als kaum die frühe Sommersonne mit flachen Strahlen in dem kühlen Tau der weiten Riedflächen aufglitzerte, fuhr schon ein Entenjäger durchs Schilf und lag dann lange mit seinem hellen Boot in dem zwischen die hohen Halme spülenden Wellengeblinker auf der Lauer; und ein einzelner Fischer, das Handnetz neben sich auf der Ruderbank, ließ die Angelschnur

lang abrollen und den Fluß hinabtreiben, indessen er sich an einem Pfahl festlegte. Das waren die Frühesten. Dann kam der erste der kleinen Flußdampfer; sein Buggewell klatschte gegen die Terrasse, auf deren Rosenbeeten stille Morgensonne lag, und ließ drüben Schilf und Binsen in rhythmischem Heben und Neigen wogen. Im Schloß öffneten sich die Fenster; die Sonne schien in hohe getäfelte Gemächer, in denen ein Diener ab- und zuging. Ein Gärtner kam mit der Schlauchrolle und sprengte die Terrassenbeete, daß der lange weiche Strahl in der Sonne glitzerte und an seinem versprühenden Bogen in den Farben des Regenbogens leuchtete. Ein paar Stunden später tauchten aus nahen, in Weidengebüsch versteckten Badehütten einige Schwimmer auf und glitten bis in die Mitte des Flusses: warm, braungolden standen die überschimmerten Leiber gegen die blaudunstige Mittagsflut und das viele Grün der Ufer. Kinder spielten manchmal fröhlich über die Terrasse. Und allerhand Fahrzeuge, Segler, Ruderer, Kraftboote, ein Gesellschaftskahn mit Gesang und Lautenspiel folgten sich den Tag über. Dann kam ein klarer leuchtender Abend, der in langen braunen, violetten und goldenen Wellenbändern dem Kiel des letzten stromauf fahrenden Dampfers nachzog. Solch ein breit hinwallender Fluß mit seinem bunt wechselnden gleitenden Leben, der leichten Luftbewegung über seinem Fließen, seiner Rastlosigkeit und Wegesweite, erweckt den Menschen in den Morgenstunden eine tätige, in den Abendstunden eine stille beschauliche Sehnsucht. Früh ruft er zum Wandern. Des Abends lockt er zur kühlen, ruhigen Fahrt im Nachen und zum Sinnen über das Fließen des Lebens und seiner Bilder.

Ein Herr und eine Dame hatten von der spätsonnigen

Terrasse lange dem Vorüberfahren der Schiffe zugesehen und auch oft den Blick auf die nahe Wassertiefe gesenkt, in der die grünen Flutgewächse sich im Fließen strählten. Sie waren plaudernd dann in den Park gegangen und kamen, nun es leise zu dämmern begann und die Wipfelmassen neben dem Schloß dunkler und dichter wurden, an die Bootslände zurück. Sie bestiegen eine Gondel, die der Herr mit ein paar Ruderschlägen auf die Mitte des Flusses brachte. Dann ließ er das Boot an den vom Nachleuchten des Abendscheins übergossenen stattlichen Häusern einer kleinen Ortschaft vorübertreiben, die sich dicht an den hoch- und rundwipfeligen Schloßpark anschloß. Erst als die Ufer rechts und links nichts waren als Ried und dahinter Wiesen mit Obstbäumen, mitten zwischen denen der Nachen jetzt ruderlos in dem sich verbreiternden Strombett hinglitt, begann ein Gespräch. Die Dame, die im Steuersitz lässig zurücklehnte und eine ihrer schlanken, jetzt wie ihr Gesicht abendrötlich schimmernden Hände ins Wasser hielt, sagte: „Wir sind zu lange im Parke gewesen. Es war schwül. Man sollte des Abends immer früh hinaus unter den freien Himmel, aus den dämmernden Zimmern und dunklen Laubdächern unter das ruhige weite Licht." — „Ja," entgegnete er, „das Dunkelwerden des Himmels ist friedlich, sanft, groß. Es hat nichts von der Enge und Düsterkeit der Schatten."

Wieder glitten sie schweigend dahin, leise umspült, indessen Abendläuten, fern schon zusammenklingend, voll über das Wasser herüberkam. Dann sagte sie: „Ich weiß nicht, ob ich dich recht verstanden habe, als du vorhin am Kai vom Fließen des Lebens und der Dinge sprachst. Meinst du es so, als stünden wir am Ufer des Flusses, der an uns

vorüberzieht, oder – als führen wir auf ihm hinab?" –
„Da siehst du," erwiderte er lächelnd, „wie ungenau alle sprachlichen Bilder sind. Wenn man sich klarmachen will, was sie meinen, entgleiten sie, sind sie vieldeutig und verschwommen. Aber irgendwo ist doch fast immer in ihnen ein Schatten der Dinge, ein ertastetes Wirkliches, das dem Gefühl nahekommt, sich ihm deutlich verständlich macht, so sehr es sich dem logischen Begriff entzieht und dem Wort ungreifbar ist. Selbst im verschwommensten Bilde ist eine beobachtete Ähnlichkeit festgehalten. Wer vom Fluß des Lebens und der Dinge zuerst sprach, der stand vielleicht gereift und aus den Wandlungen seiner Jugend fest geworden wie am Ufer der ihren Weg durchlaufenden jüngeren Geschlechter. Vielleicht sah er, die Besitze seiner Jugend, ihr harmloses Glück und ihr unendliches Zukunftsgefühl hinter sich zurücklassend, im Geiste auch sich selbst einen unerbittlichen Fluß hinabtreiben. Vielleicht aber fühlte er auch, ganz ohne ein klares Gesichtsbild, dunkel und nur wie mit dem Hautsinn Fluß und Fließen in sich, seinen Vorstellungen und Gedanken, wie um sich, wie in allem, was ihn umgab."
„Ja, Jugend ist ein unendliches Zukunftsgefühl," sagte die Dame; und nach einer Weile, während deren sie ihren Kopf ein wenig zur Seite neigte und auf ihre Hand herniedersah: „Es macht dem jungen Menschen jede Gegenwart grenzenlos und verlangsamt ihm die Zeit. Und dann zergeht es wie lichter, weithinschimmernder Morgennebel und gibt eine nahe, gedrängte und gegenständliche Wirklichkeit frei." –
Die hügeligen Walduferzüge wurden immer mehr zu geschlossenen runden Schattenmassen: nur manchmal tauch-

ten groß am Gestade gerade Dachfirste auf, die sich mit ihren harten Ecken und Kanten vor die ferne weiche Kontur des Dunkels schoben. Alles Land war wie ein schwarzer Ring zwischen der matten Helligkeit des Himmels und des Wasserspiegels.

Jetzt sagte die schöne Frau am Steuer: „Mich befällt oft das Hinfließen der Zeit und des Lebens wie Angst und Schreck. Ich erwachte neulich in der ersten schwülen Sommernacht, in laut- und regungsloser Halblichtstille, in der man wie mitten in ruhendem Raum ist, und hatte plötzlich wieder das Gefühl des unablässigen heimlichen Hinabrinnens unwiederbringlicher Zeit — als müsse ich aufstehen und sie halten oder mit Leben, Vorstellungen, Genuß erfüllen."

„Und in der Tätigkeit wie im Genuß vergißt du dich nicht minder und löschst aus, dich nach der Stille sehnend, die dich ins Verfließen der Zeit bewußt versinken läßt!"

„Ja. Und meist ist das ersehnte Sichbesinnen auch wohltuend. Aber manchmal wird es grauend und schreckhaft wie in dieser lauernden Stille, in die ich da zu den reglosen nachtstillen Bäumen niedersah."

Ruderschläge wurden hörbar. In dem rechts und links weit in den Fluß hineinreichenden Uferdunkel kam rasch ein unsichtbares Boot näher. Stimmen erschallten. Jetzt fuhr es dunkel durch den kurzen Widerschein des besternten Westhimmels — gewiß ohne daß seine Insassen des andern Nachens, der für sie im Nachtspiegel der Uferhöhen trieb, gewahr wurden — dem Städtchen drüben zu, wo sie mit Rufen begrüßt wurden, die nun schon weit hinter dem flußabwärts eilenden Boot der beiden verhallten.

„Wie diese Stimmen jetzt hinter uns zurückgleiten,"

sagte der Mann, „unmerklich ferner werdend, so sind mir schon manche Dinge des Lebens entglitten, ohne daß ich des achtete, und plötzlich sah ich an jüngeren Menschen, daß ich nicht an allem mehr teilhatte, was sie freute."

„Sage mir," warf da die Frau, scheinbar vom Thema abweichend, ein, „wie kommt es, daß uns nie eine Gegenwart voll befriedigt und erfüllt, daß wir immer sie noch begleiten mit Zukunftsbildern oder mit Erinnerungen oder phantastischen Träumen, in denen irgendwo fern mehr Erfüllung zu liegen scheint als in jeder gegenwärtigen Wirklichkeit? In denen uns eine so tiefe Erfüllung vorgespiegelt, zu ahnen, ja zu schauen gegeben wird, wie wir sie niemals erleben?"

„Unser wie aller Menschen Schicksal ist dies: daß wir hindurchmüssen durch unser Leben unaufhaltsam. In solchen Augenblicken, von denen du vorhin sprachst, da fühlen wir einmal deutlich diesen ungeheuren, unerbittlichen Zwang der Zeit, der sich oft so anmutig verhüllt. Das Bewußtsein von ihm, wenn auch verdunkelt, ist in der mit den Jahren zunehmenden Rastlosigkeit des Lebensgefühls dauernd geworden. Erfüllung, Ruhe, wenigstens für Augenblicke vorhaltende Endgültigkeit ist nur im Gedanken an Unwirkliches, Fernes, das nicht außer uns ist, sondern in uns, das vergänglich ist nur durch uns, nicht durch sich und die Zeit."

So sprachen die beiden, als ob sie zu der einsamen Flußfahrt, auf der sie sich befanden, gerade das Passendste hätten sagen wollen. Und es war auch so: ihre Worte glitten mit dem Boot den Strom hinab, wie sie, leise und verhallend gesprochen, eigentlich ein Leben hinabglitten. Nun schwiegen beide und sahen, aus einer leichten Verlegenheit

die dieses Schweigen im Dunkel ihnen bereitete, wie auf eine ungesprochene Verabredung hin, zurückgelehnt zum Nachthimmel auf, der jetzt mit zahllosen Sternen strahlte. Er ruhte über dieser gleitenden Fahrt, und sie verloren fast das Gefühl der Bewegung, wie sie so aufsahen. Je höher ihr Schauen in die Welt winziger Lichtpunkte hinaufsank, an deren unterem undeutlichem Rand wie am schleppenden Saume eines bestickten Mantels, noch immer die Uferwipfel zurückstreiften, um so tiefer kam die Ruhe in ihren Geist, nach der sie in ihrem, noch vom Tage hastigen Gespräch vergeblich gesucht hatten. Und diese Ruhe, die in einer leise beginnenden Müdigkeit sich wiegte, gab dem Augenblicke etwas wie eine wirkliche Erfüllung. Der Mann, der die Ruder jetzt ganz losließ, daß sie sich langsam mit dem Handgriff stromabwärts drehten und mit den Schaufeln an die Bootswand legten, setzte sich neben die Frau, mit der ihn Jahre verbanden, in der er Frieden fand und die Kraft, wieder in die Unruhe hinauszuziehen. Sie lehnten zusammen im Steuersitz. „Wer uns so sähe," sagte er, „müßte der uns nicht um die Erfüllung und das Glück beneiden, dessen Bild wir sind? Laß uns einmal" — setzte er lachend hinzu — „uns selber ansehen! Dann wird uns bewußt werden: was es an irdischen Erfüllungen gibt, ist auch uns beschieden. Uns ganz jungen Menschen war der verlockendste Zauber des Lebens, daß so tausend geheimnisvolle Dinge hinter seinen greifbaren Erscheinungen verborgen schienen. Darum achteten wir seine Außenseiten nicht. Nun haben wir das alte Gefühl, immer dahinter, im Traum und Hoffen das Glück zu suchen, noch nicht überwunden — wir aber wissen längst, daß dahinter nichts ist, daß der Vorhang vor dem Gemälde Leben, den wir wegzuziehen

hofften, eben das Gemälde selbst ist; daß wir uns an ihm freuen sollen!"

„Mir ist," sagte darauf die Frau, von der eine kühle Wärme über den Mann glitt, „als würde das für uns eine neue Jugend sein, wenn uns Gegenwart aufginge als höher über Vergangenheit und Zukunft."

„Und wenn uns Gegenwart aus dem Augenblick und der Stunde zum Tage und Jahre würde — und zum Leben, zum dauernden, das wir suchen."

Bei diesen Worten, in die sich die Liebe der beiden eingeschlichen hatte, küßten sie sich. Diese Liebe war im allgemeinen für sie nur ein außerordentlich lebhaftes Gefühl des gegenseitigen Daseins. Sie war jedem der beiden etwa so bewußt, wie ein gutes Konto auf der Bank (des Lebens!), an das man nicht ausdrücklich denkt, dessen Existenz aber doch bedeutsam hinter allem steht, was man unternimmt. Diese Liebe war die klare ruhige Selbstverständlichkeit der beiden füreinander. Aber sie trug eine heißblütige Vergangenheit so leise in sich, daß sie immer wieder lebendig als Gegenwart hervorbrechen konnte. Dann wurde die schöne kühle Frau schüchtern und innig wie ein Mädchen. So deutete sie jetzt, bei diesem Kuß, schamhaft auf die dunkle Brücke, deren schwarzer Bogen sich rasch wachsend näherte. Der Mann hatte einen anderen Gedanken: er sprang an die Ruder und hielt das Boot in die Mitte der schnellen, undeutlich dunklen Strömung zwischen den dicken, umrauschten Pfeilern. Dann kehrte er neben sie zurück. —

Es ist klar, daß das Gespräch jetzt stockender, stiller wurde und auch noch das geringe Interesse, das es bisher hatte, einbüßte. Bemerkenswert und für die abstrakte Art des Mannes, sehr einfache Erlebnisse in Begriffe oder, wenn

man will, in pantheistisch-weite Gefühle umzudeuten, war nur noch das Wort, das er gleich hinter der dunklen Brücke — von der aus gesehen der Nachen gerade in dem hellen Schein einer Uferlaterne auftauchte und verschwand — zu seiner Geliebten sprach: „In dir halte und umfasse ich das ungreifbare Leben."

Aus einem alten Kriege

Ho-Hang-Fen, ein chinesischer Schriftsteller aus der Zeit der dritten Dynastie, berichtet von einem sagenhaften Vorgang aus der Urgeschichte seines Reiches das folgende: Zwei Volksstämme, die beide ihren Wohnsitz in der Küstengegend des Landes hatten und sich vom Fischfang, vielleicht auch schon vom Seeraub, nährten, gerieten miteinander in Streit. Sie hatten schon jahrelang eifersüchtig jeder die Fischzüge des anderen beobachtet, hatten einander oft Überschreitung der in Vorzeiten von ihren Vätern durch Verträge festgesetzten Meergebiete vorgeworfen, zerstörten sich gegenseitig oft heimlich des Nachts ihre Stellnetze und behaupteten schließlich jeder vom anderen, er „stehle ihm das Meer".

Darüber war es erst zu kleinen Händeln zwischen den einzelnen gekommen. Die Ältesten beider Stämme — die ihrem Lebensalter nach schon „jenseits des Fischfangs" standen und das Dasein als ein unaufhaltsames Vorüberfließen erkannten, in welchem der Fischfang wohl wichtig, aber nicht das Allerwichtigste sei — die Ältesten hatten es öfters noch vermocht, die Händel mit guten Worten zu schlichten. Aber sie konnten nicht verhindern, daß sich unter den jüngeren Männern beider Stämme immer mehr die Überzeugung festsetzte, die Frage müsse einmal durch einen Waffengang entschieden werden.

Gedanken reifen allmählich die Tat. Es bedarf dazu nicht einmal des eigentlichen Willens. Gedanken haben eine ge-

fährliche Fähigkeit Ereignis zu werden, rein in sich. Sie führen eine unwirkliche Existenz hart an der Wirklichkeit hin, sehnen sich aus dem Hungerdasein im Geiste fort und möchten sich mit Leben nähren.

Hundert Jahr hatte der Gedanke und die Vorstellung dieses Krieges unsichtbar in den beiden Völkern gelebt, ohne daß sich in der schwer und langsam fließenden Wirklichkeit eine Raumleere fand, wo er einschießen und Ereignis werden konnte. Aber die Vorstellung nutzte diese hundert Jahre wohl, um sich immer mehr zu befestigen, auszubreiten und ins einzelne zu entwickeln. Sie knüpfte da und dort mit den Begebenheiten Verbindungen und Beziehungen an, sie wurde in den Seelen ein unverrückbarer Glaubenssatz.

Dann hatte eine in der Nähe der Küste hinziehende, ihre Bahn plötzlich ändernde Meeresströmung einmal die in einer seichteren Bucht ausgestellten Netze des einen Volksstammes nachts fortgeführt in die Meerweite hinaus. Die geschädigten Fischer hatten Fischer des feindlichen Nachbarortes beschuldigt, da sie die gewaltige und übermenschliche Ursache des Vorgangs nicht begreifen und einsehen konnten. Es kam zu ernsten Streitigkeiten der einzelnen, denen auf beiden Seiten ihre Stammesgenossen zu Hilfe eilten. Jetzt besannen sich alle Köpfe in den beiden Ländern auf den alten Gedanken einer Waffenentscheidung zwischen den Stämmen, wie auf eine Prophezeiung oder eine vorhergesagte Notwendigkeit. Und die alte Vorstellung hatte plötzlich die Gewalt eines Schicksalsbefehls, dem sich niemand entziehen konnte. Auch in dem Verstande derer, die jetzt die Ältesten waren, und die in gealterter Weisheit und dem ruhigeren müderen Gange ihres Blutes über den Kriegsgedanken oft gelächelt hatten, herrschte er auf einmal.

So wurde der Krieg Ereignis.
Er wütete auf den unfruchtbaren Dünenfeldern, durch welche die Grenze beider Stammlande ging. Er wütete lange unentschieden hin und her, da beide Stämme nicht nur fast gleich stark, sondern in der langen Herrschaft des Gedankens an diesen Kampf auch sehr kriegerisch geworden waren. Auch Reichtum und Fülle war bei ihnen eingekehrt, so daß sie immer neue Hilfsquellen und Kräfte zur Verlängerung des Waffenganges in sich entdeckten.
Der Krieg hatte schon manchen Mondumlauf gewährt, tausende junge Männer waren auf beiden Seiten in das windüberwehte Dünengras gesunken, und noch immer zeigte sich keine Entscheidung, keine Aussicht auf Wiederherstellung des Friedens. Da geschah eines Tages das Wunderbare, das die beiden Stämme in weniger als einer Stunde zu Verbündeten machte. Ein dritter Gegner erschien auf der Walstatt: das Meer.
Während eine Küstenschlacht tobte, verfinsterte sich Himmel, Meer und Erde mit schwerem, wuchtendem Gewölk. Unheimlich schossen in der wie durch Zauber eingebrochenen Nacht die Scharen der weißen Sturmvögel unter den Wolken umher, wie aufgeflogene Schaummähnen der sich höher und höher bäumenden und überschlagenden Wellenrosse, so daß mancher der Kämpfer auf Augenblicke das Gesicht von seinem Gegner weg und dem Meere zuwendete, zu dem er im Frieden täglich hinaussah, dessen Laune ihm Arbeit und Feierzeit bestimmte, aus dessen Tiefen sein Dasein floß. Ein ungeheures Donnern, Rollen, Dröhnen wanderte in den Wassergründen und setzt auch unter dem flachen Lande hin; so, als rannten die Meergottheiten der Tiefe in ihrer purpurnen Nacht mit riesigen erzenen Balken

gegen die unterseeischen Gestadefelsen. Dann erhob sich landeinwärts wehender, fliegender, jagender, mit ungeheurer, unentrinnbarer Kraft drängender und drückender Sturm. Das Meer schäumte nicht nur in weißen Kämmen auf, es schien weithin eine einzige weiße Schaummasse. Unübersehbare Wogen- und Wellenscharen rannten, stürzten, brachen heran. Sie stießen wie bei der beginnenden Flut, wenn die Ebbe vorüber ist, nach jedem Zurückrollen weiter ins Land vor; aber viel drohender, wuchtiger, schneller als bei der gewöhnlichen regelmäßigen Flut, so daß es oft schien, als fließe die vorgerollte Welle gar nicht wieder zurück, sondern bleibe im Lande stehen, bis die nächste kam, sie mit flachem Hinzischen weit zu überholen und höher ins Land mitzunehmen.

Aber das war noch nicht das Furchtbare. Das stand draußen in der Nacht von Wolken und Wasser als ein immer mehr aufsteigender und durch sein unaufhaltsames fußloses Herankommen bis zu seiner graufig-wirklichen Greifgröße anwachsender Flutberg, der bald mit seiner Schattenschwärze die schwarze Wolkendecke zu streifen, dann schon die niederhängenden Gewölkfetzen abzureißen und in seinen Wogengang einzuschlingen schien.

Wenn man noch vor Stunden die Kämpfenden hüben oder drüben gefragt hätte, wann wohl der Frieden kommen würde, so hätten sie die Achseln gezuckt und gesagt: Das weiß noch niemand.

Jetzt aber kam der Friede.

Schon daraus, daß sich mehr und mehr Augen der Kämpfenden vom Gegner fort und hinaus in die ungeheure Meerwetternacht wandten, war das Tosen und Gebrüll des Kampfes schwächer geworden, verebbt, fast verstummt.

Die nicht mehr vom Auge geführten Schwerter und Äxte schlugen noch wenige Momente; aber sie schlugen ins Leere und trafen keine Gegnerwaffe, keinen Schild mehr. Dann sanken sie — als hätte sich ihr Gewicht um den allgemeinen Schrecken vermehrt und sei nun zu schwer für die Muskeln, die sie eben noch schwangen — da, dort, an vielen Stellen in schlaffen Armen herab.

Das unterirdische Rollen dröhnte aus dem erbebenden Erdboden in die unheimliche plötzliche Waffenstille. In Gruppen erstarrt standen die Kämpferscharen.

Und dann kam irgendwoher der Ruf: „Die Flut!" Ohr nahm ihn auf und Auge. Und jeder Mund gab ihn weiter, mehrte seinen grausigen Schall. Er klang von allen Seiten, erst einzeln, dann zusammen wie ein Gebrüll des Entsetzens. Wie eine einzige Volksstimme; denn das Wort „Flut" war in den Sprachen der beiden Nachbarstämme noch dasselbe und unterschied sich nur wenig in der Aussprache.

Die Scharen, die dem Meere am nächsten waren, wandten sich zur Flucht und stürmten, wie Tiere des Urwaldes vor einem Waldbrande, in wirrem Durcheinander davon, den höheren Dünenwällen zu. Was war jetzt Freund und Feind? Hier riß ein Mann den neben ihm stürzenden Feind hilfreich wieder hoch, ja einer schleppte gar einen verwundeten Gegner eine Strecke weit mit sich; dort stieß ein anderer seinen Stammesgenossen zu Boden, weil er ihm den Lauf behinderte. Und immer wieder, wenn die Fliehenden auf noch erstarrte, weiter zurückstehende Scharen stießen, schäumte wie eine gräßliche Brandung von Schall der Ruf auf: „Die Flut!"

Als die zurückfliehende, durcheinandergeworfene Menge von Freund und Feind an dem hohen Dünenwall ankam,

bewirkte das schwerere, mühsamere Klettern, das manche Leute auch zu minutenlangem Stehenbleiben und Atemholen zwang, einige Besinnung. Und die die Flucht anhaltenden Rufe der schon vereint beieinanderstehenden Führer beider Völker fanden Gehör. Man rief und gab es weiter: „Jede Lücke des Dünenwalls verstopfen!"

Die Panzer wurden abgeschnallt und weggeworfen, die Schwerter wie die Schilde wurden zu ungefügen Schaufeln, die Arte schlugen das niedere Dünengesträuch ab, damit es in die in rasender Eile aufgeschütteten Sandmassen zur Befestigung eingebaut würde.

Durch die fieberhafte Arbeit ging plötzlich ein Erlahmen und Anhalten. Der Flutberg hatte den weißen Strand erreicht, der in dem Wetterdunkel ganz fahl dalag, und stürzte seine Wassermassen aus schwindelnder Höhe donnernd herab auf den Sand, auf die Toten und Verwundeten, die weggeschleuderten Waffen und Beutestücke. Aber trotz der abstürzenden, schäumenden Wasser, die von seinem Kamm herunterbrachen, schien er nicht im mindesten kleiner zu werden, wie er jetzt auf den Dünenwall zuwanderte.

Schon begann da und dort wieder die wilde Flucht weiter ins Land hinein. Scharen anderer standen stumm, fassungslos, todergeben, ohne sich zu regen, und starrten der hereinbrechenden Übergewalt entgegen.

Mit einem furchtbaren Anprall rannte der Flutberg gegen die Düne. Als er ihr auf hundert Schritte nahegekommen war, hatten die Leute erkannt, daß er wohl doppelt so hoch war wie die Sandmauer, deren Lücken zudem erst in ganz geringer Höhe verstopft und zugeschüttet waren. Da ließen auch die letzten, die dumpf vor sich niederblickend noch immer geschaufelt und gebaut hatten, die Hände sinken.

Das Niederschütten der oberen Wassermenge über die Düne ins Land, das wie das Einschmettern von Millionen von Scherben klang, war das letzte, was ihre schon vom hereinrauschenden Wasserdruck betäubten Ohren hörten . . .
Von den beiden Völkern überlebten nur kleine, weit im Hinterlande wohnende Teile die Wasserkatastrophe. Sie hatten schon vorher etwas Ackerbau und Viehzucht getrieben und wurden nun ganz friedliche Ackerbauer. Die Küstenstriche, in welchen der eigentliche Sitz beider Volksstämme gewesen war, riß das Meer, das sie einander gestohlen haben sollten, und das mit seiner unachtsamen, die Netze entführenden Strömung den Krieg entfacht hatte, zerstört und verschwemmt in sich zurück, nachdem es fruchtbaren Frieden gestiftet.
Heute ist dort die weite tiefe Bucht von Hang-Tschu.

Erinnerung und Wiederkehr

Ewald erzählte:

Es war ein Tag weißer Winterdämmerung, die mit Nebel und Flockenstöbern vom Morgengrauen währte bis zum Abendblau, das mit immer tieferem Farbdunkel zu den großen Fensterscheiben hereinsah. Der Atem des Raumes um die Dinge und Menschen war flockig und sichtbar geworden. Die Uhr aber schien still zu stehen: als brächte der frühe Abend in den schneeverhangenen Nachmittag eine stille, weite Zeitlosigkeit.

Ich saß einer Dame gegenüber, mit der ich ohne Hast plauderte. Ich ruhte wohlig in dem tiefen Lehnstuhl und genoß dieses Sprechen, das halbes Schweigen war, dieses Ohnewillensein und die leise Wärme eines Sympathiegefühls, dessen stilles Licht mir wohltat; aus dem das raumhafte Dasein dieser Stunde und der zwei von ihr umfangenen Menschen recht eigentlich aufwuchs. Es verband mich durch die beginnende Dämmerung mit der Frau, deren Züge mir heute, wo ich ihr lange gegenübersaß, ganz lebendig und deutlich wurden; während wir die Gesichter der Menschen doch meist nur unklar und verschwommen sehen. Es schien merkwürdig jung, dies Gesicht in dem glatten grauen Haar: zart, schmal, mit guten Augen, die lebhaft blickten. Die Falten, die es ja unleugbar hatte, lösten sich fortwährend auf in dem beweglichen Mienenspiel, das beim Sprechen wie beim Hören um Augen und Mund lebendig war; und das auch so jung war wie die Worte, die es begleitete. Mir

fiel ein vergessener Dramatiker ein, der einmal eine Greisin hatte von einer Liebhaberin, einer ganz jungen Schauspielerin, geben lassen, um der Gestalt aus der Jugend der Darstellerin mehr Erinnerungssüße zu leihen. So schien mir diese feine alte Frau, deren am Tage vielleicht schon scharfen Züge jetzt in der Dämmerung immer runder und weicher wurden, wie von einem jungen Mädchen gespielt. Jugend und Alter, Antlitz und Gebärde sind nur eine Maske vor der zeitlosen Seele, eine Maske, die wir müßten abwerfen können, wenn wir wollen.

Ich hatte längst für mich das alte Zeitkürzungsspiel neu erfunden, junge Menschen vor meinem Blick rasch altern und ergreisen zu lassen und ebenso Alte zurückzuverwandeln in ihre Jugend. Das tat ich heute. Aber noch ehe ich, von der Dämmerung unterstützt, das Vorstellungsspiel vollendet hatte und die Frau vor mir jung und blühend sah, überholte Erinnerung und Zufall mein Spiel, daß die Jahre zwischen ihr und mir plötzlich wie hinweggeweht waren. So hat sich nie Alter in Jugend zurückverwandelt vor meinem Auge wie hier.

Die Frau mir gegenüber, die Mutter eines ganz jung verstorbenen Schulfreundes und eine nahe Freundin meines elterlichen Hauses, sprach von einst, als ich, ein zehnjähriger Junge, oft mit ihrem jüngsten Sohn Karl spielte. Ihre Stimme, die ich nie so weich und weiblich gehört zu haben glaubte, nahm, von den inneren Bildern beeinflußt, den freundlich-mütterlichen Ton an, den damals die junge Frau zu dem Knaben hatte; und der, scheint mir heute, für mich viel wärmer war als für irgendeinen anderen Spielgefährten ihres Sohnes. Ich glitt die Jahre zurück. Ich sah das Zimmer mit dem Schreibpult, den Garten mit der Laube

und der ganz vermorschten Bank, aus der wir mit Wonne die Sprossen der Rücklehne, eine nach der andern, herausbrachen. Ich schritt durch den Garten und sah vom schmalen Kiesweg über die Rasenplätze, die uns Kindern wie groß! dünkten.

Die weiche, jung gewordene Stimme spricht weiter. Aber an je mehr Einzelheiten, kleine Vorfälle und komische Szenen, die uns gar nicht zu Bewußtsein gekommen sein mochten, sie mich erinnert, um so lebendiger tritt die einzige Person aus jener Zeit wieder vor mich, von der sie kein Wort spricht, sie selbst. Dies Gedächtnisbild tritt so leibhaftig heraus, daß es erst ein paar Augenblicke neben der Sprechenden zu stehen scheint und dann wie ein Schleier über sie gleitet und sie in sich verwandelt. Als hätte ich es, unangesehen, treu in meiner Erinnerung bewahrt und sähe es jetzt zum erstenmal wirklich und bewußt vor mir: die schlanke, freundliche, junge Frau in der Tracht der achtziger Jahre, das blonde, an den Schläfen etwas unfolgsam sich hervordrängende Haar unter der Pelzmütze, das dunkelgrüne, pelzbesetzte Kleid. Sie war eben erst mit leichtem Schritt zu uns in den Garten gekommen, wo wir Lawinen zu einem großen Schneemann gerollt hatten, die nun zu schwer waren, um sie aufeinanderzusetzen; sie hatte mir über die Stirn gestrichen, was ich halb abwehrend geschehen ließ, wobei sie mir lange lachend ins Auge sah und uns Kinder dann gleich zum Kakao rief. Mir ist, als fühlte ich noch dies leise, gleichzeitig beruhigende und erregende Streichen einer Hand über meiner Stirn und als sähe ich die Frau so zutraulich lächelnd vor mir, dem Erwachsenen, stehen, wie damals vor dem Kinde. Nur hat ihr Blick sich gehoben; sie sieht nicht mehr hinunter wie damals, sie sieht

jetzt geradeaus. Das blonde Haar leuchtet, und sie lächelt — ganz so wie damals zu dem Jungen. Was aber liegt heute in diesem Lächeln, diesem Blick? diesen beiden, unter ihrem leuchtenden Glanz tiefen Augen, die ganz offen, herzlich, nahe mich anschauen? Was ist jetzt, dem Manne gegenüber, diese ruhige Vertrautheit, die dem Knaben gegenüber das süßsinnliche, halb mütterliche Gefühl für den Altersgenossen der eigenen Kinder war? Es ist nicht schwesterlich, nicht blutsverwandt. Es ist nicht kokett und verliebt. Es ist fraulich, lieb, vertraut, — voll der harmlosen warmen Sinnlichkeit, wie sie in der Atemluft junger Ehen als das Selbstverständliche, das Unbewußte lebt und alle Dinge schmückt. Sie mochte damals, als sie diesen Bick in meine mit Indianergeschichten, Bubenstreichen, Napoleonsideen und Schulaufgaben erfüllte Seele sandte, in der er ruhte oder sich in dreißig Jahren nur still bis zu meiner Augenhöhe hob, von einem Spaziergange mit ihrem Gatten heimgekommen und noch von der jugendwarmen Zusammengehörigkeit des Mannes und des Weibes, die sie beim Gehen Arm in Arm empfand, erfüllt sein. Dieser Mann, ein damals berühmter Professor, der schon einen ordentlichen Lehrstuhl bestieg, als seine Altersgenossen noch studierten, und der uns Jungen immer als das höchste Lebensmuster vorgehalten wurde, war lange tot — tot und von der Zeit vergessen, nur noch im Namen und in ganz leisen, fast zu Gedanken gewordenen Gefühlen von ein paar Menschen fortlebend. Er trat aus meiner Erinnerung nicht mehr hervor, nicht einmal als Schatten; ich weiß nichts mehr von seiner Person — als hätte er überhaupt nur hinter der kleinen Szene, dem kleinen Horizont unseres damaligen Lebens existiert.

In immer neuen Lagen fand ich mich vor dem Blick der jungen Frau. Wenn sie, während wir um den großen Eßzimmertisch saßen und Kakao tranken, mir gegenüber an der Anrichte stand, oder mir, wenn das Mädchen mich abholen kam, die Hand und noch etwas Süßes gab oder wenn ich mit Karl und seinen Geschwistern am Fenster saß und sie vorlas. Besonders, wenn es dämmrig wurde, sie das Buch hinlegte und nun mit uns, am meisten aber mit mir sprach, als sollte das Gespräch immer tiefer in meine Seele führen, die sie noch nicht so kennen konnte wie die ihrer Kinder, und die ihr darum merkwürdig und doch bei aller Fremdheit schon lieb war. Wenn damals ein Erwachsener mit mir sprach, fühlte ich mich wie gefangen und suchte so schnell wie möglich loszukommen. Bei Karls Mutter hielt ich immer still, oder höchstens Spieleifer und eine angefangene Geschichte konnten mich fortziehen. Ich wußte freilich erst jetzt, wie gern ich diese frische und doch sanfte Stimme gehört hatte, die mir nicht so täglich gewohnt und deshalb eindrücklicher war als die meiner Mutter. Während dieses Sprechens wob die Winterdämmerung — denn das war immer im Winter; im Sommer kam die Dämmerung so spät, daß ich da längst schon zu Hause war — wie jetzt einen feinen, bereiften Schleier vor ihr Gesicht, auf den ich auch damals nicht geachtet habe. Ich rief wohl immer sehr bald: „Wir wollen die Lampe anstecken und noch etwas vorlesen!"

Der Mann, der in diese alten Tagen zurückgeschritten ist, ruft das nicht. Er will nicht, daß mit dem Licht, das grell die Zeit ins Zimmer bringen würde, die Frau, deren freundlich-nahes Gefühl er jetzt zum ersten Male ganz versteht — nachdem er ein Menschenalter lang im Leben

gelernt hat, auch das ihn leise Berührende zu fassen und zu halten — daß diese Frau mit dem Licht hinwegverwandelt werde von der erinnerten Gestalt, von der er jetzt weiß, daß er als Kind sie geliebt hat. Er versinkt immer tiefer in ihren Blick, bis sie zu ihm sagt: „Worüber denken Sie nach?"

Da besinnt er sich und antwortet: „Über die alte Zeit, gnädige Frau, von der Sie vorhin sprachen, in der Sie mich nur als Jungen mich tummeln sahen und in die Ihre Worte mich so rasch zurückführten, daß ich noch nicht wieder zum Kinde werden konnte; in der ich Sie aber sehe wie damals. Und da wurde mir jetzt, als Sie mich anriefen, eigentlich zum ersten Male klar, wie gern ich Sie immer gehabt habe. Sie hatten trotz meiner Bitte, die Lampe anzuzünden und weiter vorzulesen, dunkel gelassen. Ich war darauf, weil mich das Stillsitzen ohne Geschichten sehr langweilte, mit Ihren Kindern noch ins Spielzimmer gelaufen, wo wir uns balgten, mit Nüssen warfen und großen Lärm vollführten. Als die Kinder so beschäftigt waren, wollten Sie für sich Licht machen. Doch nun bin ich — aus einem späten Erkennen meiner halbfreundschaftlichen Jugendliebe für Sie und meines mir damals nicht klargewordenen Gefühls — durch die Jahre plötzlich wiedergekommen und ins Zimmer getreten, noch gerade zurecht, ehe Sie das Licht angezündet haben, und bitte nun selbst: Lassen Sie es dunkel! Ich sitze Ihnen gegenüber und sehe nur noch Ihr Auge, in dem das Dämmergrau des Fensters matt schimmert. Das Herz des Jungen, der herzlos Ihren freundlichen Worten entsprungen ist und den wir drüben herumtollen hören, schlägt jetzt in mir und empfindet, daß es Sie liebt; ist wie zum ersten Male von jenem Gefühl durchströmt, das in mir mit den

Jahren immer vertiefter, voller, lebenssicherer geworden ist: dem Gefühl, das den Frauen gehört, nicht den Mädchen, und das damals wohl in mir Wurzel schlug. Werden Sie es glauben, daß der Junge, der eben drin im Nebenzimmer das Schaukelpferd bestiegen hat — mit einem Siegergefühl, das vielleicht von Ihrer Freundschaft für ihn und seiner, wie so oft beim jungen Menschen, fortstürmenden und unbewußt in die Phantasie schlagenden Liebe entfacht ist — der alle Ihre Kinder kommandiert: daß er, wie er hier vor Ihnen sitzt, Sie erst recht liebt und sich verstehend nahe empfindet, weil Sie verheiratet und Frau sind, vielleicht sogar, weil Sie Kinder haben? Es müssen wohl die jungen Frauen immer viel netter und lieber zu mir gewesen sein als die hochnäsigen kleinen Mädchen, aus denen ich mir lange gar nichts machte. Ich spreche wie plaudernd zu Ihnen — wegen der Kinder im Nebenzimmer und des Mädchens, das jeden Augenblick mit der Lampe kommen kann — aber was ich sage, würde einen sehr viel dramatischeren Vortrag verdienen, denn es ist — ja, lächeln Sie nur — das späte Geständnis einer Jugendliebe."

„Sie haben gut beobachtet," kam es freundlich herüber, „ich habe Sie als Jungen sehr lieb gehabt; und, glaube ich, immer mit dem Gefühl, daß aus dem schlanken, blonden, hübschen, lustigen und frechen Jungen einmal ein guter tüchtiger Mann werden würde. Den hab' ich ein bißchen vorweggenommen und mich daran gefreut, daß er noch so klein und arglos, ungefährlich und mir nicht überlegen war; und hab' ihm einmal — was Sie gewiß vergessen haben, weil Sie gerade wild im Spiel und Drang waren — einen sehr herzhaften mütterlichen Kuß gegeben.

Aber diese Erinnerung stimmt mich nicht so glücklich wie Sie, lieber Ewald, Sie sind der lebendige Prinz im arabischen Märchen, der das Bild einer längst toten Prinzessin liebt — und ich bin das Bild der Prinzessin, die vor vielen, vielen Jahren gestorben ist. Wenn man eine halbe Stunde seine Jugend wiederfühlte, fühlt man gleich darauf doppelt sein Alter."

„Sagen Sie doch das Wort nicht," erwiderte ich, „das ja keinen Sinn hat! Alter ist nichts als das Einsehen, daß es wohl viele unangenehme Dinge gibt, die mit ihm verbunden sind, aber es selbst, das Alter, nicht gibt, nie gegeben hat. Das ist nur eine Fabel, etwas, von dem die Jungen behaupten, daß es existiere — eine Behauptung, von deren Unrichtigkeit sie sich alle einmal überzeugen müssen. Wie ja leider vielleicht auch die Jugend wieder nur eine Behauptung der älteren Leute zu sein scheint."

„Nein, nein!" sagte lachend die alte Dame, „es gibt vielleicht kein Alter. Aber eine Jugend gab es und gibt es. Und nun will ich Ihnen auch sagen, wie merkwürdig mich Ihre Dämmerungsphantasie berührt hat und warum sie mich so berühren mußte. Wissen Sie, daß in Ihren Erinnerungen doch ein Irrtum war? Sie, Kind, wurden an jenem Abend nicht vom Mädchen abgeholt, sondern von Ihrem Vater, der damals so vor mir saß, wie Sie es heut sich träumten, und der auch Rosen mitgebracht hatte, wie Sie heut, und der" — ihre Stimme wurde leiser, inniger — „mir ein sehr lieber Freund war, dessen Freundschaft Sie viel mehr von meiner Zärtlichkeit verdanken als Ihrer blonden Jungenshübschheit damals."

Nun wußte ich, woher der Zauber dieser Verjüngung gekommen war. Ich hatte eine Stunde aus dem Leben meines

Vaters geträumt und war gleichzeitig für die Frau mir gegenüber zu einer leibhaften Erinnerung jener Stunde geworden. Ein Menschenalter war zwischen uns für einen Augenblick ausgelöscht gewesen. Und ein längst vergangenes Erlebnis war, leicht wie ein Schatten, zwischen zwei andere oder veränderte Menschen noch einmal zurückgekehrt.

Die Liebe im Traum

Lieber Freund,
wir wollen das Versprechen, das wir uns bei unserer Trennung gegeben haben, halten und in einer brieflichen Verbindung bleiben, damit nicht all das tot sei, was nun zwei Jahre unser Leben war; damit die beglückenden und schmerzlichen Gefühle unserer Liebe nicht immer weiter zurückgleiten, wie alle Erinnerungen, sondern von Zeit zu Zeit wieder Gegenwartsrecht bekommen, wenn wir zueinander aus der Ferne sprechen.
Ich glaube wie du, daß ein Wiedersehen zwischen uns kein Glück wäre: allzuviel Gegensätze haben sich in uns entwickelt und würden unsere Einigkeit stören, würden, wie wirs erlebt haben, über die guten und nahen Gefühle zwischen uns Herr werden und uns einander ganz entfremden. Wir würden den Lebensbesitz verlieren, den unser Wissen voneinander uns beiden bedeutet. In der wachsenden Furcht vor diesem Verlust faßten wir ja den schweren, aber richtigen Entschluß, uns aus dem Zwange gemeinschaftlichen Hinlebens freizulassen. Wir taten damit nichts Seltenes, etwas, das sich rings um uns wieder und wieder begibt. Aber wir wollen es doch nicht so tun wie die meisten, die sich dann ganz verlieren; in denen das Gegensätzliche auch nach der Trennung noch siegt und nur das Bittere, was wohl in jeder Liebe ist, zurückbleibt, die Erinnerung vergiftet oder abtötet. Wenn wir uns von Zeit zu Zeit in einer freundlichen Stimmung schreiben, wenn dann der

eine für den andern — sei es der Sendende oder der Empfänger — als der Mensch auflebt, von dem, zu dem so viel Liebe kam und der nun nur noch wie aus einer Raum- und Zeittiefe heraufgrüßt, nicht mehr berührbar und doch mit seinem lieben Auge da — dann wird, denke ich, alles Schöne unserer Liebe uns lebendig erhalten bleiben und vielleicht noch schöner werden.

Laß mich heute den Anfang mit diesem Briefwechsel machen, der von nichts als unserer Liebe handeln soll, unserer Liebe die keinem neuen Bund mehr im Wege steht und der ein neuer Bund nichts mehr nehmen kann: so tief hat sie sich in unsere Seelen gerettet. Ich fühle mich noch umgeben von ihr, lebe noch mit dem Gedanken auf dies Stück glückliche Vergangenheit, fast wie auf eine Zukunft hin, und durchwebe meinen Tag mit ganz deutlichen Bildern kleiner Szenen, die wir erlebten und mit den nach unserer Trennung endlich wiedererwachten Gefühlen, die leise, ganz ohne Mißklang, mich beglücken: wie wir nach so langer gleichgültiger Bekanntschaft uns auf dem Theaterball damals plötzlich im Gespräch zusammenfanden, wie ich dich dann zum Damenwalzer holte und du mich nachher nach Hause begleitetest; einen Weg, den wir später — wie oft! — zusammen machten. Ich sehe auch den kalten Winterabend vor mir — der Wind trieb den dünnen Schnee in Strichen über die leere, laternenerhellte Straße —, an dem du mich bei meiner Haustür batest, noch einmal umzukehren, und wir dann lange schweigend auf und nieder gingen. Wie du in meinem Mitschweigen fühltest, daß ich wußte, was du sagen würdest; und wie du es endlich sagtest. Und ich erlebe wieder, wenn auch leiser und ein bißchen wehmütig, die Schauer von Glück der darauf folgenden Wochen. Dann

aber geht mein Blick weiter in die Vergangenheit, und ich sinne, wie unsere Liebe entstand. Obschon ichs eigentlich genau weiß!

Was hast du, Lieber, doch immer für viele Vermutungen aufgestellt über das Entstehen der Liebe im Menschen. Und hast das Entstehen unserer Liebe nie erraten, weißt es auch heute noch nicht. Ich aber habe mich wohl gehütet, es dir zu gestehen, weil ich mir in der Rolle der Erobernden, die ich da hätte bekennen müssen, nicht allzugut gefiel. —

„Wieviel Liebesverhältnisse", sagtest du oft, „gehen auf einen ganz blinden Zufall zurück. Einmal entsteht eine Liebe, die für das ganze Leben entscheidend wird, aus nichts als einer Ähnlichkeit. Eine erste unklare Leidenschaft, die vielleicht durch ein häufiges, in der nahen Lage ihrer Wohnungen begründetes Zusammensein eines Mädchens und eines Knaben in die Sinne schlug, kann für alle Zeit in dem jungen Menschen die Richtung seines Herzens festlegen. Er trifft nach Jahren ein Mädchen, das ihn an diese erste Liebe erinnert, und liebt. Oder der Augenblick führt zwei Menschen zusammen, gerade, wenn ihr Herz offen, sehnsüchtig, ausschauend ist; sie treten in die Wechselstrahlen ihrer ausgesandten, noch zielloſen, inneren Wärme — und sie sind für lange oder immer gebunden. Und soviele andere Möglichkeiten, ein Kostümreiz, eine Bewegung, der Ton eines Wortes: Zufall! Zufall!"

War es auch bei uns wohl der Zufall?

Du sahst es immer so wissenschaftlich, und kamst doch bei unserer Liebe nie darauf. Bei der stürmtest du bloß in die Zukunft hinein. Und ich schwieg und begnügte mich, wenn du glücklich in meinen Armen lagst oder den Kopf auf meinem Schoß hattest, lächelnd immer wieder daran zu

denken, wie es gekommen war. Heute aber will ich es dir erzählen.

Paßte wohl eine der vielen Hypothesen, die du aufstelltest, auf uns? Nein, Lieber, keine einzige, wenn du es auch glaubtest. Nicht einmal die, der du die meisten aller nicht ganz jung geschlossenen Liebesverhältnisse in unseren Kreisen zuschobest, die gleiche Geistesrichtung, die Gemeinschaft der Interessen. Du lebtest, sagtest du, in den Gesprächen mit mir so auf — und dann sollte es wieder der Haaransatz an meinen Schläfen sein, der dich fesselte, oder mein Gang, der dir so echt weiblich erschien. — Es war das alles nicht. Das hätte dir früher aufgefallen sein müssen, nicht erst nach Jahren oberflächlicher Bekanntschaft und häufigen Zusammenseins, in denen wir beide uns, wenn wir offen sein wollen, doch eigentlich ganz gleichgültig waren. Wir sind in der langen Zeit, wenn du dich erinnern willst, in unseren Gesprächen nie über die allgemeinen, langweiligen Dinge hinausgekommen. Wir waren so, wie die Menschen einander eben sind: wie Häuser, von denen man nur die Außenseite kennt, an denen man achtlos, gleichgültig hingeht, bis der Zufall uns ins eine oder andere hineinführt und wir in ihm ein behagliches Daheim finden. Damals standen wir wirklich ganz so zueinander. Unsere Interessenkreise lagen sich nicht nahe. Du, als Arzt, Psychologe und ganz wissenschaftlicher Mann, dem die Kunst vor allem eine Erscheinung, wichtig zur Erkenntnis des Menschen und seiner Kultur ist, nichts an sich — und ich, als eine bescheidene Künstlerin, für die die Kunst Leben war und die nie gelernt hatte, wissenschaftlich über sie zu denken — nein, Lieber, unsere Gespräche wurden erst interessant, seit sie gar nichts mehr ausdrücken sollten als unsere Liebe, als ich

auf deine Interessen einging, du auf meine, weil wir uns sehnten, jeder im andern unterzugehen. Unsere Liebe aber hat anders begonnen, sie hat in mir begonnen — und deine Liebe, verzeih mir! war nur das von meinem Gefühl wachgerufene Antwortgefühl. Vielleicht, so denke ich heute, war sie deshalb nicht stark genug, uns für immer zu binden.

Du nanntest es einen glücklichen Zufall, daß ich gerade an jenem Ballabend neben dir stand, mit dir, der du von einer neuen Entdeckung voll warst, rasch auf deine Forschungen kam und daß ich dabei so in deine Gedanken und deinen Willen hineingeriet, daß ich dir plötzlich mit dem Wesentlichen deines Lebens verbunden war. Das wollte ich, lieber Freund, und es war kein Zufall, daß ich neben dir stand. Ich suchte dich.

Erinnere dich — damit du mir glaubst, was ich dir jetzt erzähle und es nicht für eine nachträgliche Einbildung hältst — daß wir uns etwa vierzehn Tage vor jenem Balle zufällig in meiner Straße begegnet waren, daß du mir später noch mehrmals lachend Vorwürfe machtest, ich hätte dich damals besonders kühl und herablassend gegrüßt; und daß ich dir darauf sagte: ich ärgerte mich vielleicht, daß du nie, auch nie, Notiz von mir nahmst. Erinnere dich an die einzelnen Augenblicke auf dem Balle. Ich lobte ein besonders gut tanzendes Paar und sagte dir Augenlosem — so hast du dich immer genannt, weil du, wenn du eifrig spracheſt, nie sahest — „das interessiert Sie aber gewiß nicht." Du suchtest dich scherzhaft zu verteidigen, warst aber ganz nur Ohr und Stimme. Freilich sieht man sich sprechend ja eigentlich immer nur mit kurzen Blicken an und wendet die Augen wieder halb ab, um ganz innerlich zu hören. Erst beim Abschiednehmen, dem dann der improvisierte gemein-

same Heimweg folgte, sahst du mir lange und voll ins Gesicht mit einem Blick, der mich rasch noch näher kennen lernen wollte und Eindrücke aufnehmen, um sich nachher in der Phantasie mit mir beschäftigen zu können. Damals entstand deine Liebe. Und die meine? Ja, nun höre: in einem Traum. Ganz richtig in einem Traum, in dem du mir Liebe erklärtest und in dem ich dich plötzlich liebte. — Ich war eines Abends so recht von Herzen unglücklich und allein, mein ganzes Leben schien mir ohne Wert und Zweck. Meine Musik kam mir albern und dilettantisch vor. Ich fühlte nichts, als daß viel kostbare Zeit von meinem Leben schon verflossen und nichts mehr sei als ein paar arme Erinnerungen. Und daß immer und unaufhaltsam mehr Zeit wegfließe und daß ich sie auch nicht einen Augenblick anhalten könne; daß nun schon wieder Sonntag war und ich so unbefriedigt und ohne reicher geworden zu sein wie vor acht Tagen am Fenster stand und auf die Straße hinabsah, wo die Leute in der Dämmerung nach Hause kamen. Ich habe, glaube ich, geweint und spät noch einen Liebesroman gelesen, um mich abzulenken. Der hielt mich ein, zwei Stunden fest, beruhigte mich etwas, so daß ich wenigstens gleichgültig und müde wurde. In der Nacht dann habe ich lauter albernes Zeug geträumt, aber immer von dir, und habe dich im Traum unaussprechlich lieb gehabt, viel lieber als nachher in Wirklichkeit. Nein, das ist nicht richtig — aber heißer, hemmungsloser, sehr, sehr lieb. Dabei hast du erst ausgesehen wie ein früh verstorbener Jugendfreund von mir, mit dem ich als Kind oft Mann und Frau spielte. Aber ich wußte doch immer, daß du es warst, und es kam mir nicht einmal merkwürdig vor, daß du wie er aussahst. Nachher, als ich mal weggesehen hatte, warst du

ganz richtig du und gingst neben mir, an einem Fluß entlang. Ich habe dir da alles erzählt, worauf ich stolz bin, von dem alten Goethering, der sich in meiner Familie als ein Geschenk vererbt hat, den ich besitze und der nachweisbar noch bis zu Nicolovius zurückzuverfolgen ist und also aus Goethes Hand stammt, und davon, daß ich als ganz kleines Ding immer dem alten Liszt habe vorspielen dürfen, und was weiß ich noch. Wir waren dabei hier unten auf meine Straße gekommen und blieben stehen. Da sagtest du mir auf einmal, daß du mich liebtest und küßtest mich. Ich schloß vor lauter Erschauern die Augen — und als ich sie wieder aufmachte, warst du fort, und ich wußte, du warst tot. Es kann sein, daß dazwischen noch viele andere Traumbilder waren; die aber habe ich vergessen. Ich erinnere mich so daran, als ob es hart darauf folgte. Und so unaussprechlich wie mein Liebesgefühl im Moment, wo du mich küßtest, und langsam wachsend schon während unseres Ganges, war nun meine Trauer um dich, so daß ich mit Tränen aufwachte. Die Traurigkeit, über die ich gleich wieder lächeln mußte, weil wir uns ja doch noch gar nichts angingen, floß noch ein paar Vormittagsstunden um mich und mein Tun, als ich schon gar nicht mehr an den Traum dachte. Und sieh, wie merkwürdig: diese unendliche, mich ganz aufwühlende Liebe aus dem Traum schwand gerade so wie die Trauer dahin und ist erst viel später annähernd so stark geworden wie in dem Traum. Aber doch standest du nun im Mittelpunkt aller meiner Gedanken, und es begann aus der Traumliebe eine wache Verliebtheit in mir zu erwachsen, der ich gar nicht wehren konnte, als ich dich auf dem Balle wiedersah. Ich hatte zu keinem Menschen so viel innere Beziehung wie zu dir, der du nichts ahntest

von dem verfänglichen Erlebnis, das du im stillen Traum eines Mädchens gehabt hattest. Es zog mich zu dir, als hätte ich mit dir ein Geheimnis, als müsse auch hinter deiner Stirn irgendein Erlebnis sein, das zwischen uns spielte. Du kannst dir denken, daß ich den einzelnen Momenten dieses Traumes mit aller Kraft meiner Erinnerung nachspürte. Es lag in den Bruchstücken, die ich davon nur in mein Wachbewußtsein hatte herüberretten können, wie kostbare Fragmente einer alten Handschrift vor mir, in der ein Stück meines Schicksals stand und deren Sinn ich zu erforschen suchte. Ich fand bei mehrerem in diesem Traum, woher es stammte, und sah bestätigt, was du mir oft über das Werden der Träume sagtest: daß sie meist ganz unbeachtete Anregungen aufnehmen und gewichtig weiterbilden. So war vor allem ganz klar, wie Liebe, Trauer und wie du hineinkamst. Der Roman, die melancholische Stimmung, unsere erst ein paar Tage zurückliegende flüchtige Begegnung in meiner Straße (fast hätte ich geschrieben: unserer Straße, Lieber!), in die ich lange aus dem Fenster hinabgesehen hatte, und die leichte Gereiztheit, die wir beide aus Gott weiß welcher Laune empfunden hatten und die wohl nach Ausgleich, nach Versöhnung strebte. Bei all dem war kein Zweifel. Das Gespräch über mir so liebe Dinge, wie die Musik und das lebendige Andenken an Goethe — das schien mir darauf zu deuten, daß ich doch wohl schon früher unter der Gleichgültigkeit unserer Gespräche gelitten hatte, in die das, was ich nicht jedem sage, sich hineindrängen wollte und doch immer wieder zurückgestoßen wurde. Unerklärlich blieb nur der tote Jugendfreund, an den ich schon viele Jahre nicht gedacht — wenn er nicht vielleicht irgendwie mit der aus meiner allgemeinen

Melancholie strömenden Vorstellung, daß du plötzlich tot warst, zusammenhing. Doch, wenn auch nicht, soviel Willkür, der nie nachzuspüren ist, behält sich der Traum ja immer vor. Das wäre nichts Merkwürdiges. – Aber all das, was ich fand, war nichts als eine Anzahl ganz offenbarer Zufälle. Und ich war nicht, wie du, überzeugt, daß Liebe immer dem Zufall ihre Entstehung verdanke; und, wennschon für andere, nicht für mich, nicht für meine Liebe zu dir, die bis jetzt mein höchstes Lebensglück war. Ich sann nach, ob nicht irgendeine Begegnung zwischen uns stattgefunden hatte, außer jener ganz flüchtigen, in der vielleicht ein augenblickliches gegenseitiges Gefallen zwischen uns aufgeblitzt und nur wieder vergessen worden war. Erinnerst du dich nicht, daß ich dich danach fragte und daß wir zusammen nachsannen? Wir wollten es uns ein paarmal einreden – gaben aber dann doch immer der Wahrheit die Ehre und bekannten, daß nichts zu finden war. Wir suchten uns unsere allerallererste Begegnung zurückzurufen; wir wußten uns aber an nichts mehr zu erinnern und konnten nur feststellen, daß damals, als sie ungefähr stattgefunden haben muß, wir, du wie ich, anderweitig durch eine Tändelei, einen Flirt abgelenkt waren und, wie ich mich tröstete, nur deshalb unser vorbestimmtes Interesse aneinander nicht fanden. Mehr konnten wir der Vergangenheit nicht abringen. Es blieb und bleibt alles im Dunkeln. Und ich sehe wirklich, trotz allen Sinnens, keinen anderen Ursprung meiner Liebe als die paar Zufälle: meine Traurigkeit, in der viel Sehnsucht nach Anschluß lag, den Liebesroman und unsere, wenige Tage vorher geschehene Begegnung an der Stelle, auf die ich so lange aus dem Fenster im grauen Abend niedergesehen hatte.

Daraus war ein Traum und ein Glück entstanden, ein Lebensreichtum, der, wenn ich heute wieder allein auf die Straße hinabsehe und an dich, Fernen, denke, mir die verflossene und die immerzu verfließende Zeit nicht mehr leer und verloren erscheinen läßt. Und, Lieber! was Zufall war in dem Gleichgültigen, das voranging, das ist mir nun nicht mehr Zufall von dem aus, was folgte und was ein unvergänglicher Besitz meines Herzens ist. Auch in der Trennung. Immer.

Lebe wohl für heute, Geliebter meines Traums, der du nun wieder bist wie zuerst! Lebe wohl!

Die Beichte

Die Marquise von R. stand unter der Anklage, ihren Gatten und dessen Bruder vergiftet zu haben, um sich in den Alleinbesitz eines ziemlich beträchtlichen Familienvermögens zu bringen. Als ihren Helfer sah man den Schauspieler Lebuisson an, einen früheren Apotheker, der sich bei oder kurz vor dem Bekanntwerden ihrer Verhaftung heimlich von Paris entfernt hatte und dessen die Polizei bis zum gegenwärtigen Stand der Untersuchung nicht hatte habhaft werden können. Man schob das Mißlingen der Verfolgung darauf, daß seine große, in Paris sprichwörtliche Verwandlungsfähigkeit die Häscher irreführte und stets alle Spuren rasch irgendwo abbrechen ließ. Wußte er doch, abgesehen von jedem Kostüm, nur durch Mienenspiel, Gang und Sprache die verschiedenen Typen des Lebens und der Berufe so zwingend darzustellen, daß man sich von ihm erzählte: er habe, nachdem er eben dem Wohnungswirt der Schauspieler einen Teil seiner Mietschulden abbezahlt, gleich darauf unter der rührenden Maske eines invaliden Kriegers die Hälfte des gezahlten Geldes wieder herauszulocken gewußt. Sein Verschwinden war nicht nur, weil damit der offenbar Mitschuldige straflos ausging, beklagenswert, sondern auch für den Prozeß der Marquise erschwerend, da ohne diesen Helfer keine volle Klarheit über das Verbrechen zu gewinnen war; zumal die Marquise klug jedem Geständnis auswich, sich nie verriet, den eindringendsten Verhören gegenüber stets bei ihren ersten Aussagen blieb.

So fehlte es auch nicht an Leuten, welche die Partei der Angeklagten nahmen. Etliche hielten sie auf Grund ihres hübschen, offenen Gesichtes und der heiteren Anmut ihrer ganzen Person wegen wirklich für unschuldig, weil sie sich das Beieinander so schwarzer Verbrechen und eines so vertrauenerweckenden Außeren nicht denken konnten. Auch trug das allgemeine öffentliche Interesse das Bild der Angeklagten, das ein Kupferstecher nach einem Elfenbeinmedaillon vervielfältigt hatte, wie das einer bewunderten Tänzerin oder Schauspielerin, in manches erregte Gemüt: junge Leute verliebten sich in sie und machten mißlingende Versuche zur Befreiung der Gefangenen, von denen sie nie erfuhr. Andere, junge und alte Lebemänner, die oft auf Bällen der Pariser Gesellschaft ihr graziöses Tanzen und ihre mutwillige, jugendlich-kapriziöse Lustigkeit bewundert hatten, von denen der oder jener vielleicht im Besitz ihrer intimsten Bekanntschaft war, stritten über Schuld oder Unschuld der Marquise, die sie alle aufrichtig bedauerten, wie über einen Stoff zu Wetten. Sie wußten, daß die Marquise mit ihrem stumpfen, rohen Gatten kalt und glücklos gelebt hatte: die Möglichkeit einer solchen Tat schien immerhin gegeben, was die Kavaliere doppelt für den Fall der schönen Standesgenossin interessierte. Zuletzt gab es Leute, die gerade, weil sie die Marquise für schuldig hielten, auf ihrer Seite standen, zu denen sie durch ihre Tat hinabglitt: Hefe des Volkes, Pöbel, durch den schon der Geist der Revolution hinstrich; alle, die etwas Anarchisches, Aufrührerisches in ihrem Verbrechen witterten. Man erzählte, sie sei durch die Familie des Gatten gemißhandelt worden, und stellte ihre, noch keineswegs erwiesene oder eingestandene Tat schon als eine Heldentat hin, als ein Zeichen neuer Zeit.

Gerüchte hatten zuerst zur Untersuchung der Sache geführt. Im R.schen Dorf, auf den benachbarten Gütern sprach man lange davon, daß die beiden Marquis v. R. eines unnatürlichen Todes gestorben seien, und daß wahrscheinlich ein heimlicher Liebhaber der Marquise den Mord begangen habe. Woraus diese halblaut und undeutlich geflüsterten Gerüchte entstanden waren, konnte nicht festgestellt werden. Sie wurden durch das Gerede ergänzt, das über ein früher jedenfalls ziemlich offenkundiges, unstandesgemäßes Verhältnis der Marquise mit dem Schauspieler Lebuisson am Theater und in den Kreisen des Theaters umlief; und das besonders in der letzten Zeit vor der Verhaftung der Marquise durch allerhand hämische Bemerkungen des, jetzt auf sehr großem Fuße lebenden, Lebuisson über seine Geliebte mehrfach neue Nahrung erhielt.

In aller Stille wurde eines Nachts die Untersuchung der in der Guts- und Dorfkirche beigesetzten Leichen vorgenommen. Unter dem Vorwande einer Feldabmessung waren einige Gerichtspersonen mit einem Arzt von Paris gekommen und hatten sich im Dorfwirtshaus einquartiert — wobei sie die Einladung der Marquise, im Schlosse zu logieren, ablehnten —, hatten nachts den Mesner geweckt, ihm ihre gerichtliche Beglaubigung vorgewiesen und nun mit seiner Hilfe beim Schein einiger rauchender Fackeln die schweren Särge geöffnet. Schon der erste Eindruck schien den Gerichtsarzt in dem Verdacht, der zur Gewißheit erhoben oder vernichtet werden sollte, zu bestärken. Als man den Deckel zunächst vom Sarge des jüngeren, zuletzt gestorbenen Bruders gehoben hatte, stieg nicht der gewöhnliche Verwesungsgeruch daraus hervor, sondern ein Geruch ähnlich dem des Knoblauchs. Dem Blick zeigte sich diese

und dann auch die andere Leiche als verhältnismäßig gut erhalten, verschrumpft und mumifiziert, mit weißlichem Schimmel bedeckt, unter dem, wenn man ihn wegschabte, die Haut mahagoniholzartig oder wie hartes Leder sichtbar wurde. Das Ergebnis genügte dem Gerichtsarzt bereits, um vorläufig zu erklären, daß hier irgendeine Art der Arsenikvergiftung vorliege.

„Aqua Toffana?" fragte der Staatsanwalt. Das wisse er nicht, sagte der Gerichtsarzt, er halte selbst die Existenz dieses geheimnisvollsten und berüchtigtsten Arsenikpräparates für zweifelhaft. Er könne nur mit Bestimmtheit sagen, daß hier Arsenik im Spiele sei.

Die Särge wurden bis zu weiterer Untersuchung wieder verschlossen, der Mesner zum Schweigen verpflichtet. Am nächsten Morgen rüstete sich der Staatsanwalt mit den Gerichtspersonen zu dem Gange ins Schloß, um der Marquise ihre Verhaftung anzukündigen. Er hatte in den frühen Morgenstunden durch beiläufige Unterhaltung mit den Leuten des Gutes und mit dem gewandten und gutgekleideten Dorfgeistlichen sich darüber unterrichtet, daß die Marquise nach den letzten Beisetzungsfeierlichkeiten still und zurückgezogen lebe, daß sie sehr oft die Erbgruft besuche, und Blumen an den Särgen niederlege — solche, noch kaum verwelkte, hatte man auch auf dem Steinboden der Gruft liegen gefunden, — daß sie Stunden im Park, in der Nähe des einst als Lusthäuschen gebauten alten Pavillons mit religiösen Büchern zubringe, auch wohl, selten einmal, allein reite, und daß sie in letzter Zeit begonnen habe, an den Gartenanlagen, an den Bauten und mit den Standbildern im Garten, um die sich weder der ältere noch der jüngere Marquis gekümmert habe, Neuerungen und Ausbesserun-

gen machen zu lassen. Sie stünde oft abends auf der Schloßterrasse, von der aus der Blick sich über die Anlagen hin zwischen Kulissen von Baumgruppen bis zu einem von drüben hereindunkelnden Waldhügel erhebe. Der Staatsanwalt hörte, als er mit seinen Fragen die seltsamen Umstände beim Tode der beiden Gutsherren näher berührte — so, als wolle er von dem Eindruck wissen, den sie auf das Gemüt der Marquise gemacht hätten — daß es jetzt manchmal nicht recht richtig mit ihr scheine, daß sie es oft, in Gedanken verloren, nicht merke, wenn man sie anspräche; während sie doch früher, als der Marquis noch lebte, immer ein helles, scharfes Auge gehabt hätte, dem nicht leicht etwas entgangen sei, z. B. bei der Jagd, auf die sie immer einige Verehrer begleitet hätten. Auch habe sie damals Wein und Feste geliebt. Als der Staatsanwalt, vorsichtig daran anknüpfend, nach dem Verhältnis zwischen den beiden Gatten fragte, antwortete der Dorfgeistliche, den er halb und halb in den Grund seiner Anwesenheit eingeweiht hatte, es wäre da einiges, worüber das Beichtgeheimnis ihm zu sprechen verböte. Doch hätte man sie mit ihrem Gatten selten zusammen gesehen, schweigend nebeneinander bei Tisch oder im Wagen, wenn sie zu Nachbarn fuhren. Es habe gelegentlich Auseinandersetzungen zwischen den Gatten gegeben, über Geld, das die Marquise gefordert und nach langem Sträuben meist auch erhalten habe. Jetzt falle es der Gutsverwaltung auf, daß sie außerordentlich viel Geld bar abhebe, dessen Verwendung dunkel sei, obwohl sie manche Arme unterstütze. Auf die Frage des Staatsanwalts nach einem Geliebten, dem dies Geld etwa zufließe, schwieg der Geistliche völlig und zuckte die Achseln. An Lebuissons Verwandlungsfähigkeit denkend, fragte der Staatsanwalt

dann ganz unvermittelt, ob seit dem Tode des jüngeren Marquis öfters Fremde im Schlosse vorgesprochen hätten. Mit einem feinen Lächeln sagte der Dorfgeistliche: es sei bald darauf ein Pariser Rechtsgelehrter mehrere Tage im Schlosse gewesen, um einige schwierige Fragen über klösterliche Servitute, die auf dem Gute lasteten, und dergleichen klarzustellen. Ein paar Bauern wollten außerdem mehrmals einen nächtlichen Reiter, der von der Parkseite, der Paris zuliegenden Seite, herkam, in der Nähe des Schlosses gesehen haben.

Der Staatsanwalt, der sein Augenmerk zunächst hauptsächlich auf den Tod des zuletzt gestorbenen jüngeren Marquis richtete, von dem aus er sich die rascheste Klarheit über das ganze Verbrechen versprach, war gespannt auf die Begegnung mit der Marquise. Ein Diener führte ihn und die anderen Gerichtspersonen in einen kleinen, nach dem Parke ausblickenden Saal. Lautlos fast, von einer Seite, von der die Herren sie nicht erwarteten, trat die Marquise ein, eine etwa dreißigjährige, mittelgroße, schlanke Frau in schwarzer Kleidung. Der Ausdruck ihres Gesichtes wechselte einige Male — wie dem als Beobachter des Mienenspiels geübten Staatsanwalt auffiel — zwischen einer gewissen sinnlichen Weichheit, die ihr etwas weiblich Anschmiegendes, Hilfloses gab, und Momenten einer harten, nüchternen, willensstarken Energie, die ihr Gesicht älter und magerer erscheinen ließen, während sie im allgemeinen jung wirkte. Der Staatsanwalt hatte, um den Eindruck zu studieren, ihr erst die Verhaftung ganz unvermittelt ankündigen wollen, und sah sich jetzt — nachdem die Frau sie zum Sitzen eingeladen und ihr Bedauern ausgesprochen hatte, daß sie im Dorfwirtshaus übernachtet — doch genötigt, mit Um-

schweifen einzuleiten. Er begann von den Gerüchten über den Tod der beiden Marquis zu sprechen, die nicht verstummen wollten, als die Marquise, etwas erregt, ihm gleich ins Wort fiel: sie wäre froh, diese Sache, die ihr jetzt auch mehrmals zu Ohren gekommen, werde untersucht und entweder die Tatsache bestätigt und der Schuldige gefunden, oder aber die Gerüchte würden als nichtig dargetan. Als der Staatsanwalt darauf mit Bedacht sagte, es wäre leider durch den Leichenbefund schon bestätigt, daß die beiden Herren eines unnatürlichen Todes gestorben seien, da schreckte die Marquise erbleichend zurück. Sie schien in diesem Augenblicke zu wissen, weshalb die Gerichtspersonen da waren. Der Moment war so stark, daß die Männer sich unwillkürlich erhoben. Auch sie war aufgestanden und sah den Staatsanwalt mit einem Blick voll Haß und Feindschaft an. Er schien in diesem Augenblick aus dem höflichen Beamten in den Staat verwandelt. Mit einem härter, ganz sachlich gewordenen Tone fuhr er fort: da man sage, daß sie um den unnatürlichen Tod ihres Schwagers wie ihres Gatten gewußt haben müsse, und da in der Tat dieser Verdacht nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden könne, so müsse er ihre Verhaftung aussprechen. Er hoffe, daß der Prozeß sehr bald ihre völlige Unschuld erweisen und das Verstummen all der ärgerlichen Gerüchte zur Folge haben werde. Die Marquise stand jetzt mit einem nervösen Lächeln den Herren gegenüber, als erwarte sie noch eine Enthüllung und Beschuldigung. In ihrem Körper zuckte es, die rechte Hand zog mehrmals an ihrem Kleid. Sie wartete sichtlich und gewann einen ruhigeren Ausdruck, als der Staatsanwalt noch einmal begann, sein Bedauern auszusprechen. Sie schien jetzt völlig gefaßt und erklärte sich be-

reit zu folgen, bat nur, daß man erst in der Dämmerung mit ihr nach Paris fahren möge und daß sie in Gegenwart des Gerichtes einige das Gut betreffende Anordnungen für die Zeit ihrer Abwesenheit geben dürfe. Es wurde bewilligt. Sie ließ darauf den Gutsverwalter kommen und schärfte ihm aufs äußerste ein, daß die von ihr kürzlich begonnenen Gartenarbeiten in der Nähe des Lusthäuschens im Park bis zu ihrer Rückkehr unterbleiben sollten, ebenso wie die Ausbesserung der Sandsteinbilder um die große Fontäne und was der künstlerischen Erneuerungen mehr waren, mit denen sie gerade damals am eifrigsten beschäftigt schien und an denen sie ohne ihre Aufsicht offenbar nicht wollte gearbeitet haben.

Während immer zwei der Gerichtspersonen zur Wache bei der Marquise blieben — sie vertiefte sich lange in Zettel und Bücher, die ihr der Gutsverwalter gebracht hatte — konnten die beiden anderen den Augenschein des Ortes nehmen. Der Staatsanwalt ließ sich mit dem Gerichtsarzt in das ehemalige Schlafzimmer des Gutsherrn führen. Es bot nichts Besonderes. Nur eine sehr versteckte Tapetentür, vor der ein reichverzierter Spiegel angebracht war, fiel ihm auf. Er besichtigte alle Wohnräume, ließ sich Kommoden und Schränke aufschließen, untersuchte insbesondere die Flaschen und Fläschchen, die sich in den Zimmern der Marquise fanden, ohne daß der Gerichtsarzt irgendwo eine Spur von Gift feststellen konnte. Der Staatsanwalt ging am Nachmittag auch in den Park, sah die begonnenen Sandsteinarbeiten, von denen gesprochen worden war, an, und ließ sich das Lusthäuschen aufschließen. In dem ziemlich abgelegenen Pavillon, der offenbar schon viele Jahre nicht mehr benutzt war — alte zerschlissene Teppiche lagen mit

aufgewellten Rändern am Boden — hingen die Tapeten stellenweise von den Wänden. Die Arbeiter schienen darin einmal Mittag gemacht und sich dabei recht gütlich getan zu haben. Auf einem Tische stand noch eine leere Weinflasche. Der Staatsanwalt trat mit dem Gerichtsarzt aus den dumpfen Räumen wieder in den lichten, weiten Park. Ohne daß er sich während dieser Warteſtunden schon ganz bestimmte Linien des Verbrechens herausarbeitete, war doch sein ganzer Geist in Tätigkeit, beobachtete, nahm auf, sah, sammelte selbst Unbemerktes, um es bereit zu haben, wenn der Gang des Prozesses es erfordern würde.

Die Marquise hatte, als der Staatsanwalt sie summarisch verhörte, eigentlich nur Nebensächliches, Bekanntes über den Tod ihres Schwagers — der gerade erfolgte, als sie mit ihrem Gatten zu Besuch auf dem Gute war — und den ihres Mannes angegeben. Sie bestritt, je auf den Gedanken gekommen zu sein, daß hier Giftmorde vorlägen. Auf die Frage nach Lebuisson stellte sie errötend und hastig die Gegenfrage, was denn das hiemit zu tun habe. Sie leugnete schließlich nicht, früher ein Verhältnis mit ihm gehabt zu haben — doch nicht mehr zur Zeit, als der ältere Marquis starb. Das würde Lebuisson gewiß bestätigen. Den Staatsanwalt wunderte es, daß sie sich so die Möglichkeit, die Morde auf Lebuissons Schultern allein abzuwälzen, selbst zu nehmen schien.

Bei den gesonderten Verhören der Angestellten ergaben sich gleich mehrere Verdachtsmomente: der ältere, unverheiratete Marquis sei während des Besuches von Bruder und Schwägerin plötzlich nach dem Genuß einer halben Tasse Tee unter heftigem Erbrechen erkrankt. Dem rasch herbeigerufenen Arzt gegenüber sei sofort der Verdacht aus-

gesprochen worden, daß hier Gift im Spiele sein müsse. Der Arzt habe darauf die im Zimmer anwesende Marquise, die den verhängnisvollen Tee entfernen wollte, daran verhindert, aus seiner Wohnung einige Flaschen holen lassen, habe dem Tee etwas zugeträufelt und beobachtet, während der Kranke einen Augenblick erschöpft reglos dagelegen habe. Der Marquise, die sich sehr angelegentlich für das Experiment zu interessieren schien, habe er erklärt, daß der zugegossene Stoff Kupferammoniak sei: bilde sich ein grünlicher Niederschlag, so sei seine Furcht, daß eine Arsenikvergiftung vorliege, nur zu gerechtfertigt. Als sich aber kein Niederschlag gebildet, habe die Marquise aufgeatmet und gesagt, es sei Gott sei Dank wohl nun doch eine harmlose Erkrankung. Als dann der Arzt wieder mit dem Kranken — der eine Viertelstunde darauf starb — beschäftigt gewesen, habe die Marquise das gesamte Geschirr mit dem verdächtigen Tee hinausgetragen und abwaschen lassen.

Es blieb rätselhaft, warum bei einem so auffälligen Erkranken und Sterben der Arzt, der übrigens inzwischen selbst verstorben war, nicht auf einer Leichenöffnung bestand. Der einfache alte Landarzt — besonders nach dem negativen Ausfall des Versuches mit dem Tee — mag sich vor einer so schwierigen Untersuchung gefürchtet und deshalb Brechdurchfall, durch heftige Erkältung hervorgerufen, als Todesursache angegeben haben.

Weniger Verdacht erweckte der Tod des Jüngeren, der in demselben Zimmer starb wie einige Monate vorher sein Bruder. Er habe sich, sagte ein Diener aus, lange geweigert, dies Zimmer zu beziehen; endlich sei es der Marquise gelungen, ihn doch dazu zu bereden. Der Staatsanwalt schob das besondere Interesse der Marquise an dieser Sache

dem Gedanken zu, daß sie so den später etwa auftauchenden Verdacht auf eine an dem Zimmer haftende Krankheitsansteckung oder für die Abergläubischen auch auf ein mystisches, an den Raum sich haftendes Schicksal würde ablenken können. Als der Marquis eines Tages bis zum Mittagessen nicht im Hause erschienen — so lautete die weitere Aussage des Dieners — und auf Klopfen an seinem von innen verschlossenen Zimmer keine Antwort erfolgt sei, habe man die Tür erbrochen und den Marquis mit so frischem, rotem Gesicht im Bett liegen gefunden, daß man ihn für lebend hätte halten müssen. Als er aber auf kein Anrufen, dann auch nicht auf Berührung seiner herabhängenden Hand, zu sich gekommen sei, habe es der beherzte Jäger gewagt, ihn mehrmals zu schütteln, wonach man nun nicht mehr habe zweifeln können, daß der Marquis verschieden. Ein zufällig im Dorfwirtshaus anwesender Arzt, der auf einer Reise nach Paris hier Station machte, sei sofort herbeigerufen worden; er habe einen Herzschlag als Todesursache festgestellt. „Ob jemand diesen Arzt gekannt habe?" „Nein."

Der Staatsanwalt unterließ es, die Marquise über Lebuisson jetzt schon eingehend zu verhören, da er dessen Aussage erst abwarten wollte, um ihr mit Tatsachen gewappnet gegenüberzustehen und sie in eine Falle zu locken. Er stellte aber durch Fragen an das Personal noch fest, daß man, wenn man die Marquise längst schlafend glaubte, mehrmals erregte Stimmen in ihrem Zimmer vernommen habe, die von der Marquise unter Lachen für die Rezitation eines klassischen Trauerspiels erklärt worden seien, mit dessen langhinhallenden Versen sie sich schlaflose Nachtstunden vertreibe.

Die Marquise, die bis dahin gerechnet und geschrieben hatte, bat am Nachmittag, einige Sachen für ihren Aufenthalt im Gefängnis zusammenlegen zu dürfen. In Gegenwart der Kommission nahm sie Wäsche, Kleidungsstücke, einige Toilettenfläschchen mit Salben, Pulvern, Essenzen – die der Gerichtsherr alle schüttelte, gegen das Licht hielt und beroch, wobei die Marquise mehrmals lächelte. Ferner nahm die Marquise aus ihrem Sekretär einen Ebenholzkasten, der mit silbernen Ornamenten eingelegt und mit silbernem Schloß versehen war, und zeigte ihn dem Staatsanwalt: der Kasten enthalte nichts als von ihr geschriebene religiöse Betrachtungen und eine begonnene schriftliche Beichte, die bis in ihre Jugendzeit zurückreiche. Sie bäte, da sie im Gefängnis an der Beichte weiter schreiben wolle, den Kasten mitnehmen zu dürfen. Die Augen des Staatsanwaltes hingen mit einer gewissen Liebe an dem Kästchen. Er hätte es gern beschlagnahmt, zauderte aber doch, da er nicht sicher war, ob er damit nicht etwa die religiösen Bestimmungen über das Beichtgeheimnis verletze. Er gestattete die Mitnahme, belegte aber, als vorläufige Maßregel, den künstlichen Schlüssel mit Beschlag, damit die Sicherheit gegeben sei, daß bis zur völligen Klärung der Angelegenheit aus dem Kasten nichts verschwinden könne.

Sämtliche Räume des Haupthauses wurden verschlossen, die großen Portale wie die Seiteneingänge versiegelt. Die Zofe, die ihr Schlafzimmer in der Nähe der Räume der Marquise hatte, mußte zu den Mägden ins Nebengebäude ziehen.

Gegen Abend verließ die schwerfällige Landkutsche das Gut. Die Marquise sah mit einem langen Blick über die Parkliziere hin und nach dem, einen Moment aus Tannen auf-

tauchenden, noch hellen Pavillon hinüber. Dann lehnte sie sich in den geschlossenen Wagen zurück, der nach mühsamer Fahrt gerade um Mitternacht in Paris anlangte.

Als das Gericht noch in derselben Nacht Lebuisson verhaften wollte, fand es seine Wohnung leer. Und zwar war sie, wie festgestellt wurde, schon seit Tagen leer. Von den ganz geheim betriebenen Nachforschungen des Gerichts mußte doch etwas zu ihm gedrungen sein, und ihn veranlaßt haben, rechtzeitig das Weite zu suchen. Man hatte sich am Theater den Vorgang nicht erklären können und schon an einen Unglücksfall geglaubt: er war eines schönen Tages, nachdem er am Abend vorher gespielt und sogar besonders großen Beifall gehabt hatte, nicht zur Probe und nicht zur Vorstellung gekommen. Nun klärte sich dieser Unglücksfall anders auf: er war geflohen. Aber wohin?

Der scharfe, klare Verstand des Staatsanwalts war damit beschäftigt, das Geschehnis aus dem Schutt und Staub, den Zeit über den äußeren Vorgang schon gehäuft hatte, herauszugraben. Seine Phantasie arbeitete dabei kühl, sachlich, mit keiner anderen Leidenschaft, als der des Spurverfolgers, wie sie dem edlen Jagdhund eignet, und der des Rechts, die vielleicht nur in seinem Berufe lag; während das Durchdringen des Dunkels einer vergangenen Tat, das zwingend richtige Aufbauen eines unwiederbringlich in der Zeit Untergesunkenen die eigentliche Betätigungsart seines zusammenfassenden, verknüpfenden Geistes war.

Er saß an seinem mächtigen, von Büchergestellen umringten Schreibtisch, in dem überall wie tiefe Höhlen Fächer gähnten und auf den von irgendwoher oben Licht fiel. Was weiter um diesen Schreibtisch war: die hohe, holzgetäfelte Stube, das schloßartige Gerichtsgebäude, in dem es in allen

Räumen knisterte von Papier und darüber laufenden Federn, die Höfe, auf die vergitterte Fenster sahen und eisenbeschlagene Tore führten, das alles war für ihn nicht da, sobald er über Akten und Papiere gebeugt, von ein paar, vielleicht nicht einmal sichtbar zusammenhängenden, Tatsachen ausgehend, mit klarem, logischem Verstande — wie mit einer rechnenden Mathematik des Geistes, in welcher die menschlichen Verhältnisse und Charaktere auf Grund fremder und eigener Erfahrungen als bestimmte, nur wenig veränderliche Größen standen — Fäden schlug und verknüpfte. Ihrer wurden rasch immer mehr, so daß sie sich stets bald zu einem Gewebe von Tun und Geschehen verwirkten unter diesem unphantastischen Denken, das nur motivierte und Zwecke setzte und längst wußte: das menschliche Tun, wenn man es unter starker, lebendiger Vorstellung der beteiligten Leidenschaften und Gefühle betrachtet, sieht zwar in jedem einzelnen Augenblick anders aus, als wenn man es seinen typischen Motiven nach sich klarmacht — im Verlaufe zeigt es aber ganz dieselbe Linie, dasselbe Gewebe. Wie der Astronom die Bahn eines überraschenden Kometen, vielleicht ganz ohne sich des hinziehenden, sprühenden Lichtwunders staunend bewußt zu werden, am Tische ausrechnet und dann an jedem Tag, zu jeder Stunde den Stand des Kometen droben findet, so bestimmte dieser Richter die Kurve einer Tat. Er vergaß den Menschen völlig darüber, wie jetzt diese reizvolle Frau, die nicht mehr bedeutete als der Punkt, dessen Weg eine Linie beschreibt. Erst, wenn die Fäden seines Gespinstes überall verknüpft waren, wenn er die Meßpunkte zur vergrößernden Übertragung seiner Rechnung in die Wirklichkeit hatte, dann stellte er sich das Geschehene in Gefühlen und Leidenschaften vor, prüf-

te seine Rechnung nach und merkte sich die Zweifelsstellen an.

Der Staatsanwalt glaubte sehr bald, seiner Sache gewiß zu sein und die Verurteilung erreichen zu können. Die sittenlose, gleichgültig verheiratete Frau, die mit Hilfe und zum Vorteil des erpresserischen Geliebten niederen Standes sich durch Verbrechen in den Besitz eines Vermögens setzt, das sie nun mit dem Genossen vertut, war kein seltener Fall. Kein Zweifel, daß er hier vorlag. Die Marquise und ihr Gatte, und im Hintergrund Lebuisson hatten von dem ersten Mord allein den Vorteil: sie erbten Güter und Barvermögen. Es war festgestellt, daß sich das Ehepaar damals in bedrängter Lage befand, daß der Inhaber des ziemlich beträchtlichen Familienbesitzes dem jüngeren Bruder, der sehr verschuldet war, mehrfach Bitten um Geldunterstützung abgeschlagen hatte, eine Angelegenheit, die erst ein paar Tage vorher zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den Brüdern geführt hatte. Trotzdem schien der Verdacht einer Mitschuld des inzwischen auch verstorbenen jüngeren Bruders an dem Mord ausgeschlossen. Unter anderm hatte er am Tage vor dem Tod des Älteren zu äußerst ungünstigen Bedingungen Geld aufgenommen, was er, den Mordplan im Kopfe, gewiß nicht getan haben würde. Der Tod des Jüngeren kam nur noch der Marquise und Lebuisson zugute, von dem man wußte, daß er sehr viel Geld brauchte und ungefähr um die Zeit, als der Gatte der Marquise starb, auch sehr viel Geld hatte. Daß er seit längerer Zeit und zweifellos auch noch nach dem Tode des jüngeren der beiden Herren mit der Marquise in intimer Beziehung stand, bewiesen aufgefundene Briefe gegen die frühere Behauptung der Angeklagten. — Es fehlten allerdings zwei

wichtige Zeugen, die absolut nicht aufzutreiben waren, so angestrengt man auch nach ihnen suchte: Lebuisson und das Gift. Weder von dem einen noch dem andern ergab sich eine Spur. Immerhin hatte der Staatsanwalt von Lebuisson die Briefe in der Hand, die seine Beziehung zur Marquise dartaten. Und daß man das Gift nicht gefunden hatte, bewies nicht das mindeste für die Marquise: es mochte vergraben oder sonstwie verborgen, vielleicht gar längst wieder in Lebuissons Händen sein. Daß in dem Teerest bei der ersten Vergiftung sich keine Reaktion gezeigt hatte, war durch den Gerichtsarzt als belanglos bezeichnet worden: die Arsenik-Reaktion auf Kupferammoniak, den jener Arzt verwendet hatte, bleibe unerklärbarerweise bei Tee aus. An einen Selbstmord der Brüder war nicht zu denken. Der Staatsanwalt ließ noch einmal die unzweifelbar erwiesenen Tatsachen an seinem Geiste vorüberziehen: zwei ärztlich festgestellte Giftmorde, von denen nur die Marquise Vorteil hatte und ihr zweifelloser Geliebter, der gleichzeitig den moralischen Tiefstand der Marquise kennzeichnete, ein verlotterter Komödiant, der als ehemaliger Apotheker natürlich genaueste Giftkenntnisse besaß. Die Marquise war innerhalb der Zeit, während welcher das Gift zu wirken pflegt, jedesmal allein mit dem gleich darauf Sterbenden zusammengewesen, sowohl mit ihrem Schwager, zwischen dem und ihrem Gatten sie nach einer heftigen Auseinandersetzung vermittelte, als auch mit ihrem Mann. Ihr auffälliges Benehmen bei dem Tode des Schwagers, das schleunige Weggießen des verdächtigen Getränks, ihr Unterlassen einer Untersuchung der rätselhaften und verdächtigen Todesfälle und schließlich das Fehlen jedes anderen Verdachtes — all das gab dem Staatsanwalt Grund zu glauben, daß er die

Richter selbst bei dieser schönen und einnehmenden Angeklagten für ein „Schuldig" gewinnen könnte, wenn er durch die Farbe seines Vortrags das Gewicht der Gründe noch ein wenig unterstützte.

Da verdarb er sich selbst durch sein unablässiges Aufspüren von Einzelheiten, die Lebuisson betrafen, das einfache Bild des Geschehnisses und lieferte der Verteidigung eine Waffe. Er erwies zu viel. Es ergaben sich plötzlich Bruchstücke einer zweiten, auf Lebuisson allein hinweisenden Indizienkette, aus denen hervorging, daß Lebuisson eine zweifellose, von der Marquise ganz unabhängige Beziehung zu dem älteren der beiden ermordeten Brüder hatte, also sehr wohl auch allein den Mord begangen haben konnte. Lebuisson war auch Kuppler und Erpresser. Beide Betätigungen hatten ihn mit dem älteren Marquis in Berührung gebracht: die aufgefundenen Schriftstücke waren Drohbriefe wegen einer angeblich geschuldeten Summe, in denen gleichzeitig in unverständlichen, offenbar verabredeten Ausdrücken von einer Zusammenkunft gesprochen wurde. Die Spuren einer Anwesenheit Lebuissons im Schlosse während der beiden Todesfälle, die der Staatsanwalt wenigstens als möglich aufgedeckt hatte und die allerdings auf der bekannten Verwandlungsfähigkeit des verbrecherischen Schauspielers beruhten, kamen auch dieser neuen Wendung zugute und verwirrten das Bild. An dem Tage, als der ältere Marquis starb, waren zwei unbekannte Personen im Schloß: ein Jäger, der sich bei dem Marquis um eine Stellung bewarb und ein Landstreicher, dem man in der Küche zu essen gegeben hatte. Lebuisson konnte also zum mindesten dagewesen sein — damit aber war die Mittäterschaft der Marquise nicht mehr absolut notwendig, oder konnte sich auf

Geringfügigstes beschränkt haben. Und war der erste Mord als ihre Tat zweifelhaft geworden, war es der zweite auch; Lebuisson hatte ja Gründe genug, auch in seinem Interesse den Tod des jüngeren R. zu wünschen. Am Vorabend des zweiten Mordes war ein Geflügeldieb im Hofe festgenommen worden, den man im Gänsestall erwischt und dann in einem nicht mehr benutzten kleinen Kapellenraum eingesperrt hatte; und der am nächsten Morgen nach Zerschlagen eines kostbaren Farbfensters verschwunden war. Auch der Arzt, der gerade im Wirtshaus übernachtet hatte, war fremd und den Leuten im Dorf unbekannt.

Sowie die neue Möglichkeit des im wesentlichen allein und auf eigene Rechnung handelnden Lebuisson in den Gesichtskreis getreten war, mußte der Staatsanwalt, das fühlte er, das zurückliegende Dunkel der Tat noch weit mehr erhellen. Aber die Phantasie seiner Logik versagte. So sehr er grübelte und immer wieder die deutlich sichtbaren Fäden des Gewebes durch seine Finger gleiten ließ, die Tatsachen und Vermutungen vermehrten sich nicht. Das Gebilde der Tat lag schwer und unfruchtbar, veränderungslos in seinem Geiste, der es umsonst weiter zu denken bemüht war. Der Staatsanwalt verstand diese Unfruchtbarkeit seiner Gedanken nicht und war ärgerlich erstaunt, als er plötzlich bemerkte, daß seine Gedanken immer an derselben Stelle stillstehen blieben: an der schwarzen, silbereingelegten, verschlossenen Ebenholztruhe, in welcher sich die Beichte der Marquise befand. Hier war der Zauber, der ihn lähmte, das fühlte er immer stärker, fast körperlich. Seine Gedanken konnten von da nicht fort. Sie hingen sich fest an den verschlossenen Kasten, wie Eisenstücke an die Umhüllung eines starken Magneten. Sein Geist war in jahrelanger Praxis erzogen

worden, nie über eine Tatsache hinwegzugehen und nur aus Tatsachen zu bauen. Hier, in diesem Ebenholzkasten, der sich noch bei der Verbrecherin im Gefängnis befand — da keine Gefahr war, daß die Marquise ihn oder seinen Inhalt etwa beseitigen könnte, zumal der Staatsanwalt den künstlichen Schlüssel in Verwahrung genommen hatte — hier war vielleicht die Summe der Tatsachen beschlossen, neben deren einfacher Existenz alle Vermutungen und Verknüpfungen windig, wertlos und so gleichgültig erscheinen mußten, daß der Geist sie mit keiner Kraft mehr aus sich herauszwingen konnte. Der Staatsanwalt hatte das lähmende Gefühl, daß durch das Vorhandensein dieser Beichte jeder Gedankenschluß überflüssig gemacht wurde, und daß er andererseits, wenn man dabei nur an den verschlossenen Kasten dachte, in dem der Beweis für oder gegen ihn lag, kaum je die Hälfte der Überzeugungskraft gewinnen würde, wie wenn man nur auf Erschließungen angewiesen war. Der Staatsanwalt beschloß, alles daranzusetzen, um in den Besitz der Beichte zu kommen. —

Monatelang saß die Marquise nun schon in Haft in ihrer grauen Zelle, in der nichts stand als ein Bett, zwei harte Holzstühle und ein Tisch; an deren Wand über dem Bett ein Kruzifix hing und in die durch ein hoch angebrachtes Fenster ein Stück Himmels hereinsah. Sonne oder Mond gingen nicht darüberhin, aber Wolken und Grau und Sterne. Die Marquise hatte sich gewöhnt, ganze Stunden dem Wandel des Lichtes, der Farbe auf diesem Stück Himmel zuzusehen; gedankenlos sich diesen leisen Eindrücken hinzugeben, die gewissermaßen statt aller Gedanken die Seele zu beschäftigen vermochten und sie in einem Zustand gleichmäßigen Halbschlafes hielten. Oder sie wurden der Hinter-

grund für Träume, welche die Marquise an manchen Tagen, aus irgendeiner gleichgültigen Anregung, mit dem Blick in das Himmelsgrau, lange fortspann. Das Trübe und im Einerlei der Wochen, im Nichtaufkommenlassen lebhafterer Gefühle, Schwere, Drückende ihres Zustandes, das ließ sich am leichtesten von der weiten Gleichgültigkeit der Wolken und des Lichtes hinwegtragen. Auch nahmen es wohl ab und zu einmal Schritte mit, die draußen auf dem langen Steinflur des Gefängnisses kamen und wieder verhallten. Doch nicht so rein: immer pochte erst, wenn sie fern klein auftauchten und hallend zu wachsen schienen, das Herz unruhig, ob diese Schritte etwas bringen würden. Das taten die Wolken und das Licht nie. Von ihnen kam nie diese störende Erregung, Hoffnung zugleich und Furcht, Verlangen und Widerstreben, die bei jedem Schritte aufzuckten, selbst bei dem gewohnten des Essen bringenden Gefängniswärters. Alles andere aber, was an Lauten in das Gefängnis drang, war zu unregelmäßig und abgerissen, als daß die Seele sich tief mit ihm hätte einlassen können: Rufe draußen, irgendwo ein Knarren oder Klopfen in dem großen alten Gebäude, in das die Marquise mit verbundenen Augen geführt worden war und das sie mit seinen senk- und wagerechten Wänden, seinen überall abgeteilten Raumwürfeln doch wie lebend und vibrierend um sich und unter sich empfand; ein Schelten, das irgendwo in den Höfen sich wie mit Springschritten entfernte, höchstens in der Dunkelheit, wenn sie nicht schlafen konnte, noch das fast lautlose Nagen der Zeit, das sie doch vernahm, wenn sie aufhorchte. Aber das beruhigte nicht, das erregte und verjagte den Schlaf vollends.

Noch kam der Marquise ein sehr frühzeitig entwickelter

Hang zu Träumereien hier für ihre Unterhaltung zustatten. Schon als Kind hatte sie alles, was ihr irgendwie nahe kam oder sie berührte, Geschichten, die sie hörte, weit ausspinnen müssen. Es war ein Vorgang, als ob die Wirklichkeit um sie fortgenommen würde, und das, was ihre erregte Phantasie erlebte, unmerklich an deren Stelle träte. Dabei mischte sich in ihrem Vorstellen Wahres und Erträumtes so völlig, daß sie es in der Erinnerung oft nicht voneinander scheiden konnte und ihre Vergangenheit gewissermaßen gleich stark aus Geschehenem und Unwirklichem bestand. Sie wurde oft wegen Lügens bestraft. Ihre Phantasie hatte die grenzenloseste Fähigkeit, sich Situationen aufzuzwingen, in die sie dann so völlig hineinglitt, daß sie sich selbst entführt wurde — und einschlief. Und sie schlief als Kind gewiß an keinem Abend ein, ohne sich so von inneren Bildern leicht machen und forttragen zu lassen. Stürmte es draußen und der Regen schlug an die Scheiben, so war sie, wie sie das oft in Geschichten gehört hatte, mit ihrer Mutter und einem treuen Diener in wildem, einsamem Walde in einem Räuberwirtshaus. Und der Diener hatte gute, sichere Waffen und würde sie schützen. Sie kauerte sich eng zusammen in wollüstigem Angstgefühl und der Freude auf den Überfall. Oft schlief sie mit einem unendlichen Gefühl des Gleitens ein. Sie ließ ein dunkles, hochbordiges Boot, in dem sie unter den Sternen lag, ruderlos über weite, nächtliche Wasserfläche ziehen und fühlte dabei mit kühlem Schauder Strömung und hinabsinkende Tiefe unter sich, dicht unter der dünnen Schale des Bootes, die ihr phantastisches, freies Raumauge dann auch von außen sah, wie sie ins Wasser eintauchte, an der dunklen Flut anlag. Das war überhaupt die stärkste Kraft ihrer Phantasie: sowohl Bewegung wie

undurchbrechbare Abgeschlossenheiten zu erschaffen. Wenn sie sich in einen umgestülpten Tisch setzte, so segelte sie. In der dunklen, etwas vertieften Ecke eines alten Saales konnte sie bis in die Mitte der Erde sinken. Und oben auf der Lehne des Großvaterstuhles, den sie an die Mauer, und vor den sie einen Tisch geschoben hatte, war sie hoch in unersteiglichem, stufenlosem, sich langsam den Wolken entgegenneigendem Turm. Sie hatte als Kind immer das Gefühl, als müsse sie ihre erträumte Wirklichkeit gegen die andere verteidigen. So willkürlich wie mit Raum und Bewegung sprang ihre Phantasie auch mit Menschen und Geschehnissen um. Ja, noch viel wilder. Dabei lähmte sie sichtlich die nüchterne Gegenwart der Menschen, die ihre Phantasie zu verwandeln strebte und vielleicht schon oft verwandelt hatte, machte sie mürrisch und einsamkeitshungrig. Der Pfarrer, der sie unterrichtete und ihr offenbar den Teufel recht drastisch geschildert hatte, wurde zum Satan, sobald nur die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen war: dann hörte sie mit Gruseln den Schritt des Bösen den Flur entlang schlurfen. Sie sprach davon wie von etwas Selbstverständlichem und bekam natürlich oft Schläge. Sie verwandelte sich laute Gespräche, die sie in dem weitläufigen Haus ihrer Kindheit hörte, in abenteuerliche Szenen aus Geschichten, Morde, Gefangennahmen, Ertränkungen, Einmauerungen oder auch in nächtliche Kämpfe und auflauernde Gruppen. —

Dieser Hang hatte später aufgehört, als sie zu lieben und auf die Wirklichkeit aufmerksam zu werden anfing. Aber jetzt kam er durch die äußeren Umstände veranlaßt, wieder über sie. Sie fühlte sich im Gefängnisse seit langem zum ersten Male von der Wirklichkeit, die sie in Lust und Sor-

gen wie in Fesseln gehalten hatte, befreit. Sie erlebte wieder im Innersten.

Wieviele Male hatte sie alle Einzelheiten des Geschehenen schon verändert, und verändert neu und mit starker Kraft durchlebt. Wie oft flüchtete sie mit Lebuisson auf schwarzem Pferde durch die Nacht. Wie oft waren ihr Gatte und ihr Schwager mit einer großen Kalesche vor das Gefängnis gekommen, um sie abzuholen, und sie hatte an ihrem Arm erstaunten Auges die unendlichen Korridore des Gefängnisses durchschritten, die sie jetzt zum ersten Male sah. Wie oft hatte sie auch — und fast immer ohne sonderliche Bewegung, wie von außen, wie als ein ganz fremdes, gleichgültiges Ich in der Menge, das sich nachher, ein wenig heimatloser vielleicht, aber lebendig wie jetzt fortschleichen würde — ihrer eigenen Hinrichtung beigewohnt. Mit jener gedämpften genießenden Spannung, die der, der sich selbst etwas ausdenkt, empfindet und manchmal der Träumende. Zuletzt hatte sie besonders oft sich vorstellen müssen, wie Lebuisson flüchtete, wie er des Nachts aus einem dunklen Keller hervorkam — wo er sich so lange versteckt —, wie er umständlich-hastig, das war seine Art, hinter sich abschloß, ein Stück durch Park, dann über Feld ging, wie im Dorf, um das er sich schlich, ein paar Hunde anschlugen, wie er sich im Pfarrhaus am Morgen als Bettler meldete und nebenbei ein geistliches Gewand stahl, wie er dann als Pfarrer weiter nach der Küste wallfahrtete, in Brest als Hafenarbeiter auftauchte, der eine Gelegenheit zu einer Seereise in fremde Länder ausspähte, um ein wilderndes Abenteurerleben beginnen zu können. So mochte es Lebuisson selbst ihr einmal geschildert haben. Wenn sie ihn bis ans Meer begleitet hatte, kehrte sie mit ihren Gedanken zum

Anfang zurück, so als ob er noch nicht den ersten Schritt zu dieser Reise unternommen hätte. Und sie lächelte boshaft vor sich hin. —

Als der Prozeß sich mehr und mehr in die Länge zog, hatte man ihr Bücher und Handarbeiten gestattet. Aber das tat ihr nicht gut. Das zerriß nur das Hindämmern und die Träume der Gefangenen und brachte andere, ihr jetzt fremde Arten des Daseinsgefühls in das, welches sie bisher erfüllte. Bis auch das Sticken an einem feinen seidenen Muster wie etwas für sie wurde, das sie willenlos vollzog und dem sie eigentlich nur zusah.

Aus diesem Dämmern tauchte sie auf, wenn Personen des Gerichtes zu ihr kamen. Dann erwachte die leidenschaftliche Frau in ihr, die Unterdrückte ihres Traumdaseins, die manchmal ganze Wochen Vergessene, und lebte kurze Stunden das gesellschaftliche Leben ihres Standes: kluge, vorsichtige, scharfe, polemische Konversation mit Männern, unter der Sinnlichkeit glühte und sie befeuerte. Mochten es immerhin Verhöre sein: sie kehrte in ihnen zum Gefühl ihres ehemaligen Daseins zurück. Sie ging bei dieser Rückkehr aus einem phantastischen Vorstellungsleben zur Wirklichkeit nicht ganz mit ihrem Fühlen in die Situation der auf den Tod Angeklagten ein, die ihr, seit der Prozeß stagnierte, schon etwas Gewohntes geworden war. Sie verlor aber auch die Prozeßlage nicht etwa aus dem Auge. Der Ernst der Angelegenheit regte sie noch tief genug auf, daß auch die sonst zum Schlafen verurteilten Kräfte ihres Wesens aufwachten, sie mit Wärme, mit dem Gefühl ihrer Persönlichkeit durchströmten — und sie erlebte das Ganze dann doch wieder wie ein Spiel des Intellektes, in dem sie nicht unterlag und ganz Frau sein konnte; jeder Zug ihres

klugen Gesichtes spielte mit dem Mann, der dann vor ihr saß. —

Das war entweder ihr Verteidiger, ein breiter, untersetzter Vierziger mit einem derben, hartknochigen Gesicht, der nie anders als kühl, sachlich mit ihr sprach. Wie hatte sie sich um ihn bemüht! Er war ihr in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft als der einzige Trost erschienen. Mit anschmiegender Hilfebedürftigkeit, mit scheinbarer Offenheit war sie ihm entgegengekommen. Aber er hatte kein Gefühl. Er sprach nie von etwas anderem als der Rechtslage ihres Prozesses, die er mit dem schärfsten Blick, dem Blick eines Heerführers, musterte. Er schien sie für völlig schuldig zu halten, und die Art seines Verkehrs mit ihr war eine fortwährende schweigende Verurteilung, die sie hart traf, in die sie sich aber allmählich gefunden hatte. Er sprach nie von der Tat, — nur von dem, was bewiesen, was nicht bewiesen sei, und von dem Ergebnis. Und jedesmal noch war das Ende seiner Überlegungen gewesen, daß eine Verurteilung auf Grund des vorhandenen Materials ausgeschlossen sei. Wenn sie dann dankbar sagte, wie sie seine Beurteilung der Sachlage tröste, schwieg er. Und einmal hatte er ganz abrupt gefragt, ob sie denn nicht beichten wolle; das könne ja auf den Gang des Prozesses keinen Einfluß haben; oder ob alles in ihrer schriftlichen Beichte stünde? Da war sie — trotzdem sie immer seine Verurteilung gefühlt hatte — doch erschrocken einen Schritt zurückgetreten. Sie nahm dann, wenn sie wieder mit ihm zu verhandeln hatte, immer seinen kühlen, geschäftsmäßigen Ton an, worauf ein wenig mehr Freundlichkeit in seine Stimme kam. Ja, es schien, daß er — je mehr sie ohne alle Beteuerungen von Unschuld, ohne jedes Zeichen von Gefühl ihren Prozeß im Gespräch mit

ihm wie ein Rechenexempel anzusehen lernte — immer mehr ihr Verbündeter wurde. Er setzte ihr lebhaft und wärmer die Gründe auseinander, weshalb der Prozeß gewonnen werden müsse, und gab ihr nach einer solchen klugen Darlegung der unüberbrückbaren Lücken in der Indizienkette sogar einmal die Hand, worüber sie ganz glücklich war. Er machte ihr eines Tages, gleich als er gekommen war, die Mitteilung, man werde versuchen, sich ihrer schriftlichen Beichte zu bemächtigen, da man die schlechte Lage der Anklage wohl erkenne. Sie solle fest darauf bestehen, daß der Kasten nichts enthalte, als die für ihren Seelsorger niedergeschriebene Beichte, und ihr Inhalt also durchaus als Beichtgeheimnis zu betrachten sei, das anzutasten dem Gericht nicht zustehe. Auch wenn sie sich nicht dagegen wehren könne, daß man den Kasten, wie schon vordem den Schlüssel, mit Beschlag belege. Er habe diesen Standpunkt den Versuchen des Staatsanwaltes gegenüber bereits geltend gemacht. Es könne aber sein, daß man versuchen würde, sie zu überlisten. Auch solle sie nicht etwa das, was er ihr neulich in einer ärgerlichen Laune vom Beichten gesagt habe, auf eine Fortsetzung ihrer schriftlichen Beichte verstehen, falls, was er wohl annehmen dürfe, die Bekenntnisse in der Beichte sich nur auf frühere Zeiten bezögen. Hier lächelte die Marquise und senkte leicht errötend den Kopf. Dann dankte sie ihm und sann, als er gegangen war, dem Gedanken eines Weiterführens ihrer schriftlichen Beichte, die sie, ohne den Schlüssel freilich, in Händen hielt, als einer neuen Unterhaltung nach. Gleich darauf mußte sie sich vorstellen, wie ihr Verteidiger mit jedem Schritte, den er sich von ihrem Gefängnis entfernte, sie innerlich losließ und sich anderen Dingen zuwandte,

so daß sie sich plötzlich mit unsichtbarem Arme in eine noch tiefere Einsamkeit zurückgezogen fühlte.
Es wurde ihr bald darauf der Kasten mit der Beichte durch einige Gerichtsbeamte abgenommen und ihr auf ihren Widerspruch und das Bemerken, sie ersuche im Gegenteil um den ihr vorenthaltenen Schlüssel, um ihre Beichtnotizen fortsetzen zu können, geantwortet, der Kasten werde einstweilen nur in Verwahrsam genommen und keinesfalls ohne Erlaubnis der geistlichen Oberbehörde geöffnet werden. Wolle sie etwas zu Beichtzwecken aufschreiben, werde man ihr anderes Papier und Schreibgerät senden und die unverschlossenen Blätter, die sie siegeln dürfe, würden nicht anders behandelt werden als der verschlossene Kasten.
Einer ihrer anderen Besucher war der Untersuchungsrichter, der diesmal den Verteidiger fast ablöste. Sie hatte ihn in ihrer gesellschaftlich glänzenden Zeit gekannt, so daß er ihr fast wie ein Erinnerungsstück daran wurde und sie ihm gegenüber, der nicht viel älter als sie war, rasch einen sicheren, harmlosen Ton gewann. Er behandelte sie als Dame, spielte gelegentlich auf die früheren gesellschaftlichen Beziehungen an, betonte immer seine lästige Pflicht, die notwendige Aufklärung, die der Fall erfahren müsse, und tat in seinem Benehmen so, als hielte er sie für unschuldig, oder als würde ihre etwa vorhandene Schuld seine Hochachtung nicht im mindesten berühren. Dabei drang er mit seinen im Konversationston geführten Verhören doch nahe an die Sache heran, und sie mußte sich sehr zusammennehmen, oft blitzschnell erkennen, wo hinaus eine Fragenreihe führen sollte, um keine verwirrten Antworten zu geben. Sie empfand von ihren seltenen Besuchern diesen eleganten Juristen am meisten erotisch und ließ sich in jeder

seiner Verhörsstunden durchwärmen. Sie dachte auch mit einem innerlichen Lächeln oft daran, daß dieser Mann sich nicht gleich anderem zuwandte, wenn er von ihr ging, weil er schon beruflich mehr an sie denken mußte als der Verteidiger. Sie wußte auch, daß ihr jäher Glückswandel, der Unterschied zwischen den Räumen, in denen er früher und jetzt mit ihr verkehrte, ihn tief berührt hatte. Aber sie täuschte sich über seine geringe Bedeutung in ihrem Prozeß keinen Augenblick. Sie wußte, daß nicht er selbst, sondern ein anderer aus ihm sprach, ein sehr viel Mächtigerer und Gefährlicherer: der Staatsanwalt, dessen Bote der Untersuchungsrichter war. Sie mußte einmal in der Stille ihrer Gefängniseinsamkeit laut auflachen, als sie ihn in Gedanken nach seinem Fortgang in der großen Person des Staatsanwaltes, wie in einem Schrank mit Flügeltüren, verschwinden sah. Sie beklagte sich bei ihm jetzt scharf und mit einer gespielten Erregtheit über die Wegnahme ihrer Beichte. Er wurde verlegen und sagte dann mit so fremdem Ton und so fremder Wendung, daß die Marquise deutlich die Instruktion des Staatsanwaltes heraushörte: das Gericht stünde auf dem Standpunkt, daß erst die einem Geistlichen abgelegte Beichte unter das von der Kirche geschützte Beichtgeheimnis falle, keineswegs aber eine beliebige Niederschrift. Indessen — beruhigte er die Marquise sofort — werde in dieser Sache nichts getan werden, was nicht von seiten des Erzbischofs gebilligt würde, an den man bereits eine Darlegung der Sache gesandt habe. Nach einer Pause, während welcher die Marquise unwillig auf den Tisch niedergesehen hatte, fuhr er etwas leiser fort: ob sie nicht lieber selbst die Erlaubnis zum Öffnen der Kassette geben wolle. Da sie ja doch ihre Unschuld fest behaupte, so könne die Öffnung nur

von Vorteil für sie sein. Woneben es wirklich nicht in Anschlag zu bringen sei, daß so etwa einige andere religiöse oder auch galante Verfehlungen den verschwiegenen Gerichtspersonen bekannt würden. Er glaube sagen zu können, daß, wie jetzt die Untersuchung stehe, die Tatsache, daß ihre Beichte nichts von den ihr zur Last gelegten Verbrechen enthalte, fast entscheidend zu ihren Gunsten sprechen werde. Er beobachtete sie genau, während er das sagte. Mit hochmütig abwehrender Miene antwortete sie: „Was ich für Gott oder seinen irdischen Diener niedergeschrieben habe, würde durch jeden weltlichen Blick entweiht." Sie lächelte, als er fortgegangen, und sah ihn wieder in den Staatsanwalt, aus dem er kam, wie in einen großen Schrank verschwinden. Der dritte ihrer gelegentlichen Besucher war der alte Gefängnisgeistliche. Der behandelte sie wie alle seine Kinder in diesem weitläufigen Hause, milde und freundlich, als selbstverständlich Schuldige, und redete ihr zu, ihm und dem Richter zu gestehen, damit sie durch ihre Strafe irdisch und durch seine Absolution vor Gott von aller Schuld frei würde. Aber er drängte nicht. Er wußte, daß über kurz oder lang, auch wo der Stand die Anwendung der Folter nicht zuließ, die Kraft der Seelen hier von der Zeit gebrochen wurde und das Geständnis schließlich wie eine reife Frucht vom Baume fiel. Ihm hatte sich die Marquise wie eine Tochter genähert, hatte, vor ihm kniend, ihm viele, viele Liebessünden gebeichtet, sich eine Verworfene genannt, aber doch immer jede Schuld an dem Tod der beiden Marquis bestritten. An dem Gefängnisgeistlichen erschreckte die Marquise eins: die tiefe, fast unnahbare Gleichgültigkeit dieses Mannes, die dicht unter seiner Milde lag und an die kaum noch etwas heranzudringen vermochte. Sie kam aus seinem

Beruf als Gefängnisgeistlicher; er war durch Jahre alle Sünde, alle Verzweiflung, Folterschmerz wie Todesangst so gewohnt geworden, daß sie an ihm vorüberglitten; und sie kam aus seinem Alter: sein ergreifendes Gefühl hatte längst die Wesenlosigkeit alles Irdischen angenommen. Er wußte, diese jungen Leute, die er oft wegen geringfügiger Vergehen zum Tode begleiten mußte, verloren nicht allzuviel. Sie lamentierten wohl, aber nur aus einem eingebildeten Grund, und sein letzter Trost, der ihm schon etwas ganz Geläufiges war, lautete dann immer: „Glaubt mir, ich würde heute sehr gern in Eurem Alter gestorben sein.“ Diese Gleichgültigkeit des greisen Priesters erschreckte die Marquise nicht nur; sie verhinderte sie auch — wonach sie innerlich längst hindrängte — einmal ihm gegenüber von all dem zu sprechen, worin die tiefste Erregung ihrer Seele schlummerte. Einem strengen, Gottes Zorn in der Rechten haltenden Manne, vor dem sie beichtend die ganze Zerknirschung des sündigen Weibes wie vor der ewigen Vernichtung genossen hätte, dem hätte sie selbst vielleicht ein unwahr übertriebenes Geständnis abgelegt. Vor dieser Gleichgültigkeit verschloß sie sich. Wenn sie einmal ganz offen von der ihr zur Last gelegten Tat, von diesen Verbrechen, zu denen, das fühlte sie, jeder ihr irgendeine Beziehung geben mußte, sprechen sollte, so mußte das — nach dem langen, klugen Verteidigen, dem in der steten Abwehr entstandenen inneren Wegdenken und Vor-sich-selbst-leugnen alles Geschehenen — ein solcher Gefühlsausbruch werden, daß er nur vor einem, der ihn wie sinnliche Hingabe genoß, der sie vielleicht mit Ruten und Geißeln gezüchtigt hätte, geschehen konnte. Aber eine Scham hielt die Marquise ab, vor jemandem zu sprechen, der dann mild und

sanft, ohne eine Spur ihrer Erregung mitzufühlen, sagen würde: er hätte es immer gewußt, und sie solle nun ihr Herz auch vor dem irdischen Richter ausschütten; dann sei alles gut. — Sie sehnte sich nach einem, der sie in die tiefste Hölle seelischer Qual hinabgeschleudert und ihr die Absolution verweigert hätte. —

Daß sie es nicht über sich brachte, sich durch ein gefahrloses Geständnis ihres Gewußthabens um die Morde oder sonst ihres Anteils daran dem zum Schweigen verpflichteten Geistlichen gegenüber zu befreien, das lastete nicht nur deshalb auf ihr, weil ihr ganzes Wesen schon lange dieser größten Erregung und Sensation, die es jetzt für sie geben konnte, zudrängte, neben der ihr alles schriftliche Beichten nichtig und wesenlos erschien, sondern auch wegen der abergläubischen Frömmigkeit, unter deren Druck sie stand. Sie wurde immer nach einer unvollkommenen Beichte — deren sie manche in ihrem Leben schon abgelegt hatte — für eine Zeit die nagende abergläubische Furcht nicht los, nun irgendeine Strafe auf sich herabbeschworen zu haben, worunter ihr leichtsinnig-fröhliches In-die-Zukunft-denken jedesmal für Wochen litt. Und mehr noch als das Geschehene quälte sie der Gedanke, daß sie es wieder tun müsse, so oft der Geistliche sie fragen würde. Sie stand sklavisch unter den Zwangsvorstellungen der kirchlichen Lehre. Ihr Glaube war das ängstliche: „Man kann doch nicht wissen!" Und außerdem hatte ihre stark sinnliche Natur tiefe wollüstig-quälerische Demütigungen, Ergießungen, Zerknirschungen im Zusammenhange mit der Sünden- und Strafenidee der Kirche erlebt, daß sie schon dadurch den religiösen Vorstellungszwängen offen war. Das hatte sie nie am Sündigen hindern können. Die leisen Katzenkrallen der kirchlichen

Suggestionen schlugen sich in die Gedanken, in das alltägliche Tun. Sie konnten wie Gewissensbisse weh tun und den Genuß jedes Verbrechens vergiften. Aber sie waren nicht stark genug gewesen, sich einmal gegenüber einem Schlangenknäul von Besitzgier, erotischer Dienstbarkeit gegen den verbrecherischen Geliebten und von wollüstig-grausamen Trieben in der Seele dieser Frau geltend zu machen. Wie der Berauschte die Sorge vergißt, daß sie für ihn nicht mehr da ist, wie der Tanzende, zum rhythmischen Reigenschritt erregt, lacht über Schmerz und Tod, deren Namen vielleicht ihm sonst schon Grauen und Schrecken sind, so war für diese Frau alle Religion ein wesenloses Ding, wenn ihre Augen über der Sünde funkelten. Ein französischer Philosoph hat es das Grausamste an der Religion genannt, daß sie so oft die Untaten geschehen lasse, sich, während sie vollbracht werden, verberge, um nachher hervorzukriechen und zu quälen — was so viel leichter sei als abzuhalten. Es war für das Verhältnis dieser Frau zur Religion charakteristisch, daß sie mehr furchtsame Vorstellungen aus einem Begriff wie dem der Sünde wider den Heiligen Geist schöpfen konnte, als aus grausen Verbrechen, die sie vielmehr, selbst als Erinnerung, in wollüstigem Gefühl erschauern ließen.

Als der alte Geistliche sie wieder einmal auf einem seiner regelmäßigen Rundgänge besuchte und ihr ein paar religiöse Phrasen gesagt hatte, die sich wie von selbst in seinem Munde vollendeten, da kam ihr einen Augenblick der Gedanke, um die Vergünstigung zu bitten, daß sie ihr ehemaliger Beichtvater besuchen dürfe. Aber gleich gab sie den Gedanken wieder auf. Sie fürchtete, es könne darin von den Richtern irgendein Anzeichen von Schuld, die sie etwa

nur einem vertrauten Menschen offenbaren wolle, gesehen werden; dann hatte sie auch Angst, so bestimmt in ihr Schicksal einzugreifen, die sich ihrer unter der Vorstellung bemächtigte, der Beichtvater von einst könne vielleicht so viel Gewalt über sie haben, daß er sie zum Bekenntnis des Vorgegangenen auch vor den Richtern brächte. Das wollte sie doch nicht. Sie beklagte sich bei dem Geistlichen also nur über die Wegnahme der Kassette und bat ihn, Sorge zu tragen, daß sie nicht in unberufene Hände käme, vielmehr ihr bald zurückgegeben würde. Nach einigem Überdenken des Falles gab ihr der Geistliche den Rat, sie solle um Übergabe der Beichte an ihn, ihren Beichtvater, antragen, wodurch die Beichte vom selben Augenblick an unzweifelhaft dem Beichtgeheimnis unterliegen würde. Sofort suchte die Marquise Ausflüchte. Die Beichte sei unvollständig, sie sei durch Wegnahme des Schlüssels verhindert worden, sie fertig zu schreiben. So möge sie, wenn man ihr den Kasten nicht zurückgäbe, auf andere Blätter schreiben. Die Marquise sann blitzschnell nach und sagte dann: sie könne auch die Niederschrift im Kasten, die sie nicht durchgelesen habe, die vielleicht Unrichtigkeiten enthalte, ohne genaue Durchsicht dem Geistlichen nicht übergeben lassen. Der Geistliche meinte zwar, kleine Irrtümer seien belanglos, er könne ja die Niederschrift mit ihr zusammen lesen, wo sie dann etwaige Irrtümer zu berichtigen immer Gelegenheit habe. Aber sie blieb bei ihrer Weigerung — und zitterte noch vor Aufregung, als der Geistliche sie verlassen hatte.

Mochte es nun die Gerichtskommission, die ihr die Kassette abnahm und die ihr Schreibgerät für weitere Beichtnotizen verheißen hatte, angeordnet und die Ausführung der An-

ordnung einige Tage Zeit gebraucht haben, oder mochte es auf eine Anregung des Geistlichen geschehen sein — jedenfalls erhielt sie bald nach dessen Besuch an einem Nachmittag Papier und Schreibzeug. Das lag stumm und wartend vor ihr, in den langen, leeren Nachmittagstunden. So oft sie im Auf- und Abgehen am Tisch vorbeikam, mußte sie einen Augenblick darauf niedersehen. Sie blieb mehrmals stehen und griff das feste Papier an. Sie dachte flüchtig daran, was für ein Wesen die Leute doch mit dem Beichtkasten machten und lächelte spöttisch, um gleich wieder einen sehr ernsten, fast angstvollen Ausdruck anzunehmen, ohne daß sie den Blick von dem Tisch mit dem Schreibgerät weggewendet hätte. Es war ihr nicht ernst mit dem Schreibenwollen, aber sie setzte sich doch an den Tisch und starrte weiter auf den weißen Bogen. Lange. Sie entdeckte sich dabei, wie sie die Rauheit des großgeschnittenen Papiers, seine über das Blatt hinziehenden Unebenheiten, die winzigen Höhen und Vertiefungen, den dünnen, zähen, unregelmäßig verlaufenden Rand aufs genaueste musterte, so daß alle diese Dinge in ihrem Auge ganz groß wurden. Sie hob dann, zurückgelehnt, den Blick gegen die graue Wand und entdeckte da einen Riß in dem rauchigen Verputz, den sie bisher nie bemerkt hatte. Ohne den Kopf abzuwenden, schloß sie nun die Augen. Wie mechanisch schoben ihre Arme, die sich ausstreckten, die Bogen fort. Sie dachte nicht an Schreiben, denn um sie standen Dinge stark wie Wirklichkeit — von denen sie gar nicht gewußt hätte, wie sie in Worte fassen. Es war Gefühl, Atem, Berührung und Zittern: Lebuisson. Sie hatte ihn seit langem nicht so lebhaft, seine Person so sinnlich gefühlt, wie jetzt in dieser reglosen, zurückgelehnten Lage, mit den geschlossenen Augen, hinter

denen der Nachmittag langsam in Dämmerung überging. Lebuisson. Sie fühlte es, wie er sie zu küssen pflegte: sie im linken Arme wie eine Sinkende haltend und sich ganz von oben über sie beugend; es war ein Schweben, ein Getragenwerden. So hatte er, der gleich sicher in wilden Groteskt änzen wie in abgemessenen Pas das Publikum der Komödie zur Bewunderung hinriß, sie oft durch den Wirbel der taumelnden, sich stauenden, zerreißenden, kreisenden Menge getragen — auf den öffentlichen maskierten Festen, die sie heimlich mit ihm besucht. Er war die Musik und der Tanz. Sie fühlte ihn körperlich nahe. Das Erinnerungsbild aus ihrem Vorstellen floß bis in die äußersten Nerven. Ihr Gesicht hatte einen ganz gespannten, ganz nach innen gewandten Ausdruck angenommen, über den — aus irgendeinem Hintergrund ihrer Gedanken — manchmal ihr böses Lächeln glitt und sich nach dem Kinn zu verlor. Ohne daß sie sich dessen noch bewußt war, wirkte die Scheinabsicht des Beichtens, mit der sie sich in die rückschauende Konzentration hinabgelassen hatte, dahin, daß sie sich mit Lebuisson in Situationen des Verbrechens sah. Oder waren es diese Stunden, in denen die beiden Menschen — von denen die Frau den Mann abgründig liebte, der Mann die Frau als eine von vielen, aber als die Zarteste, Vornehmste, Feinste, als den seltensten Bissen genoß — am völligsten ineinanderflossen, während sie ein einziges, vielarmiges, vielfüßiges, spinnenhaftes Ungeheuer wurden, das lüstern Schmerz und Tod anderer Menschen bereitete? Es war bei den Vorbereitungen dieser Morde — deren Ausführung ja nichts war, als das mit ein wenig zitterndem Lächeln von der Frau besorgte Hineinschütten einer halben Unze weißlichen Pulvers in ein Glas oder eine Tasse — daß die Marquise den Schau-

spieler am tiefsten liebte. Das war dieselbe Erregung, nur näher, unausweichbarer, wie wenn sie ihn große Intriganten spielen sah, das unerschütterlich beherrschte Gesicht, das, ohne sichtbar einen Zug zu verändern, wenn die Blicke der Mitspieler von ihm abfielen, aufblitzende Bosheit war, wie die Maske des Teufels. Aber, wenn er auf der Bühne stand, waren sie nur durch Blicke verbunden. Hier umschloß sie beide allein ein enger, gewölbter, steinerner Raum, ein Keller, und sie waren in Kameradschaft beschäftigt, nachts, wenn alles schlief. Da mischten sie den geschmack- und geruchlosen Gifttod, zerstampften, brühten, mengten und ließen erkalten. Er wog, teilte, beobachtete und wies sie an. Sie sahen sich dabei kaum ins Auge. Aber sie fühlten es bei diesem erregenden Hantieren mit dem Tode, als berührten sie sich fortwährend mit langen, magnetisch streichenden Bewegungen. Dazu der dumpfe, schmutzige Kellerraum, in dem sie sich Bretter über ein paar Tonnen gelegt hatten als Tisch, und mit ein paar aus dem Boden gebrochenen Steinen einen kaum fußhohen, urtümlichen Herd erstellten, an dem Lebuisson meist kniete, das Feuer mit Strohwischen und Spänen entflammte, die in einer halbdunklen Ecke wie eine Streu geschüttet waren. Das erregte der verwöhnten Frau die Sinne zu einem fast berauschten Vergessen ihres Standes, daß sie sich wie eine kraftvolle Dirne fühlte, und im dunklen Vorahnen der heraufgrauenden Blutzeit den Mann des Volkes, den künftigen Sansculotten und Jakobiner, umschlang. Es kam ihr jetzt stark wie ein neues Verlieben, wie eine neue Gegenwart zu Bewußtsein, daß Lebuisson — der sich ihr, als sie ihm bei einer Theatervorstellung einen noch nicht einmal ganz beabsichtigten Wunschblick zugeworfen, sehr geschickt und unbemerkt genähert

hatte, mit dem sie dann einige Male heimliche Freuden genoß — daß Lebuisson sie erst in dem Augenblick wie in einen Strudel des aufgewühlten Gefühls hinabriß, als er zum ersten Male von fern und in ganz unbestimmten Worten, die sie aber sofort, wie mit einem zweiten Gehör, verstanden hatte, von der Möglichkeit sprach, den Tod schwer leidender Menschen unbemerkt zu beschleunigen. „Ich war ja einmal Quacksalber, und meine Kollegen nennen mich noch heute den Apotheker," hatte er lachend hinzugesetzt. Sie konnte sich nicht mehr besinnen, wie sie zu diesem Thema gekommen waren. Doch wußte sie noch genau, daß sie ihm an jenem Tage nicht so viel Geld hatte geben können, wie er angeblich für einen drängenden Weinwirt brauchte, daß sie ihm noch einen Brillantring geschenkt und darüber geklagt hatte, wie der unverheiratete geizige Bruder ihres Mannes das ganze Vermögen besäße und ihrem Manne kaum aus den Schulden — sie hatte bei diesen Worten Lebuisson so angelacht, als ob sie ihm damit ganz nahe käme — helfen wolle. Die Phantasie der Frau, die wie eine Tote auf dem Stuhl zurücklag, die das Steifwerden ihres sich an der harten Lehne eindrückenden Rückens nicht empfand, bildete weiter: wie plötzlich die grausige Frage erörtert wurde, ob man mit dem Mittel auch einem Gesunden das Sterben erleichtern könne, wie da Lebuisson so heimlich, liebevoll und begehrend gelacht hatte; dann, als der Tod des Schwagers zum erstenmal ausgesprochen wurde, wie sie ihn sich heuchlerisch verhüllt hatten in einer Liebestat für den zurückgesetzten jüngeren Bruder, den sie im selben Moment betrogen, wo sie ihn beklagten, dessen innige Freunde sie schienen — fast so, als hätten sie sich in der Liebe zu diesem Dritten gefunden, für

den Lebuisson ein ganz lächerlich sorgendes Interesse zeigte. Es kam ihr in all das sinnliche Erinnern an Lebuisson jetzt etwas wie Haß, der ihr nicht zum erstenmal in dieser phantastischen Wiederholung nüchterner gelebter Situationen hochstieg — weil sie einsah, daß er diesen Betrug, mit dem er ihr das wahre Ziel des Weges verhüllte, sich selbst keinen Augenblick vorgemacht und sie bewußt zu seinen Zwecken gelenkt hatte. Diese auftauchende eine Linie von Haß, die sich durch ihr wollüstiges Erinnern zog, brachte noch einen Moment vor ihr inneres Auge: wie Lebuisson sie geschlagen hatte, weil sie das Kätzchen, dem er als Versuch das Gift einschütten wollte, das strampelte und um sich biß, losgelassen hatte und nun, während er es wie in zwei Schraubstöcken hielt, sie ihm das Gift einflößen mußte. Dann der nächste Versuch: der alte Diener. Sie hatte sich dagegen gewehrt. Er war aus ihrem väterlichen Hause mit in die Ehe herübergenommen worden. Er hatte die Marquise als Kind geführt. „Gerade deshalb," hatte Lebuisson entschieden, der damals eine sichere Gewalt über die Marquise gewann. Lebuisson witterte in dem Alten einen Späher, der seine Pläne durchkreuzen konnte, wollte auch wohl die Marquise durch den ersten Mord noch fester an sich ketten, damit sie nicht vor den wichtigeren Morden zurückschrecke. Dies verstand sie jetzt ganz: denn wozu sollte wohl der ehemalige Apotheker erst einen Versuch mit dem Gift nötig gehabt haben? Diese Erkenntnis durchströmte sie mit Befriedigung, die bald wich, als der Mord an dem Alten wieder vor ihr stand. Die Tat hatte jetzt eine andere Farbe als damals, hätte ihr jetzt fast Tränen hochgepreßt, bis doch das alte Erlebnis mächtiger wurde: wie sie, als er einmal kränkelte, mit unheimlicher Freude, in dem Vollgefühl

der neuen Macht, die sie hatte, mit graziöser Leichtigkeit das Schwerste, den Tod, zu spenden fähig war. Und dies Aufatmen, das sie da zum erstenmal gespürt, und über dem sie sofort den sterbenden Diener vergessen hatte, die Freiheit, jetzt jeden Zwanges ledig werden zu können, woher er auch komme. Lange hatte sie das Stöpselglas, in dem sie sich Gift zurückbehielt, nicht aus der Hand lassen können. Sie hatte den Willen und die Kraft des unterirdischen Genossen in sich selbst verwandelt. Sie ging leichten, freien Schrittes umher, die unheimliche Gewalt in dem kristallenen Gläschen mit sich führend. Sie fühlte sich damit so, wie wir alle, die wir ins Licht hineingeboren sind, nur den Zustand seltsam ekstatisch erhöht: frei, selbständig, Herr dessen, was sie wollte, mußte, konnte; unbehelligt durch die Zusammenhänge, aus denen sie kam, sie selbst Ernte, die keines Samens mehr gedenkt. Standesbewußtsein stieg in ihr auf. So sehr sie der Verlockung des Lebuissonschen Giftes schon verfallen war, so sehr reizte es sie, frei damit zu schalten, zu töten, wen sie wolle. Wenigstens eine ganz winzige Dosis hatte sie ihrer Kammerfrau geben müssen, die deshalb tagelang ganz unerklärlich krank gewesen war. Sie kam sich wie eine Zauberin, wie ein Dämon, wie eine körperliche Intelligenz des Schicksals vor. Ihr Gang war schwebend, als hätte die Unsichtbarkeit ihres Willens und Tuns auch ihre Person in sich gehüllt, daß sie ungesehen zwischen den Menschen hinglitt. Es hatte Tage gedauert, bis der Tod des alten Mannes, den damals kein Mensch beargwöhnt hatte, von dessen Ursache außer Lebuisson niemand wußte, ihr drückend wurde, wie jetzt wieder, wo er ihr den Magen zusammenzupressen schien. Sie hatte diesen alten Mann kindlich lieb gehabt. Das war freilich unter einem häßlichen

inneren Lachen vergessen gewesen, als sie ihm das Gift reichte, und nicht einmal zum Vorschein gekommen, als er ihr, das verderbliche Glas nehmend, dankbar die Hand küßte. Da hatte sie noch unberührt, das ganze als Bild empfindend, wie in einer Komödie gestanden, sich Lebuisson nahe gefühlt, als spiele sie nur den Mord und als spiele der Alte nur das Opfer des Giftes. Langsam wuchs diese Tat, die ihr oft noch wie Schein und Traum vorkommen wollte, qualbringend gegen sie auf. Bis sie in einer verzweifelten Nacht — als sie ergrausend die unseligen Fesseln ihres Liebesverhältnisses hatte zerreißen wollen und Lebuisson ihr kalt und höhnisch gesagt hatte, ihm sei sein Leben um den Spaß feil, sie aufs Schafott zu bringen — die Tat vor einem Gefühl schauerlicher Erkenntnis von sich zurückweichen sah. Sie hatte die Maske des Gehorsams angenommen und Lebuisson versöhnt. Und war in diesem Augenblick zur harten, selbständigen Verbrecherin erwacht, die sich vor Lebuisson verbarg und bewußt mit ihm spielte, die scheinbar noch seinen Weg ging, die aber jetzt selbst alles erwog und schon weiter dachte als Lebuisson. —

Dieser Augenblick, wie Lebuisson sie bedroht, wie dieser Mann, der Schauspieler war bis ins Innerste, die gefällige Maske hatte fallen lassen, und wie sie, blitzschnell erkennend, die abgeworfene Maske ergriff und vornahm; wie sie durch das Verbrechen an dem Alten, das sie ganz an Lebuisson ketten sollte, mit unheimlicher Entbundenheit über ihn emporstieg; wie in dem Gefühl dieser noch unsichtbaren Rache, die sie an dem innerlich abgeschüttelten Versucher nahm, jeder Schmerz und Gewissensbiß um den alten Diener spurlos unterging — dieser Augenblick trieb ihr in der Erinnerung das Blut in den Kopf, daß sie verwirrt

auffuhr und sich erschreckt, wie nach tiefem, von den Gewalten eines drohenden Traums zerrissenem Schlaf umsah, wo sie war. Sie griff in dem ganz dämmerig gewordenen Raum nach der viel zu fernen Wand, schwankte und schrie auf; denn sie sah undeutlich jemanden neben sich stehen. — Lebuisson — nein, nein! es war der Gefängniswärter. Ihr schien es plötzlich, als wäre er schon geraume Zeit in ihren Gedanken zugegen gewesen, oder als müsse sie laut gesprochen, sich angeklagt oder selbst verraten haben. Sie zitterte. Der Gefängniswärter sah sie ruhig an und sagte: „Sie müssen sehr böse geträumt haben. Ich hörte Sie draußen stöhnen." Dann stand er noch, daß die Marquise ihn plötzlich erschrocken fragte: „Was bringen Sie?"

„Erschrecken Sie nur nicht," sagte er langsam, „ich bringe vielleicht etwas sehr Gutes. Die Richter haben sich entschieden, daß Sie so nicht verurteilt werden können. Nun ist heute die Antwort vom Erzbischof gekommen, ob der Kasten geöffnet werden darf."

„Wird er geöffnet?"

„Das weiß ich nicht, sie sind wieder zusammen. Es entscheidet sich jetzt."

Die Marquise zitterte am ganzen Körper und rief, immer noch angstvoll, als der Gefängniswärter nicht ging: „Was ist denn?"

Er räusperte sich: „Ich werde nun wohl weggejagt werden. Sie sind jetzt auf den Gedanken gekommen, daß ein alter, lahmer Falschmünzer, der mir vor ein paar Wochen durchgebrannt ist, dem keines nachgeweint hat, der Lebuisson gewesen sein muß" — die Marquise lächelte — „und da ist meine Schuld groß. Ich dachte, ob Sie nicht vielleicht, wenn Sie, Frau Marquise, nun frei kämen, und weil ich

doch immer Ihre Wünsche, soweit ich konnte, erfüllt habe, mir irgendeine Stelle auf dem Gut geben könnten —"

Ein Wirbel von Gefühlen erfaßte die Marquise. Sie wußte, als sie gleich darauf wieder im Dunkel allein war, nicht, was sie dem Manne geantwortet hatte. Ihr war schwindlig, taumelig und fast körperlich übel. Was geschah jetzt? Sie mußte in Gedanken immer den Kasten vor sich sehen inmitten der starrenden Gesichter ihrer Henker. Sie sah ihn in raschem Wechsel offen und die Gesichter grausam, hämisch, lüstern, triumphierend, oder geschlossen und die Gesichter enttäuscht, unzufrieden, unwirsch und schließlich gleichgültig. Beides gleich deutlich. Was geschah jetzt in Wirklichkeit? Das Dunkel, in das sie aufsah, gab keine Antwort. Morgen, nur erst Morgen, Tag! Sie hatte in ihrer Aufregung und wohl als eine Nachwirkung des Schreckens über den unbemerkt eingetretenen Gefängniswärter, das quälende Gefühl, daß im Dunkel der Zelle noch jemand sei, der vor ihr zurückwich, lautlos auf der andern Seite um den Tisch ging und sie überallher aus dem Dunkel anblickte. Ein Knistern im Stroh des Lagers: nun fühlte sie es mit einem vor Aufregung tränenden Auge durchs Dunkel, daß der lautlose Nachtgesell in ihrem Bette lag. Sie stand in der entferntesten Ecke des engen Raumes. In der linken Hand hatte sie das Gefühl, hinter sich ganz leise eine unsichtbare Tapetentüre zugemacht zu haben, und durch einen langen Gang gekommen zu sein, an dessen anderem Ende einer wartete. Und der im Bett dort starb, war schon ohnmächtig. Das tat ihr wohl. Es war ein klares Faktum. Die Läden waren fest verschlossen, die Vorhänge dicht zugezogen; auch davon, daß die Haupttür des Zimmers dreifach verriegelt war, hatte sie sich über-

zeugt. Warum starb der dort im Bett? Sie mußte sich besinnen, und ihr fiel der andere ein, der auch auf diesen Tod wartete, der sie schickte, nachzusehen, nachdem sie in seinen Armen gelegen war. Was wußte der davon? Er dachte, Geld, Geld, das zu ihm wolle, töte den da, der es verschlossen hielt. Sie lachte bitter auf. Was wußte der Lauernde am anderen Ende des Ganges davon, welches Leben, welche wirre, haß- und schmutzerfüllte Beziehung zweier Menschen hier abschloß, sich gewaltsam in Verbrechen und Qual reinigte.

Fort war der Spuk. Sie ging energischen Schrittes auf ihr Lager zu, schüttelte es auf, legte sich, und ganz wach sann sie. Ihr wurde klar, daß ihr Leben vorüber sei; die Bitte des Wärters fiel ihr wieder ein — und sie wußte, sie würde nie auf das Gut zurückkehren, sie würde nie wieder frei sein können. Ihr Leben war an bestimmte Kreise gebunden, die, auch wenn sie freigesprochen wurde, sich schon in ihren Gedanken ihr eisern verschlossen. Es kam ihr einen Augenblick seltsam heimlich vor bei diesem Toten, der hier auf ihrem Lager gestorben war, daß sie sich wünschte, gefangen zu bleiben und an ihn zu denken, weil von ihm doch ein wenig Ruhe ausströmte; oder auch zu sterben für ihr Verbrechen. Doch fürchtete sie den gewaltsamen Tod so sehr, daß sie bei dem Gedanken an ihn eine Stunde mit fliegenden Nerven lag, als erwarte sie am Morgen nicht eine Entscheidung, die auch Freiheit sein konnte, sondern den Henker. Sie durchlebte eine Stunde aus der letzten Nacht eines zum Tode Verurteilten.

Als sie sich etwas beruhigt hatte, kehrte sie mit ihren Gedanken zu ihrem toten Gatten zurück. Mit Widerwillen stieg es in ihr auf, als nach seinem Tode beim ersten

dämmerdunklen Morgengrauen, in dem sein verglaster Blick sie, nicht mehr verstehend, nur leidend, noch einmal angesehen hatte — als da Lebuisson in rohem, wildem Freudenausbruch sie auf die Arme genommen, hochgehoben, und so sie haltend, sie geküßt hatte. Sie atmete auf, als er sich verbergen mußte und sie allein war mit dem Toten. Jetzt kam ihr zu Bewußtsein, wie sie doch bei aller Fremdheit an ihn gewöhnt gewesen war, wie er ihr ein Teil des Vorhandenen war, vielleicht, ohne daß sie sich das klargemacht hatte, eine Anlehnung, ein Halt. Seitdem ein Kuppelversuch, den sie wütend von sich gewiesen hatte, sie von ihm ganz trennte, daß sie sich eigentlich nichts mehr angingen, führte er sein alterndes, einsam gewordenes, verrohtes Kavalierleben gleichgültig neben ihr hin, während sie sich heimlichen Ausschweifungen mit andern Männern hingab. Als er tot war, fühlte sie, daß das Dasein dieses Lebens ihr doch etwas bedeutet hatte. Seit dem Tode des Bruders — über dessen unnatürliche Ursache er das Gerede nicht glaubte, zumal ihn die Sache gleichgültig ließ — war er sogar freundlicher zu ihr, was an dem gewohnten Gang der Tage nichts änderte. Sie fühlte gleich, daß sie mit dem Aufhören dieses abwechselnd von Feindschaft, Haß und Gleichgültigkeit erfüllten gemeinsamen Daseins ein Ruhen und Beharren verlor, woneben ihr die jagende, leidenschaftliche Unruhe des verwilderten Komödianten, der zwischen edler Geste und gemeiner Niedrigkeit wie ein Ball hin und her flog, nur Schrecken, Angst und Ekel brachte. Und wie würde er jetzt versuchen, sie ganz unter seinen Willen zu beugen! Wieviel Verstellung würde sie brauchen, um ihn ohne Gefahr, ohne seinen Zorn zu reizen, von sich abzuschütteln! Wollte sie das ganz gewiß? Sie stellte es sich

damals schon verlockend vor, von ihm frei zu sein, und spürte doch, wenn sie ihn Tage nicht gesehen hatte, noch immer das enggeflochtene sinnliche Band, das um sie und ihn geschlungen war. Es tauchte manchmal der Gedanke in ihr auf, er betrüge sie mit andern. Das ließ sie eifersüchtig erglühen.

Diese Eifersucht, die sie damals in den einsamen Tagen und Nächten der Trauerzeit, als sie nicht nach Paris und ins Theater konnte, sehr beschäftigte und quälte, mußte in ihr erstorben sein. Sie tauchte jetzt, wo so viel von ihrer Vergangenheit durch sie hinging, merkwürdigerweise nicht mit herauf. Durch die Gefangenschaft schien sich in ihr alles verschoben zu haben. Sie täuschte sich auch wohl, wenn sie sich jetzt zu erinnern glaubte, das Fehlen des fremden Lebens neben sich damals schon in solcher Stärke empfunden zu haben. Das kam wohl erst jetzt über sie, wo ihr Leben sich so unwiderruflich tief zum Abgrund neigte.

Sie hatte, seit sie gefangen war, nie so stark wie in dem Gedanken an mögliche Freiheit ihren gesellschaftlichen Stand empfunden, empfunden wie es ihr unmöglich sein würde, als eine Verbrecherin und ihres Standes in den Augen der Welt verlustig, weiterzuleben. Bei dem toten Gatten und dem toten Schwager, zu denen sie doch nun einmal gehörte, blieb sie in ihrem Stande. Dieser Gedanke kam wie Ruhe und tiefe Müdigkeit über sie, so daß sie gegen Morgen einschlief.

Sie erwachte im hellen Tag von Schritten und Schlüsselklirren.

Der Staatsanwalt trat ein, gefolgt vom Gefängniswärter, um ihr anzukündigen, daß der Erzbischof die Eröffnung der Beichte nicht gestattet habe und daß das Gericht dar-

aufhin die Untersuchung wegen Mangels an Beweisen einstelle. Sie sei frei. Gleichzeitig übergab er ihr den eingelegten Ebenholzkasten und in einem versiegelten Umschlag den Schlüssel. Er wolle sie hinausgeleiten. Sie fände unten einen Wagen, der sie auf ihr Gut hinausfahren könne. Ihre Sachen seien darin.

Wie abwesend hörte das die Marquise. Sie zerriß das Papier, nahm den Schlüssel, öffnete und starrte in den Kasten, dessen aufgestellter Deckel dem Staatsanwalt seinen Inhalt verbarg. Ihre linke Hand spielte darin.

Sie hielt ein geschlossenes Kapselfläschchen mit breitem Hals und kugeligem Stöpsel. Darin befand sich ein weißliches, ziemlich grobkörniges Pulver, dessen Anblick sie völlig zu bannen schien. Sie verlor ein paar Sekunden lang das Gefühl ihres Aussehens, das innere Bild von sich, das sie wie eine Schauspielerin sonst immer hatte. Der Ausdruck einer grausigen, irren Freude erschien wie Verzauberung auf ihrem Gesicht — vom Staatsanwalt und dem Gefängniswärter als Freude über den Wiederbesitz ihrer Beichte gedeutet — als sie das Glas geneigt in der Hand hielt und ihr aufleuchtendes Auge auf das Gemenge stierte, dessen Körnchen, wie der Sand in einer Sanduhr, fast wie ein winziger Wasserfall, rieselten und rieselten. Die blasse, etwas abgemagerte Hand, die sich von dem dunkelgrünen Sammetfutter des Kastens hell und lebendig abhob, neigte das Glas immer mehr, damit das Laufen der kleinen, weißen Körperchen, die jetzt wieder ihr, ihrer rechtmäßigen Herrin, zuliefen, nicht ende. Dies Rieseln ging durch ihre Hand, ihren Arm, ihren ganzen Leib — wie wiedergegebenes Leben, Freiheit, Macht. Sie hätte den Kristall küssen können wie ein lang verlorenes und endlich

wiedergefundenes Kleinod. Aber trotz dieser Versunkenheit hielt sie die Hand geschützt hinter dem aufgeschlagenen Deckel des Kästchens.

Dann hörte sie die Stimme des Staatsanwaltes und fuhr auf. Ekel überkam sie, wie sie ihn und den Gefängniswärter wartend stehen sah, Haß und Stolz und Widerwillen. Sie reichte ihm, während sie in der geballten Linken das Fläschchen verbarg, mit der Rechten den Kasten hinüber, in dem eine Anzahl geschriebener Blätter lagen: „Es liegt mir jetzt selbst daran, daß Sie meine Beichte lesen."

Der Staatsanwalt sah nur einen Augenblick die ihm überreichten Blätter an. Dann fuhr er auf, da ihn der Gerichtsdiener leicht anstieß, und bemerkte, wie die Marquise, die sich nach der Fensterwand gekehrt hatte, mit der Linken etwas an die Lippen brachte und zu trinken schien. Im Augenblick stand er neben ihr.

Die Marquise, die in der Hand ein leeres Glasfläschchen hielt, wandte sich ihm zu. Ihr Blick war abwesend, so als fühle sie in sich hinein, das Pochen ihres Herzens oder einen wiederkehrenden Schmerz zu erlauschen. Dann sagte sie rasch mit einer umhüllten Stimme, aus der ein kalter Hauch zu kommen schien: „Ich bitte Sie, diese Papiere einem Geistlichen zu übergeben, der mir vielleicht die Vergebung meiner Sünden, die ich bereue, auch noch nach meinem Tode erwirken kann. Doch ist die Beichte unvollständig. Fügen Sie für den Geistlichen hinzu, daß ich auch den Schauspieler Lebuisson getötet habe. Seine Leiche finden Sie in einem Gewölbe unter dem Lusthäuschen auf meinem Gut."

Sie schwankte, sich am Stuhl haltend. Der Staatsanwalt

wollte noch etwas fragen, als die Marquise, den Stuhl umreißend, in Krämpfen hinfiel.

„Rufen Sie den Arzt!" herrschte er den Gefängniswärter an. Ehe ein Arzt kam, war der umgesunkene Körper ruhig geworden. Erstarrt stand ein Lächeln um den ein wenig geöffneten Mund. Die halbgeschlossenen Augen sahen wie schamhaft niedergeschlagen aus. Die toten Züge schienen das irre Lieben der Lebendigen widerzuspiegeln. —

Wirklich fand man in einem niedrigen Gewölbe unter dem Lusthäuschen, zu dem eine durch Teppiche verdeckte Falltüre führte, die Leiche Lebuissons vertrocknet und mumifiziert. Sie lag auf dem Bauche, das Gesicht war nach der Erde gekehrt: der Tod schien ihn überrascht zu haben, während er eine lockere Platte des Kellerbodens zu heben versuchte, wo ihn die Marquise vielleicht nach verborgenem Geld hatte suchen lassen. Ein leeres Weinglas, an dessen Grunde sich Kristalle, wie Blutgerinnsel aussehend, gebildet hatten, stand nicht weit von seiner ausgestreckten rechten Hand, die danach zu greifen schien.

Charlotte Donc

Robert Labiche war Schreiber bei dem angesehenen Pariser Notar Herrn Donc, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts seines Amtes waltete. Robert war etwas über zwanzig Jahre alt und seit vier Jahren im Dienst. Sein Lehrherr, der ein Jäger, Spieler und Frauenheld war, konnte mit seinem Schreiber zufrieden sein. Er überließ dem fleißigen und pflichteifrigen jungen Mann, nachdem der sich etwa zwei Jahre eingearbeitet hatte, die Geschäfte fast ganz, unterschrieb blind, was ihm von seinem Schreiber vorgelegt wurde, und ging ganz in seinen Liebhabereien und Leidenschaften auf.

Herr Donc hatte eine sechzehnjährige Tochter, Charlotte, ein bildhübsches, fast überschlankes Mädchen, mit herben, klaren Zügen, die an einen Edelknaben erinnerten, und von einem unberechenbaren, umspringenden, launenhaften Wesen, das manchmal stolz und hochfahrend, dann wieder sanft und teilnehmend sein konnte, das sich heut schwärmerisch-phantastisch verzückte, morgen in zügelloser Lustigkeit alles durcheinanderbrachte, um übermorgen plötzlich in tiefe, grundlose Traurigkeit und Verzweiflung zu verfallen. Als sie noch Kind war, hatte sie stets mit den Nachbarjungen getollt, war auf Bäume, über Mauern und Zäune geklettert, immer voran, was ihren jungen kräftigen Leib in Sehnen und Muskeln früh entwickelt, schmiegsam und biegsam gemacht hatte und ihr eine frische lebendige Anmut gab. Sie war blond. Ihr Auge war von jenem stahl-

klaren Graublau, das, wenn man hineinsieht, ganz Seele, ganz sichtbar werdendes Fühlen und Wollen zu sein scheint, Leben und zugleich der Inbegriff des von Temperament und Bewegung durchpulsten Körpers.

Charlotte kam manchmal in die Schreibstube Roberts — oft plötzlich und unvermutet, indem sie die Tür fast aufriß, oft, nachdem er schon ihren leichten Tritt auf dem Flur gehört und sie erst an der Tür gelauscht hatte, ob auch niemand bei Robert sei. Dann stellte sie sich, während Robert von seinen Akten aufsah, an ein Regal und fing zu plaudern an. Fast immer sprach sie von ihrem Vater, den sie über alles liebte und dessen ihr halb verborgene und doch ahnungsweise gefühlte Lebensführung ihre Gedanken beschäftigte, ihre jungen Triebe reizte. Sie machte aus Herrn Donc einen phantastischen Märchenherzog, von dem sie Erlebnisse und Abenteuer als wahrhaft geschehen erzählte, die Robert wohl zum größten Teil als Erfindungen durchschaute, die sie aber doch so lebendig und überzeugend schilderte, daß er an seinen Zweifeln wieder irre wurde und wenigstens einen Teil ihrer Erzählungen für wahr hielt. Ihre Phantasie war immer rege. Wenn sie abends ihren Vater in vornehmem Anzug mit einem leichten, eleganten Wägelchen fortfahren sah, dann begleiteten ihn ihre Gedanken bis zum Einschlafen und nachher ihre Träume auf geheimnisvolle Abenteuer oder in die Kreise des Adels und der vornehmen Welt. Wenn er in seinem enganliegenden grünen Jagdwams zu einem adeligen Gönner ritt, der ihn zur Sauhatz eingeladen hatte, dann dachte sie dabei auch wohl sehnsüchtig der jungen adligen Herren, die oft an ihrem Hause vorbeiritten und, wie sie glaubte, manchmal einen lachenden, fast grüßenden Blick zu ihrem Fenster

hinaufsandten. Und wieder spann sie Märchen um ihren Vater, den sie bei ihrer Frühreife unbewußt fast sinnlich liebte: der in den Vierzigen stehende Herr Donc, von dem sie die schlanke Gestalt geerbt hatte, sah mit dem gestrafften, energischen Gesicht, in das seine Leidenschaften freilich ein paar Furchen gegraben hatten, kaum wie ein Dreißiger aus und wirkte durch seine kühle Sicherheit auf alle Frauen und Mädchen, denen er begegnete. Soviel Geld er auch an Frauen verschwendete, weil das zügellose Schenken ihm ein unentbehrlicher Genuß war — er hätte, um die Frauen, die er begehrte, zu gewinnen, wahrhaftig keines Geldes bedurft. So war er in Charlottens Träumen zum Helden und zur Hauptperson geworden. Und was sie ihm mit ihrer spielenden Phantasie andichtete, das erzählte sie dann dem Schreiber Robert oder auch ihren Freundinnen: daß er geheim zum König gerufen werde, um ihm in Staatsangelegenheiten Rat zu geben, daß ihn eine Prinzessin liebe, mit der er sich manchmal nachts auf einem einsamen Schloß an einem See treffe, daß er eigentlich ein Herzog sei, aber wegen seiner Armut einen bürgerlichen Namen angenommen habe; worauf sie dann immer rasch hinzufügte, daß er doch in Wahrheit sehr reich sei, aber durch eine wunderliche Testamentsbestimmung seines Großvaters noch lange nicht einmal in den Nießbrauch seines Vermögens kommen könne.

Daß sie Robert — weil ihr die Freundinnen doch wohl nicht so recht glauben mochten, vielleicht auch, weil es sie mehr reizte, einen jungen Mann in ihre Phantasiewelt hineinzuziehen — so oft besuchte und zum Vertrauten ihrer Träume werden ließ, das machte den jungen Schreiber noch widerstandsloser in sie verliebt, als es ihre Jugend-

anmut, ihr zartes blondes Haar, ihr frühlingshaft sich streckender Körper schon getan hatten, und schien ihm auch gewisse Hoffnung zu geben, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Er war zu jung und zu unerfahren, um sich durch die in den Erzählungen Charlottens immer wiederkehrenden Vorstellungen von Glanz, Adel, Größe, Reichtum warnen zu lassen. Selbst, wenn er ihren Erzählungen gegenüber zweifelnd blieb, kein Wort von dem, was sie sagte, für buchstäblich wahr hielt, ward er stets in die Welt von Bildern und Gefühlen mit fortgezogen, in die sie ihn lockte und die viel schöner war als seine arme Wirklichkeit. Er dichtete manchmal willenlos hingegeben von seinen Akten aus wie an einem schönen Halbtraum mit und geriet jedenfalls tief in das Gefühl, daß hinter den Wänden seines kleinen Büros eine ganz andere, vollere Welt lag. Und das für ihn einzig Sichtbare, Greifbare aus dieser Welt war Charlotte.

Robert stammte von ganz armen Eltern, war als Chorknabe vom Pfarrer unterrichtet worden und hatte Theologie studieren sollen. Er war ein aufgeweckter, kluger Junge und lernte gut. Aber, je älter er wurde, um so weniger spürte er Lust für den geistlichen Beruf. Nicht nur, weil ihm nichts so sehr auf der Welt gefiel wie die kleinen Mädchen, von denen er übrigens keins kannte: er sah sie nur auf dem Wege zur Kirche oder zur Schule und schaute mancher lange nach. In ihm sträubte sich auch ein gewisser naiver Wirklichkeitssinn gegen die verstiegenen Lehren der Theologie, die er mit seinem weltlichen Verstande nicht begriff, die ihm leeres Wort blieben und allmählich sehr langweilig wurden. Er hatte sich schon lange aus dem für ihn unfruchtbaren geistlichen Unterricht fortgewünscht, aber auch

mit den flehentlichsten Bitten die Einwilligung seiner Eltern dazu nicht erreichen können — als ihm der Jähzorn, der in ihm lag und eigentlich sein einziger hervorstechender Charakterfehler war, eine neue Lebensbahn eröffnete.

Die anderen Schüler des Pfarrers hatten alle etwas Unausgesprochenes gegen Robert, der sich vielleicht nicht genug an ihren Streichen beteiligte, zu viel für sich allein war, auf Neckereien leicht zornig wurde und dadurch doppelt zu solchen reizte, der des ganzen Berufs, auf den sie arbeiteten, und unbewußt auch aller Dinge, die mit ihm zusammenhingen, der Lehrer, der Mitschüler, ja des Schulhauses gründlich überdrüssig war. Einer von ihnen hatte Roberts Frühstück versteckt; als Robert es vergeblich suchte, wurde er von allen ausgelacht; und der Übeltäter zeigte noch höhnisch auf seinen Bauch, so, als ob er es gegessen habe und daß Robert es dort suchen solle. Robert, der in der Stunde vorher seine Aufgabe nicht gekonnt hatte und schon voll Ärger war, wurde bei dieser Verspottung so wütend, daß er den anderen mit der Faust vor den Bauch schlug und sein Gegner ohnmächtig hinfiel. Nach langem Verhandeln und Verhören wurde er aus der Schule entfernt. Er war nach dem überstandenen Schrecken doppelt glücklich.

Seine erworbenen Kenntnisse reichten gerade so weit, daß er Schreiber werden konnte. Eine hübsche leserliche Handschrift und ein bei aller moralischen Bemängelung seinen klaren Verstand lobendes Zeugnis empfahlen ihn. So nahm ihn Herr Donc an. Freilich hatte er, namentlich in der ersten Zeit, viel mehr zu arbeiten als in der Pfarrerschule und nichts von Vergnügen, Wanderungen und heimlichen Trinkereien, wie er sie doch manchmal mit

seinen ehemaligen Mitschülern hatte unternehmen können. Aber ihn verlangte auch nicht danach. Mit dem Übergang in die Notariatskanzlei war plötzlich der Lebens- und Berufswille in dem jungen Menschen erwacht. Donc hatte nicht zu klagen. Robert übertraf bald den alten Schreiber: keine unerledigten Akten sammelten sich an, Irrtümer, Mißgriffe kamen nicht vor. Lautlos und sicher arbeitete die Kanzlei, nachdem sich Robert einmal eingewöhnt hatte — was Herrn Donc ein längst vergeblich ersehnter Zustand war; und wenn man Robert so in seinen Akten hantieren, in den Gesetzbüchern die entscheidenden Bestimmungen hervorsuchen, die Zuschriften an die anderen Behörden abfassen sah, so gewann man den Eindruck, daß dieser junge Mann seinen Beruf ernst nahm und schon jetzt beherrschte, daß er es darin zu einer guten sicheren Lebensstellung bringen würde.

Die erste richtige Helle seines Daseins waren die Stunden, in denen Charlotte am Bücherbrett stand und phantasierte. Er hatte, als er bei Herrn Donc eintrat, dessen zwölfjähriges Töchterchen zuerst kaum beachtet. Sein Auge hing damals nur an den größeren Mädchen. Und vielleicht hätte es noch sehr viel länger gedauert, bis die Verliebtheit gerade in Charlotte über ihn kam, wenn das Mädchen nicht durch ihre plauderhaften Besuche im Büro auf sich aufmerksam gemacht und ihn gereizt hätte. Der Wunsch, von ihm beachtet zu werden, das war gewiß mit einer der Antriebe zu diesen Besuchen; denn sinnliche Mädchen und Frauen ertragen es nicht leicht, daß ein Mann neben ihnen hinlebt, der sie gar nicht bemerkt.

Nun wuchs seine Verliebtheit. Ein Tag, wo er sie nicht sah, war ihm öde und leer, erlosch im Abend schwelend und

freudlos. Einmal, wie sie wieder bei ihm war und ihn ganz toll und ausgelassen glauben machen wollte, daß sie von der Prinzessin, zu der ihr Vater manchmal nach dem einsamen Schloß führe, einen reizenden kleinen Halbbruder hätte — da kam es, daß Robert sie ganz wie im Scherze und, als sei es zu der Erzählung gehörig, küßte. Damit war Roberts Schicksal besiegelt, und es stand fest in ihm, daß sie seine Frau werden müsse. Er war voll Seligkeit und Erglühen.

Charlotte hatte nach dem Kuß, bei dem sie einen ganz kurzen Augenblick rot ward, zitterte und die Lider schloß, sich lachend zurückgebeugt. Dann hatte sie sich, weil sie wohl sah, wie er glühte, losgemacht, ihn lange hochmütig und auch wieder unsicher angesehen. Darauf lachte sie und lief hinaus. Er hatte sie halten wollen, doch war sie schneller. Als sie aus dem Zimmer war, dauerte es erst einige Minuten, bis Robert wieder zu sich kam. Das war, als er im Nachfühlen und Nachschwingen des Moments wieder das Auflachen hörte, wieder den hochmütigen Ausdruck ihres Gesichtes sah, mit dem sie ihm nach dem Kuß fast feindlich gegenübergestanden hatte. Vielleicht ahnte er in diesem Erwachen die Gefahr, die ihm von dem Mädchen drohte; aber sie wurde ihm nicht deutlich bewußt. Er ging mechanisch an seinen Arbeitstisch zurück und ergriff die Feder — freilich, um sie gleich wieder sinken zu lassen und sich zurückzulehnen, zu fühlen, zu träumen. Wer ihn da beobachtet hätte, der hätte gesehen, wie auf seinem weichen, noch überglühten Gesicht, das mit den geschlossenen Lidern ganz jungenhaft und kindlich wirkte, allmählich, Zug um Zug, männliche Energie sichtbar wurde, als reife er in diesen Sekunden jäh und plötzlich vom Jüngling zum Mann —

als würde es diesem Manne vielleicht noch einmal gelingen, die Frau, an die er jetzt dachte, zu gewinnen, ohne ihren Gefahren zu erliegen. Robert richtete sich auf, nahm Akten und Gesetzbücher vor und arbeitete noch mehr und noch besser an diesem Tage als sonst.

Von da ab schien sich all seine Besinnung, all sein Denken ausschließlich auf Mittel und Wege zu richten, daß dies Mädchen seine Frau würde. Das war so stark in ihm, daß seine Leidenschaft erloschen schien, sobald sie ihn im klugen Abwarten gehindert hätte, daß ihm seine Gefühle nicht einen einzigen Streich spielten, bis Charlotte wirklich seine Frau war. Es bestanden trotzdem für ihn vom ersten Augenblick an keine Zweifel darüber, wie wenig Aussichten er als Bewerber um Charlottens Hand habe. Das ließ ihn doppelt energisch — aber auch doppelt vorsichtig zu Werke gehen. Charlotte kam nun nicht mehr, wenn er allein im Büro war; dafür aber, so schien ihm wenigstens, öfter, wenn ihr Vater auch im Amtszimmer zu tun hatte. Sie nickte dem Schreiber jedesmal freundlich zu. Er dachte, daß sich darin Liebe aussprächе und ein Wiedergutmachenwollen. Unsere Wünsche lenken unsere Gedanken. Robert war auch nicht lebenserfahren genug, um zu wissen, daß die Frauen auch den letzten Liebhaber nicht ganz von sich stoßen; denn sie wollen viel Anbetung haben; oder um zu argwöhnen, der glückliche, strahlende Ausdruck auf ihrem Gesicht könnte etwa einem anderen gelten. Er war jetzt allzusehr auf sein praktisches Ziel aus, als daß er Gefühlen und Launen lange nachgegrübelt hätte.

Etwas war in diesem jungen Schreiber, was nicht jung war, was ihn viel älter machte als seine Jahre, was ihm vielleicht einst seine Mitschüler am meisten entfremdet hatte.

Ein anderer junger Mann hätte zunächst nach einer innigeren Wiederholung des heimlichen Kusses getrachtet, nach einer sich steigernden Fortsetzung des verborgenen Liebesverhältnisses und seiner Genüsse. Robert malte sich das auch wohl, ehe er müde des Abends einschlief, aus. Aber er tat nichts, um es herbeizuführen – versäumte dagegen auch nichts, was seinem Ziel, daß Charlotte ganz sein würde, dienen konnte.

Er baute seinen Plan auf die Mutter, die wie er kleinen Verhältnissen entstammte und neben Vater und Tochter allein stand; auch über das verschwenderische Leben und die Schulden ihres Mannes wie über den unbürgerlichen Sinn ihrer Tochter unzufrieden und unglücklich war. Sie ging ganz in Küche und Wirtschaft auf, war fast nie anders als häuslich einfach angezogen, nahm Leben und Jahr mit den wiederkehrenden Ereignissen hin, ohne weiter nachzudenken, wie es eben für Frauen ihres Standes das Gegebene und Übliche ist. Sie hatte schon früher manchmal freundliche Worte für Robert gehabt, in denen ihre Mißbilligung der Familie gegenüber mitklang, wie: „Nun muß er wohl wieder die ganze Arbeit allein machen" oder „Er ist meinem Mann eine rechte Stütze; er wird auch mal einer Frau eine gute Stütze sein" und Ähnliches.

Als Donc eines Tages seine Tochter auf die Jagd mitgenommen hatte, verwickelte der junge Schreiber, der sein Ziel nicht aus den Augen ließ, die Mutter unter irgendeinem Vorwande wieder einmal in ein Gespräch, das an Themen wie „guter Ehemann", „solide glückliche Ehe" hinstreifte und ihn schließlich nach einigem Zaudern den Mut finden ließ, seine Absicht ganz von fern anzudeuten. Er sprach von Charlotte und wie sich Frau Donc denn deren

Zukunft denke, worauf die Alte seufzend sagte, sie könne sich nichts Gutes vorstellen, Charlotte schlage zu sehr dem Vater nach, sei auch zu sehr von phantastischen Ideen erfüllt. Robert lenkte das Gespräch dann darauf hin, daß sie einen tüchtigen, ehrenvollen, bürgerlichen Mann bekommen müsse, dann könne ihr Leben noch glücklich und zufrieden werden, und deutete an, daß er diesen Mann in sich gefunden glaube. Dieses erste Mal, daß er davon sprach, schüttelte Frau Donc lächelnd den Kopf und sagte: „Wovon würden Sie denn leben wollen? Charlotte erbt einmal nichts als Schulden."

Robert ließ indessen nicht nach, den einmal angeregten Gedanken bei Frau Donc immer wieder zur Sprache zu bringen, und merkte bald, daß sie sich allmählich mehr mit ihm beschäftigte, sich ihm zuneigte und auf Mittel und Wege sann, dem Wunsche Roberts, der auch ihr eine gute Aussicht für das Glück ihrer Tochter zu bieten schien, zu Hilfe zu kommen. Eines Tages sagte sie dem Schreiber: „Charlotte mag Sie ganz gut leiden. Aber sie will höher hinaus, hat's auf einen Edelmann und Kavalier abgesehen. Nun, wer weiß, es ist noch nicht aller Tage Abend!" Gerade, daß ihre Tochter dem Gedanken schon von ferne Widerstand entgegensetzte, schien ihn der Mutter zu empfehlen und reizte sie, ihm noch mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ihrem Manne, meinte sie, müsse es bei seinen Verbindungen doch gelingen, Robert eine viel besser bezahlte Stelle zu verschaffen, von deren Ertrag er mit einer Frau würde leben können. Robert wußte, daß er Herrn Donc immer unentbehrlicher wurde. Er war sich auch klar darüber, daß er eins vor allem verhindern müsse: eine offene Abweisung von seinem Brotherrn. Donc sollte sich ebenso abhängig

von ihm fühlen, wie er es von Herrn Donc war. Robert hatte sich in dem unangenehmen Gedanken an eine möglicherweise erregte Auseinandersetzung mit Herrn Donc sogar geheim über die Höhe der Schulden unterrichtet und dabei einige nicht ganz redliche Dinge entdeckt. Er wollte wenigstens eine Drohung in der Hand haben. Es kam indessen nie zu einer solchen Auseinandersetzung.

Mit Charlotte dagegen ergab sich eine Aussprache; eine heftig erregte, mit Tränen und harten Worten, Bitten, Beschwörungen, immer erneuter Abweisung, immer erneuter Bestürmung, in die schließlich die Mutter begütigend eingriff. Das Letzte, was die Tochter sagte, wenn sie etwas weicher wurde, war immer: „Nie würde es mein Vater zugeben!" Endlich führte sie die Mutter beschwichtigend hinaus und sagte beim Wiederkommen: „Sturm legt sich, Regen trocknet. Es war ihr überraschend. Sie muß sich erst an den Gedanken gewöhnen. Es ist auch nicht so leicht, nach einem Traumgrafen die Wirklichkeit in einem braven Schreiber zu finden."

Robert konnte nicht annehmen, daß der alte Donc von dieser letzten Unterredung gar nichts sollte gehört haben, und war verwundert, als Donc sich in seinem Benehmen völlig gleich blieb. Es hatte sich äußerlich überhaupt nichts geändert: die Arbeitsstunden blieben wie bisher, auf Robert lag der Hauptteil der Geschäfte. Die Mutter stand von Tag zu Tag mehr auf seiner Seite und vertröstete ihn; ihr wurde der arbeitsame junge Mann immer mehr zu dem einzigen Anker in ihrem Leben voller Sorgen, Ungewißheiten, voll von Kummer und Schulden. Die Tochter war Robert gegenüber verlegen und kam nur noch selten ins Büro, was aber niemand aufzufallen schien.

So mochte ein Vierteljahr vergangen sein, in welchem Robert, der den ungewissen Zustand kaum mehr ertrug, doch den Entschluß faßte, mit Gewalt eine rasche Entscheidung, Hochzeit oder Bruch, herbeizuführen — als zu seinem größten Erstaunen der Notar ihm eines Tages freundlich sagte, er wisse um Roberts treue Liebe zu Charlotte und sein standhaftes Ausharren. Deshalb wolle er seine Einwilligung geben. Robert stand ganz erstarrt und glaubte zu träumen. Da trat schon Charlotte ins Zimmer und fiel Robert weinend um den Hals. Nach zwei Wochen waren sie Mann und Frau. Sie bezogen das Dachgeschoß in Doncs Hause.

In Robert war das Glück, sein Ziel erreicht zu haben, und die Liebe zu seiner jungen Frau in dieser Zeit zu überschwenglich groß, als daß er sich über den plötzlichen Umschwung, den er arglos der Einwirkung der Mutter zuschrieb, viel Gedanken gemacht hätte. Er grübelte nicht darüber nach, was wohl hinter der Szene des Lebens, die er überschaute, geschehen sein und in seiner Lage eine so rasche Wendung herbeigeführt haben mochte. Aber daß ihm da etwas Wichtiges verborgen geblieben sein mußte, das kündigte sich — ohne daß er diesen Zusammenhang erkannte — darin an, daß ihm Charlotte jetzt fast noch mehr ein Rätsel war als früher.

Sie gab sich ihm an jedem neuen Tage immer erst fremd und apathisch, ohne jemals seine drängenden Zärtlichkeiten abzuweisen, um ihn dann bald mit groß offenen, wie abwesenden Augen heiß zu küssen und zu umarmen. Es schien manchmal, als sähe sie durch ihn hindurch ins Leere, während sie ihn doch fest an sich drückte. Wenn er zu ihr sprach, fuhr sie zusammen und mußte sich besinnen, ehe sie

ihm antwortete; sie ließ ihn dann plötzlich los, als hätte sie ein Phantom, einen Traum umarmt. Ihn störte das damals nicht sehr. Er war in einer trunkenen Verzauberung, aus der er nicht auftauchte, in der er mechanisch seine Arbeit tat. Er lebte wie im Rausch. In ihm war nur das Bewußtsein dieses jungen Leibes, der all seine Sinne, seine Gedanken, seine Vorstellungen einnahm. Er fühlte das Rätsel der Seele, die in diesem Leibe wohnte, aber er vergaß es immer wieder über der lebendigen Hülle, die es umschloß. Er sprach gern von der ersten Zeit ihrer beginnenden Beziehung, weil er sich seines gewordenen Glückes dann am lebendigsten bewußt wurde, und neckte sie mit den Fabeleien, die sie ihm damals so oft glauben machen wollte. Dann schien ihr Blick, ohne sich zu bewegen, plötzlich in eine noch weitere Ferne hinauszugehen, bis sie traurig fortsah und sich wegwandte. Sie schüttelte dann auch wohl den Kopf. Sie sprach in dieser ersten Zeit ihrer Ehe wenig, noch weniger Dinge, die Robert persönlich angingen, sagte nie, daß sie ihn liebe, küßte ihn aber immer, wenn er sie danach fragte. So vergingen ihre Flitterwochen.

Dann tauchten zwei neue Menschen, die sich fremd und freundlich gegenüberstanden, aus dem Meer von Rausch, das über ihre Köpfe hingegangen war, auf und sahen sich staunend und beglückt ins Auge, fühlten, daß sich zwischen ihnen ein festes Band geknüpft hatte. Ihr Verhältnis war klarer, deutlicher geworden, ohne doch an Kraft der Liebe und Lust eingebüßt zu haben. Jede Nerve seines Körpers spannte sich, wenn Charlotte ins Zimmer trat; ein Zittern überlief ihn, wenn er sie nur gehen oder sich über einen Tisch beugen sah. Und wenn sie etwa über seine

Schulter zu ihm sprach und ihr blonder Kopf ihn nahe berührte, dann mußte er vor Seligkeit die Augen schließen. Das dünkte ihn viel schöner und voller als der blinde Rausch der ersten Wochen.

Charlotte sorgte und bemühte sich jetzt um Robert. In ruhigen Stunden, die sie nicht mehr so selten fanden, sprachen sie von ihrer Zukunft, wenn sie Kinder haben und er durch ihren Vater in einer besseren Stellung sein würde. Es schien, als ob diese freundlichen bürgerlichen Aussichten Charlotten jetzt ganz beschäftigten. Der phantastische Hang war von ihr gewichen. Sie sprach ruhig, überlegt und blickte ihren Gatten warm an, küßte ihn auch dann und wann von selbst, zärtlich und frauenhaft. Nur manchmal, ehe sie einschlief, nahm das Gesicht mit den geschlossenen Augen einen schmerzvollen leidenden Ausdruck an; es schien sich in die Länge zu ziehen, die Stirn schien höher zu werden und zurückzusinken. Oft stand sie auch still an einem Rosenstock des Gartens, in Gedanken versunken, seufzte und spielte, ohne es zu beachten, mit einem Blatt, riß es ab, ging einige Male mit gesenktem Kopf auf und ab und, wenn man sie ansprach, kam sie mit einem flüchtigen Zittern zu sich, schaute groß auf, war wieder heiter, freundlich wie immer. Nur, wenn sie mit geröteten Backen in weißer Schürze am Herde stand und wirtschaftete oder ihrem Manne das Frühstück in die Stube brachte, dann war nichts mehr rätselhaft und seltsam an ihr. Wollte Robert sie bei ihrer häuslichen Arbeit mit einer Zärtlichkeit stören, entzog sie sich ihm lachend, als ginge sie ganz auf in der Tätigkeit der jungen Hausfrau.

Das Glück des ersten halben Ehejahres wurde durch zwei

Ereignisse gestört: den plötzlichen Tod des Vaters Donc und eine Fehlgeburt, die man auf den Schreck schob, welcher Charlotte befiel, als sie ihren vom Schlage getroffenen Vater neben sich zusammenbrechen sah.

Charlotte erholte sich bald wieder, obwohl sie seitdem blasser und ihre zarte Haut durchscheinender blieb; auch wirkte sie jetzt noch größer, schlanker, und ihr Gesichtsausdruck war viel seltener heiter und fröhlich. Man schob das auf die beiden Schicksalsschläge, die sie betroffen hatten. Es mochte auch mitwirken, daß die wirtschaftliche Lage der Familie schlechter geworden war. Die Schulden des Alten, die nun erst in ihrem ganzen Umfange ans Licht kamen, fraßen die kleine Erbschaft, das Haus, die Möbel fast auf. Robert saß tagelang, rechnete und vergaß sein Glück über den anstürmenden Sorgen. Er fand zwar gleich eine noch besser bezahlte Stelle. Aber er, seine Frau und deren Mutter hatten doch, wenn auch nicht mit Not, recht sehr mit der Mühsal des täglichen Lebens zu kämpfen. Charlotte war viel stiller geworden. Einmal aus dem Taumel des Sinnenglücks erwacht ertrug sie die kleinliche Wirklichkeit offenbar sehr schwer und suchte sich ihr zu verschließen. Sie konnte — namentlich bei lang andauerndem Regenwetter — oft stundenlang sitzen und vor sich hinstarren. Sie schien nicht zu denken oder zu fühlen dabei — sondern sich in einem seelischen Halbschlaf zu befinden, der auch die Wirkung innerer Entwickelung und Ausreifung des so jung in ein Übermaß sinnlichen und gemütlichen Erlebens hineingedrängten Wesens sein mochte. Sie nahm in solchen Zeiten nur wenig teil an dem, was Robert sagte, war seinen Liebkosungen gegenüber fühllos und gleichgültig ergeben. Höchstens hatte sie ein freundliches Wort des Dan-

kes, wenn er sich um sie sorgte oder von seiner vermehrten und freudig geleisteten Arbeit sprach, mit der er die Familie erhielt. Er war darin so energisch und zäh wie damals, als er mit seinem Fleiß und seiner Zurückhaltung Charlotten gewinnen wollte. Und wieder war es Charlotte, die dabei fortwährend vor seiner Seele stand.

Da Robert nun sein Büro nicht mehr bei der Wohnung hatte, so konnte er täglich zwei Wege lang über sein Leben und sein Glück nachsinnen und an seine Frau denken. Dabei kam ihm seltsamerweise jetzt nach so langer Zeit, immer wieder der plötzliche Umschwung damals, der ihn so überrascht hatte, zu Bewußtsein und erschien ihm viel unbegreiflicher als einst. Er schüttelte manchmal, auf seinem Wege stehen bleibend, den Kopf und ging dann versonnen weiter. Einmal berührte ihn der Gedanke, daß er Charlotten täglich viele Stunden allein lassen müsse, unangenehm, so flüchtig er ihm auch nur auftauchte. Dann dachte er wieder an das jetzt so stille, blasse Gesicht seiner Frau. Er lächelte über den Argwohn, der ihn von ferne berührt hatte, und schalt sich innerlich. Und wie um Verzeihung zu bitten, trat er in einen Blumenladen und kaufte einen großen Strauß Rosen für seine Frau.

Dennoch beschäftigte ihn diese Sorge, je gleichmäßiger und ebener sein Leben hinfloß, immer mehr. Er sprach einmal mit der Alten davon, was denn damals so rasch die Einwilligung von Charlottens Vater herbeigeführt hätte. Ihre Antwort, die nur von seiner Eigenschaft als eines tüchtigen pflichttreuen Ehemannes sprach, schien ihm nichtssagend, ausweichend und verlegen. Er fragte einmal Charlotten, die ihn darauf groß, wie nichtverstehend, ansah, die Achseln zuckte und sagte, daß sei allein zwischen ihren Eltern be-

sprochen worden, sie wisse nichts Näheres. Das kam ihm unwahr vor, und er erwähnte nichts wieder von der Sache. Aber der Gedanke daran untergrub allmählich Roberts gleichmäßig-stilles Glücksgefühl, das Gefühl seines gewohnten behaglichen Daseins. Oft sah er seine Frau kühl, forschend an und suchte in ihren abgespannten Gesichtszügen nach Geheimnissen. Sie pflegte, wenn er sie so ansah, die Augen zu schließen. Dann lag kein Ausdruck von Glück auf ihrem Gesicht — es schien entsagend, traurig und, wie es ihm vorkam, schuldbewußt. So wurde er verdrießlich, mürrisch und einsam. Er ging, zumal seine Frau sich oft schwach fühlte, allein spazieren und las des Abends in seinem Zimmer, wenn er nicht noch nacharbeitete.

In der Stimmung, in der er sich seitdem befand, die vielleicht auch eine Gegenwirkung der überaus glücklichen und lebensvollen ersten Zeit seiner Ehe sein mochte, fing er an, genauer als früher auf alles zu achten, was um ihn vorging. Er beobachtete mehrmals einen Kavalier in der Nähe seines Hauses, der oft gerade dann in eine Seitengasse einbog, wenn Robert von der Arbeit kam. Bei dem Mißtrauen, das ihn schon erfüllte, glaubte er gleichzeitig in den Gesichtern der Ladenfrauen und eines Schuhmachers, der am offenen Fenster des Nebenhauses arbeitete, ein höhnisches Lächeln zu bemerken. Er sagte zu Hause nichts und sah seine Frau nur lange an; ihm schien es, als begegne ihm ein feindlicher Blick aus ihren Augen, ehe sie sich wieder ihrer Arbeit zuwandte. —

Das dauerte Wochen und wurde auch fast ein gewohnter Zustand. Da geschah es eines Tages, daß man im Büro von einem Ehebruch erzählte; und dann sprachen die Schreiber davon, wie die scheinbar treueste Gattin ohne Schwie-

rigkeit einen arglosen Gatten hinters Licht führen könne. Robert kam es vor, als ob ihn die andern dabei bedeutsam angesehen hätten; er vergrub sich, als hörte er nicht zu, tiefer in seine Akten.

An diesem Tage wurde zufällig und unvermutet die Kanzlei um einige Stunden früher geschlossen. Mit dem dunklen Bewußtsein, daß er in seiner Ehe nun einmal Klarheit schaffen müsse, ging Robert nach Hause. Er spähte auf der Straße nach dem Kavalier, den er nicht sah; er hatte nicht an die veränderte Stunde seiner Rückkehr gedacht. Er blieb vor der Haustür einen Augenblick stehen, ehe er eintrat. Dann, wie er öffnen wollte, fand er die Tür nicht wie sonst verschlossen, sondern nur angelehnt. Mißtrauisch trat er ein. Er fand nichts anders — und doch berührte ihn etwas fremd, ein Hauch, ein Geruch. Er blieb stehen. Er horchte. Er glaubte Flüstern zu vernehmen. Er mochte überreizt und überarbeitet sein; denn er schwankte ein wenig und mußte sich am Treppengeländer halten. Jetzt war alles still. Aber er fühlte plötzlich die Gegenwart eines fremden Menschen in seinem Leben, wie ein Unfaßbares, hinter den Wänden und Türen Lauerndes, wie einen Schatten, der verschwindet, wenn man auf ihn zutritt, wie etwas, das hinter unserem Rücken steht und fort ist, sobald man sich umsieht. Er stürmte erregt die Treppen hinauf und fand — nichts; keinen Mann, kein zurückgelassenes Kleidungsstück, nichts Greifbares. Er wollte sich eben wieder verrückt schelten und zu sich kommen, als ihm seine Frau mit ängstlich-verstörtem Gesicht — so glaubte er wenigstens — entgegentrat und ihn fragte, warum er so früh komme. Da faßte ihn wieder der furchtbare Argwohn. Er glaubte den Hauch der Schuld zu spüren. Ein Laden schlug im Wind des dämm-

rigen Spätherbstabends an. Ihm war, als höre er Schritte im Gartenlaub und sähe, was er doch nicht sicher sah, einen Schatten über die Mauer gleiten. Wieder glaubte er im ganzen Hause den Geruch eines fremden Mannes zu atmen, eine verteilte atmosphärische Existenz, wie sie vielleicht in jeder Stunde, wo er selbst zu Hause war und jener andere nicht dasein konnte, seine Frau beseligend umgab. Er schrie auf: „Wer war da? Wo ist er?"

Charlotte stand ihm zuerst wie versteinert und nicht begreifend gegenüber. Dann ging sie mit dem, ihm noch von jenem ersten Kuß her unvergessenen, hochmütigen, nur jetzt auch totenblassen, Gesicht in ihr Zimmer und schloß sich ein. Schuld! Schuld! schrie es in ihm. Die Alte, die hinzukam, tat, als verstehe sie Robert nicht, und suchte ihn dann mit einem Wortschwall zu überzeugen, daß er träume oder betrunken sei. Einen Augenblick stutzte er und wurde wieder an allem zweifelhaft. Er sann blitzschnell nach, ob er seinen Verdacht anderswoher gesogen haben könne und nun plötzlich Zeichen der Untreue in ganz unschuldigen Dingen erblicke. Ihm fiel das Gespräch im Büro ein. Er begann in dem Gedanken, daß sich nur dies in ihm festgesetzt zu haben brauche, aufzuatmen, als Charlotte aus dem Zimmer trat, einen Mantel umgeworfen, und ohne Robert zu beachten an ihm vorüber zur Tür wollte.

Robert erschrak über die Leichenblässe ihres Gesichtes. Sie und der leer über ihn hinwegsehende, unglaublich stolze und abweisende Blick gaben ihm die Gewißheit, daß sein Verdacht irgendwie berechtigt sein müsse. In der jagenden Aufeinanderfolge von Gedanken und Vorstellungen, die jetzt durch ihn hinflog, erinnerte er sich jäh, daß er schon einmal in großer Erregung eine Szene, wie vom Blitz erleuchtet,

vor sich gesehen hatte, die, was sich dann später herausstellte, vorher genau so geschehen war. Und er sah in diesem Augenblick, indessen die Alte vom Zimmer her leuchtete, Charlotte sich mit einem Kavalier umarmen, der verlarvt die Treppe heraufkam und eben seine Maske abnahm. Er hatte dieses Wahnbild so lebhaft vor sich, daß er mit der Linken Charlotten packte und mit der Rechten in die Luft griff nach dem Kavalier, um so beide auseinander zu reißen. Als das Bild vor seinen Augen zerging, zerrte er in seiner blinden Wut Charlotten an den Haaren ins Zimmer zurück, was sie ohne einen Schrei oder eine Bewegung der Abwehr geschehen ließ. Das brachte ihn noch mehr auf, und seine Faust traf sie, daß sie zusammenbrach.

Dann taumelte Robert und war plötzlich wie leer und ausgelöscht. Während sich die Alte mit Charlotten beschäftigte, ging er mühsam — er konnte die Beine kaum heben — in sein Zimmer, warf sich aufs Bett und schlief ein, schlief wohl mehr als drei Stunden. Als er aufwachte, war alles im Hause still. Er erhob sich, machte Licht und ging bis an die Stiege. Nichts rührte sich; es war oben und unten dunkel und totenstill. Während er den kurzen Gang noch dumpf und schlaftrunken getan hatte, wurde er gleich darauf von wirren Gefühlen und Übelkeit überfallen. Er wollte sich besinnen, sich alles klarmachen, und er konnte nicht denken. Sein harmlos-ruhiger Seelenzustand von früher, in den er einen Augenblick zurückfiel, ließ ihn jäh hoffen, dies ganze Wahnsinnige möchte Traum sein. Dann wurde ihm das Geschehene wieder ganz deutlich bewußt. Jetzt fühlte er auf einmal sich selber schuldig, so daß er sich am liebsten getötet hätte. Danach kam wieder der Verdacht, der jetzt zwischen furchtbarer Gewißheit und gänzlichem Zweifel sein Wesen

fortwährend wechselte. Das schlug wie Wellen einer Brandung ineinander und drohte ihn niederzuwerfen, daß er gegen die Wand fiel. Schließlich tappte er wieder auf sein Lager zurück. –

Am Morgen war Charlotte fort. Ihre Mutter, die mit scheuem, bekümmertem Blick umherging und Robert kaum die notwendigsten Antworten gab, sagte, sie wisse nicht, wo Charlotte sei. Robert suchte im ganzen Hause, im Garten, in den nächsten Straßen, dann wieder im Keller, auf dem Speicher, überall. Er rief, pfiff ihr. Nichts anwortete. Er wurde nach der ersten Aufregung fühllos und abgespannt. Endlich raffte er sich zusammen und ging auf seine Kanzlei. Sie werde schon wiederkommen, vielleicht mittags schon da sein, werde, wie er, alles Geschehene als einen wirren wahnsinnigen Traum ansehen. Als er abends von der Kanzlei zurückkehrte, war weder Charlotte noch irgendeine Nachricht von ihr da.

Jetzt wurde Robert ängstlich. Er drang in Frau Done, ob sie keine Vermutung habe, wo Charlotte sein könne. Nach langem Herumreden meinte die Alte, Charlotte sei vielleicht zu einem Paten, der zu ihrem Vormund bestimmt gewesen sei, Herrn von Joigny, geflüchtet. Wo Herr von Joigny wohne? Das behauptete sie nicht zu wissen, da er sein altes schönes Haus an der Seine verkauft habe oder nicht mehr bewohne. Aber Charlotte hätte von dem alten Herrn einmal einen Brief bekommen, sie werde es schon gewußt haben. Als die Alte Roberts Unruhe bemerkte, wie er immer wieder nach der Haustür horchte, immer wieder ans Fenster ging und gar noch einmal fortwollte, da kam sie zu ihm und sagte: Angst, daß sie sich etwas angetan haben könne, solle er nicht haben! Sie habe wirklich zu Herrn von

Joigny gehen wollen. Das würde sie auch sicherlich getan haben. Man würde schon herausbekommen, ob er auf einem seiner Güter oder wo er sonst sei, und sie, die Alte, wolle sich dann morgen auf den Weg machen, um Charlotten zu überreden und heimzuholen. Als Robert weiter in sie dringen und selber gehen wollte, meinte die Alte, das würde nicht gut sein bei Charlottens Charakter und würde ihre Rückkehr eher gefährden.

In Robert schien die Eifersucht, der Verdacht ganz erloschen neben der Angst und Sorge über Charlottens Verschwinden. Er nickte der Alten bejahend zu und ging in sein Zimmer, das zwei Fenster nach der Straße hatte. Er machte Licht, öffnete den einen Laden, daß man das Licht von der Straße sehen konnte, und setzte sich an eine Arbeit, die er mehrmals unterbrach, um auf die jetzt ganz menschenleere Straße hinabzusehen. Niemand kam. Lange nach Mitternacht wurde er müde; er ließ die Arbeit offen liegen, die Öllampe brennen und legte sich auf ein altes Ledersofa, dessen Kopfseite im Schatten des Ölbehälters der Lampe stand. Er fuhr mehrmals auf, weil er im Traum Charlottens Schritt gehört zu haben glaubte, und sank in bleierner Müdigkeit wieder um, sobald ihm in der tiefen Nachtstille, durch die nur manchmal ganz fern eine Turmuhr schlug, klar wurde, daß er sich getäuscht.

Am nächsten Morgen schickte er die Alte fort, festzustellen, wo Herr von Joigny jetzt wohne und Charlotten auf jeden Fall zurückzubringen. Er ließ seiner Frau sagen, er wolle von dem ganzen Vorfall nicht mehr sprechen, er bäte sie wegen seiner überreizten Heftigkeit um Verzeihung, es würde alles sein wie früher, er werde nicht mehr nachforschen. Frau Donc, die eigentlich schon zu wissen schien, wohin sie

ihre Schritte zu richten haben würde, sagte, sie könne erst in einem oder zwei Tagen wieder da sein, und begab sich auf den Weg.

Ein Tag verging, ohne daß Frau Donc wiederkehrte. Roberts Gefühle waren voll Unruhe und Erregung und wechselten zwischen Sehnsucht und Gereiztheit.

Als er am nächsten Mittag, auf dem Heimwege von der Kanzlei, ins Haus trat, hörte er schon in der Küche wirtschaften. Freudig erregt und gespannt eilte er hinauf und fand zu seiner Enttäuschung nur Frau Donc, die ihm bekümmert zunickte und auf seine hastigen Fragen, nach einem langen Atemholen, sagte: sie sei allein heimgekommen, Charlotte verweigere die Rückkehr auf das bestimmteste. Sie hätte ihrer Tochter zugeredet, sie beschworen; alles sei umsonst gewesen. Ob sie Herr von Joigny dazu bestimmt hätte, fortzubleiben? Nein, der alte Herr hätte ihr im Gegenteil auch zum Guten zugeredet, ihr allerdings, ganz nach ihrem Entschluß, auch sein Haus weiter frei zur Verfügung gestellt. Charlotte erkläre, Robert nicht mehr zu lieben und nicht mehr mit ihm leben zu können. Sie hätte diese Antwort zuletzt hart und bestimmt gegeben. Wie sich denn nun Charlotte das weitere Leben denke? Das wisse sie, die Alte, nicht; aber sie glaube, Charlotte wolle auf Trennung klagen.

„Dem werde ich zuvorkommen!" rief Robert aus, der in Erregung geriet, da er sich innig auf das Wiedersehen, die Versöhnung und die alle Gefühle aufwühlende Auseinandersetzung gefreut hatte, deren Vorboten als Stolz, Liebe, Ablehnung durch ihn hindurchgewogt waren und unter denen ganz in der Tiefe doch immer die Hoffnung leben-

dig war, daß er sich getäuscht und durch Zufälligkeiten zu seinem Argwohn habe verführen lassen.

Tagelang war Robert jetzt abwechselnd im Wirbel von zerrissenen Gefühlen und dann wieder halb betäubt. Er war wütend und weinte darauf. Er verabscheute Charlotten mit einem solchen Haß, daß er irgendein Kleid von ihr, das ihm unter die Hände kam, in ganz kleine Stücke zerriß, und fühlte jählings in diesem Wirrsal als das einzig Feste, daß er ohne Charlotten nicht mehr würde leben können. Je länger die Trennung dauerte, um so notwendiger, unentbehrlicher wurde ihm Charlotte. Mitten im Hause stehend hatte er das Gefühl, als ob alle Türen und Fenster offen, alle Zimmer ganz leer und voll Zugwind seien, wenn er nur daran dachte, daß sie nicht da war.

Aus dieser tatlosen Qual, diesem blinden Leiden, in dem er sich selbst bald klein, schwach, erbärmlich vorkam, keimte allmählich etwas Fassung, keimten Entschluß und Willen: er mußte sie wieder haben! Er begab sich selbst auf das Landgut des Herrn von Joigny. Aber er bekam Charlotten nicht zu sehen. Herr von Joigny empfing ihn ernst, wenn auch ohne jeden Vorwurf; er teilte Robert Charlottens festen Entschluß, ihn nicht zu sehen, mit und erklärte, daß er es seinem verstorbenen Freund und Vetter schuldig sei, Charlotten zu schützen, wenn sie mißhandelt werde, und daß er ihren Willen achte — ohne sich übrigens in die Sache selbst irgendwie einmischen zu wollen. Er sagte noch freundlich zu Robert, vielleicht werde die Zeit helfen. An ihm solle es nicht fehlen, das zu unterstützen. Eine Trennungsklage sei von ihr übrigens noch nicht eingebracht worden. —

Von diesem vergeblichen Ausflug heimgekehrt, faßte Robert einen raschen, sicheren Entschluß, der die Entscheidung

bringen mußte. Er rief die Hilfe des Gerichtes an, daß Charlotte wieder zu ihm zurückkehren müsse. Er schrieb das Aktenstück peinlich und sauber, begründete seinen Antrag überzeugend, ohne mehr von seinem Argwohn mitzuteilen, als zum Verständnis der Vorgänge unbedingt erforderlich war, und reichte die Sache dem Gericht ein. Er hatte diese Arbeit — deren Anfang ihm allerdings vor der andrängenden Fülle von Dingen, die er darstellen mußte, schwer geworden war, so daß er erst mehrere Entwürfe zerriß — fast mit derselben Freude getan, die ihn einst beseelt hatte, als er für den Besitz Charlottens sich am Schreibtisch mühte. Das vollendete Schriftstück gefiel ihm schließlich so, daß er es streichelte. Es kam ihm wie eine unbesiegbare Waffe vor.

Der Tag der Verhandlung, zu der auch sie erscheinen mußte, wurde anberaumt. Robert fürchtete ihn, er hätte gern in der mit allerhand Glücksvorstellungen spielenden Erwartung weitergelebt — und konnte ihn doch kaum erwarten. Er war in dieser Zeit auffällig mager und abgezehrt geworden, und sein Gesicht hatte einen ruhelosen und verworrenen Ausdruck angenommen. Sein Auge war hastig und unstät, als gingen jetzt alle Dinge, die er hörte und sah, an ihm vorüber ohne haften zu bleiben. Seine Spannung und Erwartung wurde schließlich so groß, daß er nicht mehr aß, nicht mehr schlief, immer unruhig in seinem Zimmer auf und ab lief, manchmal zitterte und auf alle Fragen abwesende und nicht passende Antworten gab.

Der Tag der Verhandlung kam. Zum ersten Mal sah er sie wieder und wurde vom Glück dieses Anblicks fast ohnmächtig. Herr von Joigny führte sie herein und setzte sich

neben sie; sie war vornehmer und anmutiger angezogen, als sie Robert je vorher gesehen hatte. Auch ihre Frisur war anders. Ihr Gesicht war erregt und leicht gerötet. Robert verwandte keinen Blick von ihr, während sie nicht ein einziges Mal ihn ansah und, wenn sie sich nicht zu Herrn von Joigny wandte oder zu dem Richter sprach, starr auf ein ihrem Sitz schräg gegenüberliegendes Fensterkreuz blickte.

Die Verhandlung entwickelte sich. Sie war mit ihren Zeugnissen und Gegenzeugnissen, Reden und Gegenreden der Anwälte, den seltsamen Fragen des Vorsitzenden, dem lange unerkennbaren, unentschiedenen Weitergang für Robert wie eine Schiffahrt im Sturm. Er hielt sich an dem Holzgeländer seiner Bank, unfähig, klar zu erkennen, was vorging. Endlich kam der Spruch, der mit einer langen und weitschweifigen Begründung Charlotten auferlegte, innerhalb einer Woche zu ihrem rechtmäßigen Gatten zurückzukehren. Robert taumelte. Er war in dem Augenblicke des Spruchs zu schwach, um den Sieg seiner Wünsche zu ertragen. Auch hatte er über dem Glück, das der Spruch ihm brachte, alle Besonnenheit so verloren, daß ihm gar nicht der Gedanke kam, Charlotte könne vielleicht noch weiter widerstehen. Alles, was sie je gerennt hatte, war in ihm ausgelöscht und vergessen.

Als er im Vorsaal des Gerichts mit ihr zusammentraf, bedeckte er ihre Hand mit Küssen und gab ihr die heißesten Versicherungen seiner Liebe. Statt aller Antwort schlägt sie ihn auf die Backe, ruft: „Da mein letztes Lebewohl!“ und verschwindet, als wäre sie von den hinter ihr Stehenden rasch durch die Menge fortgezogen worden, unter den Gaffenden, die ihn auslachen und wie eine

Mauer sind, nun auch er hindurch und ihr nach will. Es gelingt ihm endlich, in dem Gedränge Lachender und laut durcheinander Sprechender die Treppe und das Tor zu gewinnen; da sieht er gerade noch einen zweispännigen Landwagen in scharfer Gangart sich entfernen.

Am nächsten Morgen, ehe Robert sich noch klar darüber war, was er weiter zu tun habe, während er noch erwog, daß seiner Frau ja eine Frist von acht Tagen gegeben sei und er vorher keine gesetzliche Handhabe besitze, kam ein Brief von Herrn von Joigny, in welchem der ihm schrieb: nach Kenntnis des ganzen Prozesses mißbillige er das allzuschroffe Verhalten Charlottens, die ihren Gatten für seine Unbesonnenheit und Eifersucht nun genug gestraft habe seiner Meinung nach. Er hätte diesen Standpunkt seinem Mündel offen dargelegt und sie dazu gebracht, in eine Unterredung mit Robert zu willigen. Er bäte Robert, zu kommen. Er, Joigny, werde keinesfalls nach Ablauf der vom Gericht gesetzten Frist noch durch Unterkunft und Schutz Charlotten darin unterstützen, sich ihrer Pflicht zu entziehen; obwohl er Grund zu der Hoffnung habe, daß nun alles noch in Güte beigelegt werde.

Dieser Brief hätte Robert noch vor Tagen beseligt. Jetzt war seine Hoffnung, sein Wunsch, seine Sehnsucht so oft von Charlotte und von den Ereignissen zurückgeschlagen worden, er fühlte sich in seinem beruflichen Ansehen und persönlich so sehr gekränkt von ihr, daß der Brief nicht mehr als eine matte und zugleich bittere Befriedigung in ihm auslöste. Er sah wohl ein, er müsse sich zu dieser Unterredung mit seiner Frau begeben, um die Sache ins Reine zu bringen; aber er wußte auch schon, er würde es kalt und gleichgültig tun. Er gab kurz den Zeitpunkt an,

wann er kommen würde, und dankte Herrn von Joigny mit einigen oberflächlichen Redensarten für seine freundliche Unterstützung. Als er das getan hatte, ging er wie gewöhnlich auf seine Kanzlei und verrichtete mechanisch, gedankenlos seine Arbeit. Dann, als Feierabend war und er die Erlebnisse und Eindrücke der beiden letzten Tage sich etwas hatte beruhigen und klären lassen, kam doch wieder ein wenig Freude und Hoffnung über ihn. Er saß in seinem Stuhl zurückgelehnt mit einem Gefühl von Müdigkeit und Auslöschen, das alle weiteren Geschäfte und Aufgaben des Lebens bis hinter den Schlaf verschiebt und nur in ganz allgemeinen Bildern an die Zukunft denkt. Und da dachte er denn — ohne Erregung, starke Sehnsucht oder Freude und doch beglückt, beruhigt — das künftige Leben mit Charlotte als eine verloren gewesene und wieder zurückkehrende liebe Gewohnheit wie einst, als ein langsames Schwinden der Gegensätze und des Hasses zugunsten einer stillen gleichmäßigen Zusammengehörigkeit. Die würde sich ohne überstürmende Leidenschaft, mit manchen Vorbehalten vielleicht, doch nun dauernder befestigen, als sie es früher war. Über solchen Gedanken schlief er auf seinem Stuhl ein.

* * *

Schon seit einer Viertelstunde wartet Robert ungeduldig in einem geräumigen Zimmer des Joignyschen Landsitzes, nachdem ihn Herr von Joigny begrüßt und ihm gesagt hat, daß Charlotte gleich kommen werde. Er betrachtet, ohne mit einem Gedanken dabei zu sein, die Möbel, die Bilder an den Wänden und immer wieder die Tür, die ihn wie mit Augen ansieht, die ein lebendiges Wesen ist,

das sich gleich bewegen wird, das er spähend belauert. Ihm ist mehrmals so, als läge die Hand Charlottens schon auf dem anderen Griff der Klinke. Er hat sich auf dem Wege fortwährend vorstellen müssen, wie die bevorstehende Begegnung sich abspielen, wenigstens wie sie beginnen würde. Jetzt scheint ihm ganz unwirklich, was er sich da vorgestellt hatte, und er hat das Gefühl, daß sich der Auftritt viel leichter, selbstverständlicher vollziehen werde. Nur darüber denkt er schnell noch einmal nach, wie er sie begrüßen soll . . .

Da bewegt sich die Klinke. Die Ehegatten stehen sich gegenüber. Charlotte ist in einem Hauskleide mit der Frisur, die sie im Gerichtssaale hatte. Sie sehen sich lange an. Weder er noch sie macht eine Bewegung, sich die Hand zu reichen oder sich zu umarmen. Sie sagt: „Setz dich!", während sie sich selbst ins Sofaeck niederläßt, und weist auf einen Stuhl, so daß der Tisch zwischen ihnen ist.

In seinem Phantasiespiel mit diesem Wiedersehen hatte er zuerst gesprochen. Aber er kommt nicht dazu, da sie gleich beginnt: „Ich muß dich wegen meiner Ungezogenheit im Vorsaal des Gerichts um Verzeihung bitten, Robert! obschon dein Benehmen an dem Abend, ehe ich fortging, meine Handlungsweise schließlich entschuldbar und erklärlich erscheinen läßt."

Er hatte sie bei diesen Worten genau beobachtet. Es war Erregung in ihrer Stimme und in ihrem ganzen Körper; aber doch auch etwas unter dieser Erregung Festes, Sicheres, Zielbewußtes.

Er unterbrach sie: „Charlotte! wir wollen jetzt nicht von Nebensächlichem sprechen. Ich bitte dich, mir zuerst zu sagen, ob du nun zu mir zurückkehren wirst, ob du unsere

Ehe, die, ich gebe es zu, durch meine Schuld, meine Überreiztheit gestört worden ist, wiederherstellen willst. Ist das der Fall, dann ist alles, was ich dir zu verzeihen habe, verziehen. Dann will ich dich um Verzeihung bitten."
Charlotte schwieg und sah auf ihre linke Hand nieder, die unruhig an der Sofalehne spielte. Dann hob sie rasch den Kopf wieder und sah Robert an: „Ich kann deine Frage jetzt noch nicht beantworten. Du hast mich durch deinen Wutausbruch an jenem Abend dazu gebracht, daß ich lange über mich und unsere Ehe nachdachte und daß ich über das, was ich tun soll und was werden wird, in lauter Zweifeln bin. Bevor ich einen Entschluß fassen kann, muß ich dir Verschiedenes erzählen und ein paar Fragen an dich richten, die du mir beantworten sollst. Wenn du es heute nicht kannst, dann später! Es darf, wenn ich zu dir zurückkehren soll, nichts mehr unklar sein zwischen uns. Ich werde dir jetzt also alles sagen —"
Wieder unterbrach er sie: „Charlotte, ich bin durch das Entbehren deiner Nähe, deines Beimirseins, seit wir uns nicht gesehen, nicht gesprochen haben, dazu gekommen, daß ich nach dem Vergangenen nicht mehr frage, daß ich es nicht wissen, nichts mehr davon hören will. Ob ich das Schlimmste denke oder all meinen Argwohn für Täuschung nehme — es ist mir gleichgültig geworden. Ich liebe dich, ich sehne mich nach dir, ich möchte, daß wir unser stilles Leben wieder zusammen führen. Ich kann dir heute ruhig versprechen, daß ich auch später nie nach dem Vergangenen fragen werde. Es ist ein überwundener, entsagender Schmerz in mir, den ich selbst nicht entbehren möchte. Denn er ist für mich mit dem Gefühl verbunden, wie ich dich liebe, wie ich an dir hänge, an dich gebun-

den bin. Laß also das Vergangene ruhen, ich bitte dich darum."

Charlotte schüttelte lächelnd den Kopf: „Es kommt gar nichts darauf an, ob du es wissen willst oder nicht. Ich will endlich einmal zu jemand darüber sprechen. Ich will es sagen. Ich habe es lange genug für mich allein behalten. Erinnerst du dich noch, was ich dir einst alles von meinem Vater erzählt habe, daß er heimlich zum König ging und daß er eigentlich ein Herzog war? Ja?"

„Ich bitte dich, Charlotte! scherze jetzt nicht!" rief Robert.

„Ich scherze nicht im mindesten. Hast du etwa meine Erzählungen damals, wenn ich in dein Schreibzimmer kam, Robert, und am Bücherbrett stand, wo du mich dann küßtest — weißt du noch? — hast du die etwa für Scherz gehalten?" Sie lachte krankhaft haltlos, als sie das sagte, sah aber entzückend jung und reizvoll aus dabei. Ihre Zähne glänzten. „Robert, wie töricht, wenn du mir nicht geglaubt hast!" Sie streckte ihm ihre schmale weiße Hand aus dem weit offenen, spitzenbesetzten, seidegefütterten Ärmel über den Tisch hin. Er sah, wie schön sie war, aber er ergriff die Hand nicht. Er faßte nicht, was in ihr vorging, und wartete.

„Gut denn! wenn du nicht willst!" sagte sie, zog die Hand zurück und schwieg nun auch.

Robert ertrug das Schweigen nicht und begann wieder: „Wenn du ein Bedürfnis hast, mir alles zu sagen, gut! Aber laß uns damit warten, bis wir zu Hause sind, bis du dich etwas beruhigt hast. Dann erzählst du mir alles. Es regt dich jetzt zu sehr auf. Willst du?"

Er sah sie fragend an und bemerkte, daß sie weinte. Sie hatte mit der Rechten ein kleines Taschentuch hervorgezo-

gen, an dem ihre Finger zuckend zerrten, als ob sie es zerreißen wolle und nicht könne.

„Charlotte!" Er war aufgestanden, neben sie getreten und hatte den Arm unter ihren Kopf gelegt. Sie sah mit großem tränennassem Blick zu ihm auf, zuckte leicht zusammen und sah wieder starr vor sich hin.

Er war nach seinem Stuhl zurückgegangen. Er wußte sich mit ihr nicht zu helfen. Dann dachte er, daß es doch das Beste sein würde, wenn jetzt gleich alles zur Sprache käme, und erzählte ihr, woraus ihm der Verdacht entstanden sei, erzählte ihr von dem Kavalier, den er fast täglich an seinem Hause getroffen hätte, und von dem seltsamen Lachen der Ladenfrauen und des Schuhmachers.

„War der Kavalier fast täglich da? Ich habe ihn nie gesehen. Wie sah er aus?"

Er schilderte den Anzug und das Aussehen des Kavaliers, so gut er konnte. Sie sah vor sich nieder und wiederholte tonlos: „Ich habe ihn nie gesehen."

Da kam eine neue Freude, eine neue Hoffnung über Robert: „So sage doch, Charlotte, daß du mich nie betrogen hast, daß ich dir unrecht tat, daß ich töricht und ein Narr war, verrückt und roh! Schilt mich! Aber dann verzeihe mir!"

Er war neben ihr hingekniet, hatte die Arme auf ihrem Schoß und sah ihr voll ins Gesicht, das zu ihm herabgebeugt war.

„Ich kann nicht so sprechen, wie du willst. Denn, wenn auch der Tag, an dem du mich niederschlugst, genau so still und harmlos verlaufen war wie alle die anderen, seit wir verheiratet sind, so kann ich es doch nicht. Denn ich habe mich nach dem Kavalier gesehnt, den du schilderst,

und könnte noch jetzt weinen, daß ich ihn nie gesehen habe. War er wirklich so oft da?"

Er glaubte, daß sie wieder scherze, und flehte: „Charlotte, bitte, sprich doch ernst!"

Sie antwortete seufzend: „Du willst doch nichts hören von den Herzogsgeschichten! Ich scherze ja auch gar nicht."

„Also was ist es denn, was du mir zu sagen hast?" rief er ungeduldig.

„Setz dich wieder und höre! Und wenn du gehört hast, was ich dir sagen will, dann wirst du nie mehr wollen, daß ich zu dir zurückkehre. Laß mich es erst sagen, ehe du antwortest! Damals als du mich zum erstenmal küßtest, hast du mich für einen anderen verführt, den ich liebte und der mich noch nicht geküßt hatte, für den jungen Edelmann, den du jetzt manchmal an unserem Hause gesehen hast — denn nach deiner Beschreibung muß er es sein. Als mein Vater so rasch in unsere Heirat einwilligte, geschah es, weil der Arzt festgestellt hatte, daß ich Mutter sei. Du weißt, daß ich dann eine Fehlgeburt hatte. Ich habe Etienne abgöttisch geliebt, als ich dich heiraten mußte. Und wie mich dein Kuß in Etiennes Arme trieb, so habe ich in deinen Umarmungen, deren ich nie satt wurde, immer Etienne zu fühlen geglaubt, obwohl er mich anders küßte als du. Aber ich war so erfüllt von ihm, hatte sein Wesen so in mich gesogen, daß ich nur die Augen zu schließen brauchte, um ihn bei mir, in meinen Armen zu fühlen. Freilich habe ich ihn um dieser meiner Liebe willen auch gehaßt — und war doch selig, wenn ich nur eine Stunde ungestört an ihn denken konnte. Ich habe dich auch lieb gehabt, Robert, aber wie einen Freund, einen Bruder und — wie einen Weg zu ihm; als mein Vater durchgesetzt hatte, daß er fort mußte,

und nicht mehr kommen durfte, als den einzigen Weg zu ihm: denn in unseren Umarmungen fühlte ich Etienne am deutlichsten, am glühendsten. Und, Robert, ich liebe ihn noch genau so wie damals. Soll ich noch zu dir zurückkehren? Bitte antworte mir nicht gleich! Überlege! Binde dich nicht! Denn ich sage dir offen: meine Liebe zu Etienne ist nicht erloschen. Wenn ich zu dir zurückkomme, so tue ich es vielleicht, weil ich nicht weiß, wo ich sonst hin soll. Ich kann dir wohl versprechen, daß ich eine Begegnung mit Etienne vermeiden werde. Aber nicht, daß ich in deinen Armen nicht an ihn, immer an ihn denken werde."

Robert hatte in Aufregung zugehört. Noch nie glaubte er, seine Frau so schön, so über alle Begriffe schön und entzückend gesehen zu haben, noch nie so durchglüht, so seelenvoll — und doch so ganz Sinne und Körper wie in diesen Minuten, in denen sie von ihrem ritterlichen Geliebten sprach, der sie als ein halbes Kind verführt hatte. Der Eindruck ihrer Schönheit war auf ihn, der sie so lange entbehrt hatte, so stark, daß er sie am liebsten in seine Arme gerissen und mit Küssen bedeckt hätte, mochte dabei vor ihrer Seele stehen, wer wollte. Überhaupt war für Roberts einfachere, derbere Natur das, was Charlotte gesagt hatte, nicht ganz faßbar. Aber daß sie vor ihm einem anderen gehört hatte, daß sie ihn betrogen hatte, daß er nur als ein Notanker gebraucht worden war, das nagte an ihm — und freilich auch, daß sie behauptete, sie liebe Etienne noch jetzt.

Er rang mit sich. Aber nicht so, als ob er mit seinem Wollen auf der einen Seite gestanden hätte und die andere als die bessere, richtigere erkannt hätte und nun sich dazu zu bringen suchte, gegen seinen Wunsch das Klügere oder

Stolzere zu tun. Er rang, wie ein Ertrinkender ringt, aus einer Flut heraus, die ihn niederzuziehen, zu ersticken drohte. Er rang um Luft, um Klarheit, um Fassenkönnen, was sein müßte, sein würde. Er sah nicht Verstoßen hier und Versöhnung dort, die ihm in diesem Augenblick beide gleich unmöglich schienen, weil er wußte, daß er ohne Charlotte nicht leben konnte, und weil er nach diesem Geständnis glaubte, auch mit Charlotten nicht leben zu können. Er sah überhaupt keinen Ausweg, keine Möglichkeit. Es war alles ganz anders, als er es sich auf dem Herweg vorgestellt hatte, weil es jetzt wirklich war. Und doch kam es ihm Augenblicke lang auch wieder weniger schlimm, selbstverständlicher und natürlicher vor, weil es wirklich war.

Er war aufgestanden, ans Fenster getreten und hatte seiner Frau den Rücken gekehrt. Da hörte er sie sich bewegen und wandte sich um. Sie war leise zur Tür gegangen und hatte die Klinke in der Hand.

„Bleib! Wir sind noch nicht fertig!" sagte er.

Sie sah ihn mit ganz frauenhaft weichen Blicken an und erwiderte mit leiser, innig klingender Stimme: „Ich will dich einen Augenblick allein lassen, damit du überlegen kannst. Ich verspreche dir, daß ich bald wiederkomme."

Sie hatte seine Furcht gespürt, daß sie ihm entfliehen könnte; sie ging auch nicht, sondern wartete, die Hand auf der Klinke, auf seine Antwort.

„Ja," sagte er, „du hast recht! Es ist gut, wenn auch du dich einen Augenblick ausruhst. Ich will eine Stunde spazieren gehen, um zur Klarheit zu kommen."

„Aber du kommst wieder —?" fragte nun sie.

„Meine Hand darauf!" antwortete er. Und wie er ihre

Hand in der seinen fühlte, da zog er Charlotten jäh und leidenschaftlich an sich, beugte ihren Kopf zurück, sah sie mit schmerzwildem Blick an, küßte sie dann rasch und kurz, so daß ihre Lippe ein wenig blutete — aber ihr Auge und ihr Gesicht doch lächelte. Dann trat er auf den Flur und schloß hinter sich die Tür. Sie aber sank, noch immer das Lächeln auf den Lippen, wenn auch jetzt die Augen geschlossen waren, auf das Sofa und lag regungslos still.

* * *

Auf dem Hof traf Robert Herrn von Joigny, umgeben von spielenden Hunden, die an ihm hoch sprangen, ihm mit dem Zottelkopf an die Hand stießen oder, die Vorderbeine vorgestreckt, ohne sich ganz niederzulegen, eine zu ihm aufblickende Verbeugung machten; sie wollten ihn, der ihnen schon viel zu lange mit dem Gutsverwalter, dem Gärtner, den Stallknechten gesprochen hatte, endlich zu einem Spaziergange bewegen, auf dem sie dann gleich von ihm fort, alle hintereinander, bellend in die Büsche zu tollen pflegten, miteinander sprangen, einander umkläfften und schließlich jagen gingen, wo sie denn auf die nicht sehr streng gemeinten Pfiffe ihres Herrn niemals hörten, bis der sich irgendwo ausruhte und sie einer nach dem andern langsam und ein wenig schuldbewußt wiederkamen und sich bei ihm meldeten.

Die Hunde waren nicht sehr erfreut, daß nun noch einer aus dem Hause trat, um mit ihrem Herrn zu sprechen. Ein kleiner, schlanker, auf graziösen Beinen tänzelnder Terrier kläffte Robert entgegen, und eine gutmütige dicke rehbraune Bulldogge beschnüffelte ihn wenigstens prüfend. „Monsieur Flix!" rief Herr von Joigny den gescheckten

Kläffer an, „das ist doch nicht artig! und du, Lord, solltest auch wissen, was sich schickt!“ Der Kleine tänzelte vor seinem Herrn und wollte eigentlich gleich wieder umdrehen, um seinen Lärm fortzusetzen, ging aber auf ein Warnungszeichen mit der Peitsche doch auf die Seite, wo er sofort in irgendeiner Ecke sehr wichtige Gerüche festzustellen fand. Der mit Lord angeredete, der aber eigentlich kein vornehmer Mann, sondern ein lieber, melancholischer, an jedem Radau sich mit dem ernstesten Pflichtgefühl beteiligender, immer zu Streit bereiter älterer Student war, kam langsam zu seinem Herrn zurück und sah ihn mit einem Auge — das andere hatte er im Kampf mit einem schwarzen Kater eingebüßt — schief und etwaige Befehle erwartend an.

„Nun, wie steht es?“ fragte Herr von Joigny freundlich. „Unsere Unterredung ist noch nicht zu Ende. Wir sind noch nicht zum Schluß gekommen. Charlotte war jetzt so abgespannt, daß sie sich etwas ausruhen mußte, und ich wollte eine halbe Stunde, um mich zu sammeln, in den Wald gehen.“ Es tat Robert wohl, mit einem anderen, einem ruhigen, klaren Menschen ein gleichgültig-freundliches Wort zu wechseln. Schon das allein, fühlte er, würde ihm in seiner Bedrängnis mit zur Befreiung, zum Entschluß verhelfen. Er würde dazu gar nicht von seiner Angelegenheit sprechen müssen.

„So will ich Sie nicht stören und Sie nur mit meinen Wünschen begleiten.“

Robert sagte, daß er Herrn von Joigny im Gegenteil dankbar wäre, wenn er mit ihm gehen dürfe. Ein Gespräch über andere Dinge würde ihn vielleicht am ehesten beruhigen.

„Ich glaube das auch,“ erwiderte der alte Herr, „ich habe

es in meinem Leben hundertmal erfahren. Das Grübeln hilft zu nichts; das Vergessen, wenn auch nur für eine Stunde, ist des Rätsels sicherste Lösung. Einmal nicht an eine Sache denken, das bringt sie Meilen weiter. Aber da ich die Hoffnung hege, daß zwischen Ihnen und Charlotte noch alles gut werden wird, so wollen wir diese Stunde benutzen, damit Sie den Ort kennen lernen, wo Charlotte diese Wochen gelebt hat, damit Sie später, wenn Sie beide wieder zusammen sind und Charlotte einmal von dem alten kleinen Landsitz spricht, ihn so vor sich sehen wie Ihre Frau."

Schon diese wenigen Worte, die es nicht ängstlich vermieden, die brennende Frage zu berühren, aber doch so natürlich, so selbstverständlich von Charlotte sprachen, waren für Robert wie ein erster erquickender Sommerregen nach Wochen voll Hitze, Trockenheit, Dürre, Schwüle. Er fühlte ganz körperlich, wie die Wogen von Chaos, die in ihm aufgestiegen waren, sich beruhigten, zusammenfielen, versanken. Er freute sich plötzlich an den Hunden, die, als die Herren plaudernd zu gehen begannen, ein erneutes Freudengekläff hören ließen und jetzt die beiden umsprangen, daß Herr von Joigny Mühe hatte, sie zu beruhigen.

„Dieser Hof", erklärte er, mit seinem Krückstock zurückdeutend, „stammt noch aus dem dreizehnten Jahrhundert, obwohl Sie nur an dem Stallgebäude, wo damals wohl eine Kapelle war, noch Spuren des alten Stils sehen. Die höheren Stockwerke des Mittelbaus und des rechten Seitenflügels, die den Hof einfassen, sind erst im siebzehnten Jahrhundert aufgesetzt worden; und da hat man denn der ganzen Wand des Gebäudes ein einheitliches Äußere gegeben. Aber an der Dicke der Mauern, den Gewölben im

Treppenflur und in den Kellern sehen Sie noch die alte Zeit, die fester baute als wir. Es knüpft sich auch eine Sage an das Schloß. Hier soll — lange ehe das Schloß in den Besitz meiner Familie kam — ein Ritter mit seiner Gattin gehaust haben, der dann auf eine Kreuzfahrt auszog. Zwei Jahre vor ihm kam das Gerücht zurück, er sei in die Hände der Heiden gefallen und getötet worden. Dann kam er selbst und erfuhr, daß sich seine Familie um einen Kopf, ein halbjähriges Bürschchen, vermehrt habe. Ehe ihn jemand erkannt hatte, kehrte er wieder um, ohne sein Haus zu betreten. Die Sehnsucht nach den Seinen bezwang er mannhaft und zog noch einmal ins Morgenland. Da draußen ist ihm dann eingefallen, daß er vielleicht als tot gelten und seine Frau eine neue, nach Gottes Gebot sündige, Ehe eingehen könne. Er kehrte, so rasch es ging, zurück und verbrachte mit seiner Frau, die früher rechthaberisch und zänkisch, jetzt aber die Sanftmut und Liebe selbst war, einen stillen, behaglichen Lebensabend. Er merkte wohl, wie sie den Jüngsten gleich heimlich zu Verwandten bringen ließ, aber er soll nie danach gefragt und vergnügt gelächelt haben, weil er jetzt solchen Frieden in seinem Hause hatte. Er muß ein sehr weiser Mann gewesen sein."

Sie waren in den Blumengarten getreten, der dem zwischen die Gebäude vertieften Hof breit vorlag. „Sehen Sie meine Rosen an," sagte Joigny, „ich kenne jeden Stock, jede Blüte und Knospe und verfolge ihr Wachsen, ihre höchste Entwicklung und ihr Verwelken von Tag zu Tage. Sehen Sie die Bauernblumen! Aber die stehen erst im Herbst in ihrer vollen Pracht. Hier ist Charlotte jeden Tag auf und nieder gegangen oder sie hat, wenn es warm genug war, dort in der Laube gesessen und gelesen."

Sie traten wieder aus der Umzäunung, vor der die Hunde wartend standen, und gingen nun links weiter, wo sich Wiesen und Waldstücke bis dicht an das alte Herrenhaus und den breiten Wassergraben, der es an der äußeren Seite umgab, heranzogen. Eine Pfeilerbrücke führte über das seichte, von Entengrütze bedeckte, schlammige Wasser. Der Mittelbau, in starkem, urtümlichem Barock errichtet, hatte größere Fenster und eine hohe Tür mit breiter, an den Seiten balkonartig ausladender Rampe — dem Zugang zu der Brücke, vor der die beiden jetzt standen.

„Das ist schön, nicht wahr?" sagte Joigny, „groß, gewaltig! Und was macht diesen Eindruck? Schließlich nichts anderes, als daß die Maße des menschlichen Leibes, die den ältesten Bauten der Menschheit unmittelbar zugrunde gelegt wurden, von der späteren Baukunst ein wenig vergrößert und übersteigert worden sind."

Sie gingen weiter, während Robert sich durch Joignys Bemerkungen immer mehr interessiert und von dem, um was sein ermüdetes Denken nun seit Wochen kreiste, abgelenkt, beruhigt und erquickt fühlte, und sahen den schloßartigen Bau noch einmal von der Seite an, wo der vorspringende Mittelrisalit, der eben die alte Pfeiler- und Rundbogenbrücke mit dem schmiedeeisernen Geländer aussandte, seine kurzen, festen Grundmauern ins spiegelnde Wasser stemmte, das sein nach unten fortgesetztes Bild in grünlichem Wasser zeigte. Dann wandten sie sich einem vom Schlosse fortführenden Waldwege zu. Und nun kam es, daß sie doch von dem sprechen mußten, was Robert bewegte, und was sich noch nicht bis zum Grunde geklärt hatte.

„Ich denke", begann Joigny, „es ist vielleicht doch besser,

Herr Labiche, Sie sprechen jetzt einmal Ihren Kummer und Ihre Gedanken aus und hören das ruhige Wort eines alten Mannes, der viel erlebt und gesehen hat; der nicht weiser ist als Sie, der aber schon mehr Jahre gelebt hat und alle Dinge nach längeren Zeiträumen beurteilt, als Sie das können. Ich habe eine gute Meinung von Ihnen, deren Grund schon von meinem alten Freunde Donc gelegt und durch unsere persönliche Bekanntschaft befestigt worden ist. Ich liebe Charlotte. Und da ich trotzdem keinem von Ihnen beiden recht gebe, bin ich vielleicht gerade berufen, allen beiden gut zuzureden. Charlotten habe ich schon zugeredet. Und obwohl sie unzweifelhaft sehr an Ihnen hängt, hat es nach der Kränkung, die sie ihr zufügten, doch einiger Mühe bedurft, sie zu der heutigen Unterredung zu bestimmen. Nun aber schütten Sie selbst mir auch einmal Ihr Herz aus!"

Langsam, oft stockend, oft rasch und leidenschaftlich weitereilend, erzählte nun Robert alles, was er mit Charlotten erlebt, bis zu dem Gespräch, das beide eben geführt. Seine Stimme zitterte manchmal; er hatte noch nie zu einem anderen von ihr so gesprochen, daß er sie gewissermaßen fremd und sachlich beurteilte. Das wäre ihm bisher wie ein Vertrauensbruch vorgekommen. In der Trennung von ihr hatte er sich aber jetzt so weit ein deutliches Bild von ihr gemacht, daß er vermochte, nicht bloß seine Empfindungen und Gefühle von ihr, sondern sie selbst zu erkennen. Und doch unterbrach ihn Herr von Joigny einmal und sagte: „Was sind doch die Menschen für Phantome füreinander! Wie wenig deckt sich das Vorstellungsbild, das sich der eine vom anderen macht, mit der Wirklichkeit; wie frei, eigentlich nur nach den eigenen Gefühlen, dichtet ein Mensch den anderen

in seiner Phantasie zu Ende und knüpft seltsamerweise nun dies Phantasiegebilde fest und unlösbar an den Lebenden, aus dem er es dichtete, an seinen Körper, seinen Aufenthalt, sein Ergehen, seine Äußerungen! So machen Sie es mit Charlotte, indem Sie etwas in ihr vollendet sehen, das sie erst in der Entwickelung werden kann. So macht es Charlotte mit Ihnen, indem sie von Ihnen nur sieht, was sie für ihre Gefühle braucht, nicht den starken tüchtigen Menschen, der Sie wirklich sind."

Als Robert zu Ende erzählt hatte, blieben sie stehen, und Joigny sagte: „Zwingen Sie Charlotten nicht mit dem Rechtsspruch, den Sie in der Hand haben! Lassen Sie sie nur freiwillig zurückkommen. Daß sie dann, wenn auch vielleicht etwas später, zurückkommen wird, halte ich für sicher. Und bis dahin, das kann ich Ihnen versprechen, werde ich sie in treuer Obhut halten, sie für Sie bewahren und schützen. Aber stoßen Sie sie auch nicht zurück, sobald sie kommen will!"

Robert wies mit bitterem Ton auf den Betrug hin, den sie an ihm begangen. Wohl mancher würde daraufhin eine Trennung oder gar Nichtigkeitserklärung der Ehe anstreben. Und dann: wenn er ihr nur gut sei, um in seinen Armen an ihren einstigen Liebhaber zu denken, davon würde sein ganzes künftiges Leben vernichtet werden: das würde er nicht ertragen können. Da sei ein rascher Bruch mit allen Schmerzen besser!

Joigny lächelte, während sie den Waldweg zum Schloß zurückgingen, erst leise vor sich hin und sagte dann: „Glauben Sie denn, mein Lieber, was Ihnen Charlotte da aus einer in Erregung verwirrten Seele gesagt hat? Gut, sie mag manchmal an Etienne gedacht haben, wenn Sie sie

küßten. Aber fühlen Sie nicht, daß dieser Ausspruch zu neun Zehnteln nichts als Trotz der Liebe ist, die Ihnen wehtun möchte, die selber leiden möchte, indem sie Ihren Zorn heraufbeschwört? Lassen Sie sich doch auf so etwas nicht ein! Ich wage nicht zu behaupten, daß ich die Frauen kenne; aber einige Beobachtungen über sie habe ich immerhin gemacht: vor allem die, daß es keinem Mann auf Erden je gelingen wird, in den Gedanken einer Frau allein zu herrschen und alle anderen Männer daraus zu vertreiben. Keinem! Mit diesem Verzicht muß sich jeder abfinden. Aber das, was Ihnen Charlotte da gesagt hat, ist Wind, Chimäre. Und wenn es selbst Wirklichkeit wäre, so mag sie sich noch eine Zeitlang einbilden, in Ihnen Etienne zu küssen. Gefallen ihr die Küsse, wird sich ihr Gefühl doch bald ganz auf Sie, Herrn Robert Labiche, einstellen. Sie werden aus einem immer mehr verblassenden Märchenkavalier sehr bald Sie selbst werden. Sie liebt doch schon jetzt nur Sie, ihren Mann, wenn sie sich auch solch törichtes Zeug einbildet, und denkt sich meinethalben noch einen anderen, vornehm angezogenen dazu. Das ist Spielerei. Und das wird aufhören. Wenn Sie beide jetzt wieder zusammenkommen, dann werden Sie Charlotten klarer, ruhiger, sicherer und nicht bloß nach flüchtigen Stimmungen lenken. Und Ihre Frau wird Sie von jetzt ab als eine Kraft, einen selbständigen, eigenen Menschen fühlen, wird sich mehr als früher an Sie anpassen müssen und dadurch, durch die Zeit und die Gewohnheit bald so mit Ihnen verwachsen, daß sie nie mehr los kann von Ihnen; was, wie ich glaube, schon jetzt der Fall ist. Das wäre kein Grund zur Trennung."

„Aber das andere!", sagte Robert sehr rasch, den Joignys

Darlegung in dem bestärkt hatte, was ja längst als das sichere Ergebnis dieses Tages in ihm lag, ihm vielleicht schon bewußt war, was in dem schmerzhaften Kuß an der Tür gezittert hatte und in dem schmerzverwirrten Glücksgefühl, mit dem er die Treppe heruntergegangen war: daß er Charlotten wieder aufnehmen würde.

„Aber das andere!"

Joigny wurde sehr ernst und wies einen der Hunde, der an den Stehengebliebenen hochsprang, barsch von sich. „Das andere ist freilich keine Chimäre, sondern eine Tatsache. Aber es gibt auch Wege, sich mit Tatsachen abzufinden. Hätten Sie Charlotten auch geheiratet, wenn Sie gewußt hätten — ich will einmal von ihrer damaligen Schwangerschaft absehen, die durch die Fehlgeburt ja bedeutungslos geworden ist — daß sie früher von einem anderen verführt worden war? Erinnern Sie sich an Ihren damaligen Gemütszustand vor Ihrer Heirat!"

Robert senkte den Kopf. Dann sagte er tonlos: „Ja, ich hätte es getan."

„Und hätten die Bitterkeit dieses Raubes verwunden?"

„Ich denke wenigstens."

„Dann bleibt doch jetzt nichts anderes mehr für Sie zu überwinden als die Täuschung und das Verheimlichen."

Robert sah auf und blickte den Sprechenden an.

„Wenn Sie die Schuld des Leichtsinns eines sechzehnjährigen, nicht gut beaufsichtigten, frühreifen, phantastischen und schwärmerischen Mädchens zu verzeihen, wenn Sie sich damit abzufinden vermögen, daß ein anderer das jus primae noctis bei ihrer Frau ausgeübt hat — und so sagten Sie eben mit Ihrem ‚Ja' — dann bleibt doch wirklich ein daneben nur noch belangloser Rest zu überwinden. Ganz ab-

gesehen davon, daß die Schuld der Täuschung, des Betrugs gegen Ihre Arglosigkeit ja doch fast allein meinen stets etwas skrupellosen Freund Donc und seine beschränkte Hausehre trifft — nicht das willenlose, verängstigte junge Geschöpf, das einen Fehltritt begangen hatte. Überlegen Sie sich doch einmal: wen täuschte man denn? Einen fast Unbekannten, Fremden, der gerade als Aushilfe da war. Nicht aber Sie, der sich bewährt hat, dem man nahe gekommen ist. Fremde Leute haben Sie getäuscht. Und ihr jetziger Zorn ist so groß, weil diese Fremden Ihnen inzwischen nahegekommen, Ihre Nächsten geworden sind. Aber Sie müssen das trennen und stets festhalten: ehe Charlotte Sie liebte, hat sie Sie betrogen. Seit sie Ihnen innerlich nahegekommen ist, hat sie Ihnen Treue gehalten. Denn das hat sie mir hoch und heilig versichert: und ich glaube es fest, zumal die Erzählung, die mir Charlotte von den ganzen Vorgängen gab, nur in einigen unwesentlichen Punkten von Ihrer Beichte abweicht."

Das Überzeugende in den Worten des alten Herrn war, daß er keinen Augenblick fremde, auf angeblichen Erfahrungen beruhende Ratschläge gab, sondern daß er nur aus der Seele des anderen sprach und die Sache ansah. Er war Robert Labiche, während er das auseinandersetzte, nur ein um viele Jahre reiferer, weiserer und ein innerlich ruhiger, klarer Robert Labiche. Darum wirkte und überredete das, was er sagte.

Er fuhr fort: „Überlegen Sie auch die praktischen Folgen, die Wege, die Sie haben! Wenn Sie eine Nichtigkeitserklärung der Ehe nicht erlangen, können Sie beide sich für immer voneinander trennen. Aber Sie können dann nicht wieder heiraten und sind zum Zölibat verurteilt oder dazu,

in irgendeiner ungesetzmäßigen Form der Gemeinschaft zu leben, die für Ihren Stand alle Gefahren enthalten. Verlangt Ihr Gefühl eine Rache an dem Verletzer Ihrer Ehre? Nun, der Gebrauch läßt einen Zweikampf eines Bürgers mit einem Edelmann nicht zu. Sie müßten den Kavalier freihändig niederstechen, was Ihnen den Hals kosten würde. Zudem hat er Sie gar nicht beleidigt, weil er von Ihnen und Ihrer Liebe zu Charlotten gar nichts wußte. Bleibt noch eine, die letzte und entscheidenste Frage: Lieben Sie Charlotten noch?"

„Ja, ja!"

„Werden Sie in dem Stolz, wenn Sie sie verstoßen, glücklicher sein, als wenn Sie sie mit dem verhüllten Schmerzgefühl, das aus der Vergangenheit Ihnen beiden bleiben wird, wieder besitzen, und lieben werden? Ganzes Glück ist so selten, daß wir keinen Anspruch darauf machen können. Aber scheint Ihnen das Teilglück, wenn Sie Charlotten mit aller Schwäche, aller Schuld, allen Gedanken an den anderen wieder haben und nun vielleicht allmählich ganz zu sich ziehen, nicht das Beste, was Sie für Ihr nun einmal nicht mehr ganz beglücktes Leben aus dieser Krise gewinnen können?"

Robert gab dem alten Herrn die Hand und sagte: „Lassen Sie mich jetzt zu Charlotten gehen!"

Herr von Joigny sah ihm, auf den Stock gestützt, noch lange mit freundlichen Blicken nach, bis er um den Schloßgraben herum verschwand. Dann pfiff er seinen Hunden, liebkoste und streichelte sie, ließ sie nach einem Leckerbissen springen, den er in der Tasche hatte, und ging zu ihrer größten Freude nun endlich mit ihnen raschen Schrittes nochmals nach dem Walde zu. Ihm war über der Beschäftigung

mit den Sorgen des jungen Paars, in den Leidenschafts- und Gefühlswellen, die ihm von beiden Seiten entgegenschlugen, selbst warm ums Herz geworden, wehmütigwarm. Erinnerungen stiegen in dem Einsamgewordenen auf, die er sonst hervorzurufen scheute, die er aber heute ruhig gewähren ließ. Und er bestätigte sich immer wieder, daß er den beiden recht geraten habe, daß man jedes Glück festhalten solle — es schwinde ohnedies schnell genug dahin. Dann sprach er leise mit sich, indessen der tiefere Wald um ihn dämmerte, durch dessen Kronen der Abendhimmel nur noch kühles, schwindendes Licht hinabsandte, und sagte leise: „Es ist wohl alles nur für eine kurze Zeit. Aber man muß es mit dem Gedanken und Willen tun, daß es für die Ewigkeit sei; sonst wird es nicht einmal für die Zeit gut!"

Wieder pfiff er seinen Hunden, nahm den Kopf eines Bernhardiners in seinen Arm, ließ den Terrier neben sich auf der Bank als Nachbarn zu, sprach mit ihnen allen, lobte sie, daß sie zwar eigentlich schlechte Hunde, aber doch gute Menschen wären, schalt sie freundlich, daß sie ihn heute nacht ohne Not im Schlafe gestört hätten, und noch vieles andere. Sie sahen ihn dabei mit großen Augen an und schienen auf eine wirkungsvolle Schlußwendung seiner Rede, auf ein Stück Fleisch oder den Befehl zu einem Kunststück oder das Zeichen zum Weitergehen zu warten. Aber sie mußten ihm heute viel länger und geduldiger zuhören als sonst, ehe sie beim Heimgange wieder ihre eigenen Wege springen durften.

* * *

Es ist Abend. In dem Zimmer, in welchem Robert seine

Frau wiedergesehen hat, sitzt jetzt er im Sofaeck, und Charlotte liegt, den Kopf auf seinem Schoß, mit geschlossenen Augen da. Sie schweigen schon lange und lassen die tief hereindämmernde Stunde still um sich dunkeln. Robert hat seiner Frau, als er wiederkam, mit Tränen der Erregung in den Augen, nur gesagt, daß er sie zu sehr liebe, um sich von ihr trennen zu können, daß er ihr alles verzeihe und daß auch sie ihm verzeihen und zu ihm zurückkehren möge. Darauf hatte sie ihn wortlos umarmt, ihn lange und innig geküßt. In einem süßen, genußvollen Leiden trank er diesen Kuß, der — nach ihren früheren Worten ja nicht ihm galt — in sich, glücklich, sie wieder zu fühlen wie einst, sie wieder in den Armen zu halten. Dann hatten sie sich nebeneinandergesetzt, Charlotte war ihm liebkosend über Haar und Stirn gefahren und hatte ihn mit einem Blicke angesehen, der sagen zu wollen schien, daß sie jetzt nur ihn vor sich sähe, keinen anderen, und daß sie ihm ganz allein gehörte. Dann hatte sie die Augen geschlossen und allmählich die ruhende Stellung auf seinem Schoß eingenommen, in der sie noch lag, als ein Diener des Herrn von Joigny Licht brachte und beide zum Abendessen bat.

Sie stand auf, küßte Robert noch einmal und ordnete vor einem zierlichen Venetianer Spiegel, der über einem leichten Spieltischchen hing, ihr Haar. Dann gingen sie in den großen Eßsaal hinunter, an dessem einem schmalem Ende vor einem großen Kamin — ein kleines Feuer flackerte hinter dem niedrigen Eisengitter — der Eßtisch bereit stand. Herr von Joigny kam ihnen entgegen, nahm sie bei den Händen, die er herzlich drückte, und führte sie an den Tisch. „Ihr werdet hungrig und durstig sein," sagte er, und dann, als sie aßen und er den dunklen Burgunderwein in die

Gläser geschenkt hatte: „Wir wollen darauf anstoßen, daß euer beider Aufenthalt bei dem alten Joigny in eurem neuem Leben, eurer neuen Ehe gute Frucht tragen möge." Sie stießen an, wobei Charlotte schamhaft errötete, während Robert ein leichtes Zittern befiel und er seine starke, breitgebaute Hand einen Augenblick auf Charlottens weißen, zierlichen Handrücken legte.

Dann sprach der alte Herr von den landwirtschaftlichen Arbeiten, die demnächst zu tun sein würden, von der Jagd und seinem Garten und lud die beiden ein, wenn es voller Sommer wäre, sollten sie ihn besuchen, und, wenn sie einmal Taufe hätten, dann wollte er Pate sein und dazu nach Paris kommen, wenn sie ihr erstes Kind nicht lieber hier draußen in der kleinen Schloßkapelle taufen lassen würden — zur Erinnerung an ihr glückliches Sichwiederfinden. Sie stießen nochmals an.

Robert und Charlotte aßen nicht viel. Sie schwiegen auch meist und fragten nur dann und wann nach Dingen, die das Gut angingen, worauf ihnen Herr von Joigny immer lebhaft und eingehend antwortete.

Als die beiden gegangen waren, setzte sich Herr von Joigny in den hohen Lehnsessel am Kamin, ließ den abgedeckten Tisch mit dem Leuchter heranrücken, nahm ein kleines Buch und las noch, wie er den Abend immer zu tun pflegte. Er las in den Sprüchen Vauvenargues, des Jungverstorbenen, die den alten Mann mit fernem Jugendgefühl und doch so reif und alt berührten, wie er selber war.

* * *

Robert kehrte am nächsten Morgen nach Paris zurück. Charlotte sollte ihm in zwei Tagen — das war der Zeit-

punkt, den ihr das Gericht für die Rückkehr zu ihrem Gatten bestimmt hatte — folgen. Bis dahin tat Robert alles, um die Wohnung, die in den Wochen des Fernseins der Hausfrau recht vernachlässigt worden war, wieder sauber und behaglich instand zu setzen. Er ließ reine Vorhänge und Gardinen aufhängen, die Tischdecken wurden gewechselt, an die Fenster kamen statt der vertrockneten, eingegangenen, neue Blumenstöcke, und im Innern des Flurs, an den Treppenbalken, nagelte er ein seitlich herabhängendes Tannengewinde, das die Alte gern gebunden und in das er, als es fertig war, in gleichen Abständen noch fünf leuchtende rote Rosen gesteckt hatte. Er ließ den Garten herrichten; da lag noch welkes Laub vom vorigen Herbst auf Wegen und Beeten, die dürren Stauden waren noch nicht überall abgeschnitten, an der Gartenbank war eine der weißen Sprossen herausgefault. Er mußte sich in seinen Freistunden tummeln, daß auch alles bis zu Charlottens Ankunft fertig wurde.

Sie sollte am Nachmittage eintreffen, während er noch in der Kanzlei war. Er stellte es sich vor, wie sie ihn empfangen, ihn in ihre Arme schließen würde, und konnte die Stunde des Büroschlusses gar nicht erwarten. Er war so sehnsüchtig aufgeregt, daß er sich nicht einmal mehr wie in den zwei Tagen vorher damit beschäftigen und beruhigen konnte, daß er sich vorstellte, wie nun nach all der Sorge und Angst, nach dem Sturm dieser Wochen wieder ein schönes, ganz inniges, ganz gemeinsames Leben beginnen würde, wie er jetzt mit seiner Frau, nachdem er ihre Schuld und Schwäche auch erfahren, noch liebevoller sein, ganz auf ihr Wesen eingehn und sie langsam aber sicher gewinnen und festhalten würde.

Als endlich gegen Abend das Büro geschlossen wurde, eilte er nach Hause und hatte gleich auf dem Wege die Freude, daß er heute den Kavalier nicht sah. Er öffnete die Haustür und entdeckte sofort mit innerer Seligkeit Charlottens Koffer auf den Steinfliesen. Er stürmte die Treppen hinauf — aber Charlotte war nirgends. „Sie sollte schon hier sein," sagte Frau Donc, „der Wagen ist schon vor einer Stunde wieder zurückgefahren, nachdem der Kutscher ihren Koffer in den Hausflur gestellt hat!"

„Ja, ist sie denn nicht mitgefahren?"

„Doch. Aber noch vor den ersten Häusern ist sie ausgestiegen. Es sei noch so früh, du würdest noch auf der Kanzlei sein, auch möchte sie wegen der Nachbarn nicht so mit der Equipage vorfahren. Sie wolle durch die stilleren Straßen und durchs Gartentor kommen. Seitdem warte ich schon eine Stunde."

„So muß sie ja gleich kommen. Ich werde ihr entgegengehen." Er hatte Hut und Mantel noch nicht abgelegt, warf schnell seine Aktentasche irgendwohin und ging durch die rückseitige Gartentür hinaus. Er ging über den Bach, der hinter ihrem Garten vorüberfloß, und jenseits von dem wieder Gärten mit kleinen Häusern lagen. Aber nun stockte er: es waren zwei Möglichkeiten, zwei Straßen, durch die sie kommen konnte. Und er wollte sie keinenfalls verfehlen. Er ging also jenseits des Baches ein großes Stück auf und ab und spähte jedesmal am Ende seines Pendelweges in jede der Straßen, durch die ihr Weg führen konnte; wohl schon eine halbe Stunde, und immer vergeblich. Sie wird doch vorn herum gegangen und schon im Haus sein. Er ging wieder zu der kleinen Bachbrücke, jetzt ängstlich und besorgt, daß ihr irgend etwas zugestoßen sein könnte; denn

es dämmerte schon tief, und da und dort wurde in den kleinen Häuschen hinter den geschlossenen fleckigen Vorhängen Lichtschein sichtbar. Ein paar Kinder kamen des Weges. Er beschrieb Charlotte und fragte, ob sie sie vielleicht gesehen hätten. Die Kinder verneinten und verschwanden in eins der benachbarten Häuser. Er wartete. Sie mußte doch nun kommen. Aber sie kam nicht.

Er ging wieder ins Haus und fragte Frau Donc, die auch schon ein ängstliches Gesicht machte, ob der Kutscher genau gesagt hätte, wo Charlotte ausgestiegen sei. Nein. Genau nicht. Aber nach seiner Beschreibung sei es noch auf der Landstraße gewesen, am Seine-Arm, ehe die Straße sich bei den ersten Häusern teile. Er ging noch einmal zur Bachbrücke, sah jetzt in der einen der beiden Straßen eine weibliche Gestalt, die er aber nicht erkennen konnte, schnellen Schrittes herankommen, ging ihr schlagenden Herzens entgegen — merkte aber bald, daß es nicht Charlotte war. Er setzte seinen Weg gleichwohl fort, etwa zehn Minuten lang, bis zu der Wegteilung und noch ein gutes Stück darüber hinaus auf der zwischen freien Feldern und dann eine Zeitlang am Seine-Arm hinführenden Landstraße, die von Joignys Gut herkam. Er sah mehrmals die dunklen Umrisse von Menschen vor sich und hoffte jedesmal. Aber Charlotte war nicht darunter. Immer schwand ihr Bild, das er schon zu sehen geglaubt hatte, das aus seiner Seele durch sein Auge hinausgetreten war und eine der dunklen Gestalten in sich verwandelt hatte, wenn er näher herankam. Heimkehrende Feldarbeiter waren es, ein Geistlicher, der ihn im Vorbeigehen freundlich grüßte, eine Frau mit einem Kinde, ein alter Mann, dem ein Hündchen nachlief — aber nichts von Charlotte. Als er aufs freie Feld hinaus-

kam, — es war jetzt ganz dunkel — und niemanden mehr sah, auch stillstehend nirgends einen Schritt oder ein anderes Geräusch hörte als das Fließen und Murmeln des Stromarmes, der sich hier durch Wiesen an die Stadt heranschlängelt, rief er mehrmals laut ihren Namen. Er glaubte eine Antwort zu hören und rief nochmals — aber es war offenbar das Echo vom Waldrand gewesen, der, wie er wußte, sich gleich hinter den Wiesen breit hinzog. Ihm fuhr der Gedanke durch den Kopf, ob sie sich etwa im letzten Moment anders besonnen haben und zu Herrn von Joigny zurückgekehrt sein sollte. Aber das schien ihm gleich darauf wieder ganz unwahrscheinlich. Dann sann er nach, was ihr wohl passiert sein könnte — und fand nichts. Der Kutscher hatte deutlich gesagt, daß sie erst in der Nähe der Häuser ausgestiegen sei; auch mußte es fast noch heller Tag gewesen sein. Und der Weg von da bis zu ihrem Hause war nicht länger als etwa eine Viertelstunde. Er entschloß sich umzukehren, rief aber vorher nochmals laut und langgedehnt ihren Namen und hörte wieder das verhallende Echo, in das sich aus dem Walde der viermal ansetzende, wie ein tiefer Windton pfeifende, hingezogene Ruf eines Käuzchens mischte.

Nun beschloß er, auf dem Hauptwege zur Stadt zu gehen. Er war aufgeregt, hoffte aber immer noch und jetzt fast mit Bestimmtheit, er werde Charlotten zu Hause finden. Als er an das Zolleinnehmerhäuschen kam, das an dieser Straße lag, bemeisterte er seine Erregung, klopfte an das erleuchtete Fenster und fragte den alten Zolleinnehmer, mit dem er manchmal im Vorübergehen einen Gruß oder ein Wort über Wetter und schlechte Zeit wechselte, ob er seine Frau, die von einem Besuch bei ihrem Vormund hätte

kommen sollen, nicht hätte vorbeigehen sehen. Der Alte sagte: ja, den Wagen hätte er herein- und auch wieder hinausfahren sehen, Frau Labiche hätte nicht darin gesessen; das sei aber auch schon vor längerer Zeit gewesen. Sie sei zu Fuß gegangen, sagte Robert. Da sann der Alte nach und schien noch einmal alle Leute, die er von seinem Fensterchen aus gesehen hatte, als einen langen Zug an seinem Auge vorübergehen zu lassen. „Ja, es ist mir so," sagte er, noch immer vor sich niedersehend, „ja, ja, ich dachte noch bei einer Frau, die schon gut zehn Schritte vorüber war, ehe ich aufmerkte, sie sieht aus wie Frau Labiche. Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Aber sie war es dann doch nicht. Ich habe gerade die Abrechnung gemacht und Geld gezählt." Auf Roberts weitere Fragen sagte er noch, daß diese Frau, die er einen Augenblick für Frau Labiche gehalten, scheinbar erst über den Bach nach links hätte abbiegen wollen, dann aber doch durch die lange Straße gerade in die Stadt hineingegangen sei. Robert dankte und ging. Er hoffte, daß sie noch hätte einkaufen wollen und sich dabei etwas versäumt hätte. Er ging nun ruhigeren, langsameren Schrittes weiter — als wollte er Charlotten noch recht Zeit lassen, zu Hause zu sein, ehe er selbst ankäme — sah die vorübergehenden und die ihn überholenden wenigen Menschen wohl immer noch daraufhin an, ob sie es sei, und glaubte einmal eine Sekunde, Charlotte käme ihm entgegen. Aber er verwarf den Gedanken, noch ehe er die Frau, die ihn erweckt, nahe sah, weil ja Charlotte nur denken konnte, daß er sie auf der Gartenseite erwarte. Je näher er seinem Hause kam, um so langsamer ging er. Er durchlebte noch einmal sein Glück, und ihm war, er müsse Charlotten jetzt endlich zu Hause finden. Als er um die letzte Ecke bog, ging

er auf den Fahrdamm und sah nach seinem Hause: alle Fenster waren dunkel. Noch einmal tröstete er sich: sie wird in der Küche sein und mit ihrer Mutter sprechen; die beiden Küchenfenster lagen nach dem Garten zu. Dann ging er rasch entschlossen hinein; er fand Charlotten nicht.

Er blieb wieder die Nacht mit Licht in seinem Zimmer auf. Jetzt schien ihm sicher, daß Charlotte zu Joigny zurückgekehrt war. Er begriff zwar nicht, was eine solche Sinnesänderung bewirkt haben konnte. Aber alles andere: daß ihr ein Unfall zugestoßen, daß sie anderswohin in der Stadt gegangen sein möchte, das kam ihm noch viel sinnloser und unwahrscheinlicher vor.

Ganz früh bei Tagesanbruch weckte er die Alte, trug ihr auf, ihn für heute in der Kanzlei zu entschuldigen, und machte sich auf den Weg zu Joigny. Der war noch nicht auf, ließ aber sagen, daß er in einer Viertelstunde kommen werde. Das wirkte ein wenig beruhigend auf Robert in seiner neuen Aufregung; denn er hatte gleich von den Dienern erfahren, daß Charlotte, seit sie gestern mittag fortgefahren, nicht zurückgekehrt sei.

Wie leer, wie leblos, öde und verlassen kam ihm jetzt das Schloß vor, das so in der Morgensonne dagelegen hatte, als er vor ein paar Tagen früh aufbrach. Damals war Charlotte darin eben aufgestanden, um ihm noch vom Fenster zuzuwinken. Er sah es wieder vor sich, wie sie im Nachtkleide den grünen Laden ein wenig aufgestoßen hatte und ihm eine Kußhand zuwarf. Jetzt blieb der Laden mit geschlossenen Sprossen unbeweglich vor dem Fenster.

Gleich darauf wurde Robert durch den Diener hereingerufen. Herr von Joigny, der eben gehört hatte, weswegen Robert gekommen sei, trat ihm mit teilnehmender Miene entgegen.

Er schilderte sogleich, wie Charlottens Tage seit dem Besuch verflossen waren und daß sie ihm noch vor dem Einsteigen gerührt für seine Hilfe und Gastfreundschaft gedankt habe. Ihm sei ihr Verschwinden völlig rätselhaft. Er könne nur an ein Unglück oder ein Verbrechen glauben, so unwahrscheinlich beides nach dem ganzen Hergange sei.
Robert schilderte sein Warten, seine Angst und Sorge vom vorhergehenden Abend. Dann sah er Joigny an, als erwarte er eine Hilfe, einen Rat.
Nach einem längeren Schweigen sagte Joigny: „Ich habe so oft in meinem Leben die rätselhaftesten Vorfälle sich natürlich und harmlos auflösen sehen. Ich habe mir noch keinen Gedanken gemacht und will mir vorerst keinen machen, was sonst vorliegen könnte. Aber ich rate Ihnen: wenn Charlotte nicht, was wir hoffen wollen, inzwischen bei ihrer Mutter angekommen ist oder eine Nachricht geschickt hat, die ihr gestriges Verschwinden aufklärt, übergeben Sie die Sache mit dem Auftrage nachzuforschen sofort der Polizei!"
Joigny ging mit seinem Schützling, den er noch immer mit kräftigem Arm umfaßt hielt, langsam weiter und sann. Dann rief er: „Halt! wir wollen noch den Kutscher verhören, ob ihm irgend etwas bei der Fahrt oder beim Aussteigen von Charlotte aufgefallen ist!"
Der Kutscher wurde gerufen. Es war ein großer Mann, ein ehrliches Bauerngesicht, das sich zur Livree komisch ausnehmen mochte; jetzt, wie er aus dem Stall kam, in Hemdsärmeln und ledernem Schurz, eine Mistgabel in der Hand, wirkte er derb und natürlich. Ihm war nichts aufgefallen — doch etwas: als die gnädige junge Frau ausgestiegen sei, habe er langsam hinter ihr herfahren wollen,

wie er es beim gnädigen Herrn stets machen müsse; da habe sie aber gesagt, er solle nur ruhig voranfahren. Aufgeregt? Nein, das sei sie nicht gewesen. Sie sei freilich sehr rasch ausgestiegen, so daß sie sich ein Stück Spitze vom Kleid, das am Wagenschlag festgehakt gewesen, abgerissen habe. Dann auf die Frage, ob ihm bei der Fahrt sonst irgend etwas Bemerkenswertes begegnet sei, erzählte er, er habe gleich bei der Einfahrt in die Stadt einen galonierten Diener getroffen, mit dem sei er über die Pferde ins Gespräch gekommen, weil der habe finden wollen, daß Mähnen und Schwänze nicht nach der Mode geschnitten seien und daß die Pferde überhaupt recht derb und bäuerlich aussähen. Er habe es ihm aber gegeben und gesagt: „Die ziehen anders als eure dünnbeinigen Pelikane; die würden nach einer halben Stunde auf unseren Landwegen nichts als lahm sein!" Wie er zu dem Wort Pelikane kam, war nicht ganz klar. Er sah sich manchmal abends die Bilder in einer Geschichte merkwürdiger Tiere an, zu denen ihm der lesenskundige Koch gutmütig die Erklärungen vorlas; da mochte er das mißverstandene Wort her haben. Hier bot sich kein Anhalt.

„Vor allem Weiteren", sagte Joigny plötzlich, „kommen Sie einen Augenblick in meine Bibliothek! Vielleicht weiß uns Vauvenargues ein Wort des Trostes zu sagen. Ich bin nicht abergläubisch, glaube nicht die Zukunft im Buchaufschlagen zu finden, wohl aber manchmal einen Rat — Rat insofern, als mir irgendeine Lebenserfahrung zu Hilfe kommt aus dem Buch, die ich auf einmal besser verstehe und die mich zu führen vermag."

Als er den kleinen Band vom Brett nahm und aufschlug, erschrak der alte Herr sichtlich. Robert wußte noch nicht

weshalb und trat nahe heran. Da gab ihm Joigny auch schon einen Brief, der in dem Buche gelegen hatte. Robert erbrach ihn hastig und rief: „Sie ist tot!" Er hatte nur die ersten Zeilen lesen können, war dann auf einen Stuhl gesunken, versuchte weiter zu lesen und mußte wieder aufhören.

„Sie müssen ihn ganz lesen," warf Joigny ein, „fassen Sie sich! Ich lasse indessen anspannen, falls wir noch irgend etwas tun können."

Als Robert allein war, las er — mühsam und immer wieder abbrechend, immer wieder mit tränennassen Augen beginnend, vor denen die kleinen Schriftzüge des Briefes sich in die Länge zogen und verschwammen:

„Geliebter! ich gehe aus dem Leben. Du verzeihe mir! Ich werde die Stunden, die mir noch bleiben, nur an Dich denken, in Liebe, in Sehnsucht und doch in dem Bewußtsein, daß alles Gute, was Du willst, was ich gestern träumte, nie Wirklichkeit werden kann. Ich fürchte mich davor, daß Du Deine Verzeihung bereuen könntest, daß ich den anderen wiedersehen und nicht so gleichgültig bleiben würde, wie ich jetzt bei dem Gedanken an ihn bin und immer bleiben möchte. Ich bin ja so schwach. Ich liebe nur Dich. Vielleicht weiß ich es erst seit gestern. Ich bin so schlecht, ich verachte mich, bin Deiner nicht wert. Nur als Tote, als Erinnerung, wenn ich nichts mehr tun kann, das Dich kränkt, wenn ich Dich mit keinem Gefühl mehr verraten kann. Ich war immer unglücklich. Dein Verzeihen, unsere Versöhnung war so schön, war mein einziges Glück. Laß sie meinen Abschied sein! Und dann kam die Traurigkeit, die Verzweiflung. Könntest Du bei mir sein, wenn ich sterbe! Aber Du würdest mich nicht sterben lassen. Und ich

muß sterben. Ich habe niemanden geliebt als Dich. Ich weiß es jetzt, von Anfang an. Ich muß büßen, daß ich Dich gekränkt habe. Ich bin doch jetzt noch glücklich. Du wirst in Liebe an mich denken. Wirst Du? wirst Du? O diese Angst! Robert, diese Angst! Oh, gäbe Gott mir den Mut, den ich brauche! Lebe wohl! Deine Charlotte."

Robert eilte, als er den Schluß gelesen hatte, sofort auf den Hof, wo Joigny schon bei dem angespannten Landwagen stand. „Es ist noch eine schwache Hoffnung, daß sie lebt!" rief er dem Gutsherrn zu. Sie fuhren sofort ab, um die Spur der Unglücklichen zu verfolgen.

Joigny verließ den Wagen da, wo Charlotte ausgestiegen war, Robert fuhr weiter, um erst zu Hause zu erkundigen, ob etwa irgendeine Botschaft gekommen sei. Er fand Charlotten selbst. Schiffer hatten sie, als sie eine Nacht und einen Tag an der Seine umhergeirrt war, ins Wasser gehen sehen und nach vielen Mühen die schon Leblose gerettet. Nun lag sie fiebernd und von Fröſten geschüttelt in ihrem Bett. Und doch war jetzt die Zeit ihres reinsten tiefsten Glückes gekommen — schöner, als sie sich je geträumt hatte. Tag um Tag, Stunde um Stunde saß Robert bei ihr, nahm sie in seine Arme, küßte, streichelte sie. Die Versöhnung, die so rasch gekommen war, daß Charlotte, um ihre Dauer zitternd, den Tod gesucht hatte, fand nun Zeit, in die Seelen der beiden tief hinabzusinken und fest zu werden. Charlotte fühlte in Roberts Armen ihre versinkende Schwäche wie Seligkeit.

„Nun liebst du mich wieder ganz. Nun wird alles gut. Ich habe gebüßt," sagte sie einmal und schlang die schwachen, abgemagerten Arme um seinen Hals.

Dann, als ihr Zustand sich mehr und mehr besserte, kam

Joigny zu Besuch. Er sagte: „Liebe Charlotte, auch das Törichtste kann gut und notwendig gewesen sein, wenn ein freundliches Geschick es dazu macht!“ Sie verstand ihn. Roberts und Charlottens Dasein kam in eine stille ruhige Bahn. Die schwärmenden Geister ihrer Jugend, die aufgeregten wechselnden Stimmungen hatten sie verlassen. Und es geschah in beider Leben nichts mehr, was des Erzählens wert wäre. Vielleicht ist das das Glück. –

Der Unkenbrenner

Zu der Zeit, als die Goldmacherkunst in den Köpfen der Menschen ein mystisches Dasein führte und — wie wir Menschen überhaupt in vielen Dingen — ein jeder Adept vom andern glaubte, der habe das Geheimnis, und nun so tat, als habe er es auch; als alle die Goldmacher suchten, was keiner besaß, während sie alle vorgaben, es zu besitzen; als die Leute überall, obgleich niemand auch nur ein einziges Stück künstlich erzeugten Goldes gesehen hatte, an die verborgene Existenz des golderzeugenden Steins der Weisen glaubten, weil es nur zu natürlich war, daß niemand, der ihn besaß, ihn anderen verraten würde — in dieser Zeit pflegten sich große Herren und selbst einfache Ritter, wo sie konnten, eines Goldmaches zu versichern, sei es im Guten oder mit Gewalt; und das Ende war fast immer, daß er ihnen viel Gold gekostet, aber keins eingebracht hatte, schließlich flüchtete, oder, wenn er nicht entkam, als Betrüger gehangen wurde. Ausgenommen war davon eigentlich nur der berühmte Böttger, der bei dem Suchen nach Gold — ähnlich wie Columbus Amerika bei dem Suchen nach Indien — die Bereitung des Porzellans entdeckte. — Um diese Zeit also, als die Goldmacherkunst die Stelle des allgemeinen europäischen Aberglaubens innehatte, war von einem der Raubrittergeschlechter des Hegau, den Herren von Randegg, die auf raschere und bequemere Weise als aus dem Stegreife ihren Golddurst stillen wollten, ein Adept gewonnen worden, von dem wir nur noch den Bei-

namen „Der Unkenbrenner" wissen. Er ist jedenfalls unter einem erborgten adligen Namen in die adelsstolze Gegend gekommen; sonst hätte wohl selbst die Geldgier die Herren nicht dazu vermocht, ihn durch Schwägerschaft an sich zu fesseln: sie vermählten ihm ihre widerstrebende junge Schwester, die elternlos sich dem Machtspruch der rauhen Brüder nicht entziehen konnte und weinend dem kaum gekannten Gatten in den mächtigen Felsenturm folgte, den die Brüder im Mauerring ihrer Burg ihm angewiesen hatten.

Seitdem war mehr als ein Jahr verflossen. Die erst sehr hoffnungsvolle, freundschaftliche Stimmung zwischen den Schwägern hatte sich in Ungeduld und Mißtrauen verwandelt. Die Brüder hatten dem Unkenbrenner durch Raub oder Kauf alles an Geräten und Werkzeug, Flaschen und Gläsern, Blasebälgen und Zangen verschafft, was er verlangt hatte, hatten mit ihm in ihren Bergen nach erzhaltigen Erden geschürft und dabei so glimmerndes und flimmerndes Geschiebe entdeckt, daß sie meinten, daraus würde man das Gold wohl nur auszuschmelzen brauchen. Ja, sie hatten sogar, als der Schwager — gewissermaßen um den in Entwickelungs- und Veredelungskämpfen ringenden Metallen das Ziel zeigen zu können — einiges Gold verlangt hatte, selbst das aus ihren Kasten geholt. Ob die Metalle nun diesen Wink ihres Meisters nicht verstanden haben mochten oder was sonst — genug, es kam kein altes Gold aus dem Turm zurück, geschweige denn neues zum Vorschein. Und doch stieg alle Tage von der zehnten Morgenstunde an aus dem Turme Rauch auf, erst schwer, qualmig und dick, bis er um die Abenddämmerung immer lichter, feiner, durchsichtiger sich über die Wipfel hinweg in den freien Himmel kräuselte.

Da der Schwager — ein fester, starkknochiger Mann, bartlos mit dunklem Haar und einem oft sanften, oft wie aus einer willensvollen Seele dunkel hervorbrechenden Blick — sich bald immer mehr in seinem Turm zurückzog und manchmal Wochen lang nicht zu sehen war, während seine Gattin täglich in die Burgräume kam und erst abends zu ihm in den Turm zurückkehrte, war für die Brüder ihr Schwager und der Turm — den sie auch schon kurzweg „den Schwager" nannten — eigentlich ein und dieselbe Person geworden. Erst im Scherz, dann aber fast auch im Ernst, unterhielten sie sich mit dem steinernen Schwager so, als ob der Rauch seine Antwort auf ihre Fragen und zugleich auch sein Denken, seine Arbeit, etwa noch das stille Vorsichhinpfeifen bei der Arbeit, überhaupt sein einsames, innen glühendes, außen steinumschlossenes Leben sei.

Einmal an einem trübgrauen Tage kamen sie früh von der Jagd. Da qualmte der Rauch schräg über das Dach hinunter. „Er denkt über sich selber nach!" sagte der jüngste Schwager. Während sie lachten, trieb der Rauch ihnen plötzlich allen ins Gesicht, daß sie die Augen zukneifen und husten mußten. „Eine grobe Antwort!" lachte der Älteste.

Wie jagte der Rauch an stürmischen Tagen wild dahin von dem hohen Turmdach; recht wie die beflügelten Gedanken und hinausjagenden Gefühle eines ungebändigten Geistes, die weit wegfliegen und zerflattern. Wie stieg er an windstillen Sommertagen geradeauf in den blauen Himmel — leicht, schwerelos, über sich hinaufschwebend und doch immer über seinem Ursprung stehend, der heimatlich tief, tief unter der in den Raum erhobenen Seele lag. Wie schwer, ringend, undurchsichtig, wolkend, wirbelte er oft morgens in die noch unerwärmte Luft auf! Licht, dünn, leicht kräuselte

er an kühlen Abenden empor, so daß er zuletzt nur noch ein ganz durchsichtiges zitterndes Steigen in der Luft war. Das tat er dann, wenn der Geist des Turmgesellen seine ganz klare, reine Stunde hatte. Schon lange mochte dann das Feuer, in das Blasebälge tagsüber ihren Atem fauchten, nicht mehr geschürt worden sein; die Glut hatte sich mit grauer, heißer Asche überzogen, in der sie sich zur Nacht zusammenkauerte und barg; die Zangen, Retorten und Geräte waren beiseitegestellt und erkaltet. Kühle Luft, spätes Licht, klare Abendschatten waren ins Gemach getreten, das der tagemsige Meister verlassen hatte, um zum kleinen Steindach über dem Gesims hinaufzusteigen. Dann sank der tiefe, unendliche Raum, den die Rauchschwaden immer wieder emporgewirbelt hatten, mit seiner Weite, seiner Kühle in die Seele des Mannes. Der ließ dann allen Willen sich in die klare Dämmerung auflösen, schaute aus seinem leichten Holzstuhl hinauf und stellte sich kühl und tatlos, als ob er ein sich selbst ganz Fremder wäre, seine immer drohender werdende Lage vor: wie ein merkwürdiges Schauspiel, dem er nur zusah.

Wie lange schon hatte er nicht mehr nach Gold gesucht! Noch als er in den Turm zog, glaubte er dem Geheimnis auf der Spur zu sein und nur noch einiger Erde zu bedürfen, die er gerade hier im Hegau fand. Jetzt kam ihm sein damaliges Ziel erbärmlich und lächerlich vor. Statt ein Problem sich auflösen zu sehen, hatte er eine Fülle neuer Probleme gefunden. Er stand vor immer mehr Rätseln und wünschte sich nichts als ein unendliches Leben und seinen Arbeitsraum im Turm; in beiden zu wirken, bis eine Zeit kommen würde, die ihn aus diesen Problemen hinausführen müßte, vielleicht in ein anderes Land, in ein anderes Leben. —

Wenn er sich vorstellte, was ihm zu forschen und zu schaffen sei, dann fühlte er eng die Grenzen des menschlichen Lebens; eng die Grenzen, die jeder Tag mit Sorge, Leidenschaft, Ermüdung und Schlaf um die Arbeit des Menschen schließt. Nun aber drohte ihm eine schlimmere Begrenzung seines selbst- und zwecklosen, nur dem seltsamen Spiel der Stoffe hingegebenen Tuns: Vertreibung bestenfalls, vielleicht Gefangenschaft und Tod. Wenn dann einer der Turmfalken oder eine große schwarze Krähe durch die stille Luft über der Taltiefe schwingengleitend sich zum Wald hinübersenkte, dann dachte er an Flucht und ihm kam vor, als könne er in seinem Geiste unsichtbar, stoff- und gerätelos all seine Arbeit mit sich tragen und sie würde, wo er sich auch niederließe, wieder Raum um sich schaffen und Dasein. Plötzlich aber fiel ihm ein, daß ihn seine Brotgeber ja durch eine ganz starke Fessel gebunden hatten: durch sein Weib. — Wie es oft vorkam, daß die Bilder seiner Gedanken in die Wirklichkeit hinauszutreten schienen, so war es auch jetzt: sein Weib trat gebückt durch die niedrige Tür der dunklen, engen Wendeltreppe.

* * *

Als der Unkenbrenner vor etwa anderthalb Jahren die Randegger in Schaffhausen kennen gelernt hatte — er war dort in städtischem Dienst als schlichter Pulvermacher, aber das Gerücht, daß er den Stein der Weisen besitze, ging immer unsichtbar mit ihm, auch hatte er ein ritterliches Ansehen und Benehmen — war er von diesen, die längst auf einen Goldmacher fahndeten, bei einem zufälligen Weinproben im „Goldenen Lamm" auf ihre Burg eingeladen worden; er solle auch ihre Weine probieren und könne

dabei einmal ihre Pulvervorräte begutachten. Dem jungen Chemiker gefiel es schon lange nicht mehr im städtischen Dienste: er fühlte sich belauert, beargwöhnt, konnte nicht mit Muße sich den Versuchen hingeben, die allein ihn lockten, und sehnte sich nach einer Einsamkeit, die es ihm ermöglichte, immer tiefer und tiefer in seine Arbeit unterzusinken. Danach lebte in ihm der Trieb. Eine wilde Sehnsucht ließ ihn sein Leben sich so ausmalen, daß er in der unablässigen Beschäftigung mit seinen Versuchen nur durch tiefen, ermatteten Schlaf inmitten seiner Instrumente noch unterbrochen werden würde. Daran hinderte ihn seine jugendlich-sinnliche Natur, die ihn allenthalben in Liebeshändel verstrickte. Immer wieder wurde er deren überdrüssig, immer wieder verschwor er sie, und immer wieder hing eine an ihm, die er nicht los werden konnte, die ihn in seiner Arbeit störte, wenn er sich mit ihr ausgetobt hatte, und ihn immer sehnlicher wünschen ließ, er möchte all dem entfliehen. Er dachte ernstlich daran, Mönch zu werden; es gab Beispiele bedeutender Alchimisten, die in stiller, kleiner Zelle ihr Laboratorium eingerichtet hatten und, von ihren Konventsbrüdern umhegt, ihrer Forscherarbeit lebten. Aber immer, wenn er fast soweit war, bedachte er sich noch einmal, das Schicksal schickte ihm eine hübsche, blonde Dirne über den Weg — und der angehende Klosterbruder trug wieder eine lustige Reiherfeder auf dem Barett, ein schillerndes Wams und große helllederne Stiefel, einen gewiß nicht mönchischen Anzug.

Als er nun die Einladung der Randegger bekam, da tauchte gleich in ihm der Gedanke auf, daß er bei ihnen vielleicht erreichen würde, was er solange vergeblich suchte: ein weltliches Kloster in den Mauern einer ihn schützenden

Burg. Er sagte zu und fand auch ein wenig von dem, was er erhoffte: Einsamkeit und einen stillen Arbeitsraum; dazu allerdings eine Frau, aber eine Frau, die ihn nicht störte. — Als die Randegger merkten, daß ihre Schwester Luitgarde in ihrer blonden Schönheit gleich einen Eindruck auf den jungen Adepten machte, wurden sie rasch untereinander einig, daß sie auf einfachste und festeste Weise das Gold an ihr Haus binden müßten, und brachten die Heirat zustande — nicht ganz ohne den Widerstand der Hauptbeteiligten.

Ihre Schwester hatten sie geradezu zwingen müssen. Sie liebte, ohne daß jemand davon wußte, einen armen adligen Herren der Nachbarschaft, der auf einem steilen Felsen vergebens darüber nachsann, wie er in diesen dem Stegreif immer abholderen Zeitläuften zu einigem Gelde kommen solle. Luitgarde weigerte sich lange, suchte dann Ausflüchte, aber schließlich war ihre Kraft dem Drängen der robusten Gesellen gegenüber zu schwach, und sie gab nach.

Auch der Unkenbrenner zauderte zuerst. Er hatte das Gefühl, daß eine ihm fremde, von ihm nicht überschaute Lage ihm plötzlich über den Kopf wachse. Er, der früh verwaist und eigentlich vaterlandslos, seit er denken konnte, umhergezogen war, sollte plötzlich seine Unstete, in der er sich längst heimatlich befand, aufgeben — und sich die Welt zu völliger Fremde machen, indem er sich irgendwo in ihr ganz festsetzte. Er wußte, er würde nun immer dort draußen die weite Erde fühlen, die licht, klar, lebendig und wieder dunkel und voll Schlaf wurde, ohne daß er in ihr war. Eine Vorstellung von Weltleere und Ausgeschiedensein überkam ihn bei diesem Gedanken. — Dann aber — und das wirkte noch tiefer auf ihn — fühlte und sah er den

Widerstand des ihm bestimmten Mädchens. Gerade weil sie ihm anmutig dünkte, weil er sie gern ansah und, wenn er mit ihr zusammen gewesen war, sich noch lange wie von ihr umgeben fühlte, daß er vor der Lebendigkeit des Eindrucks die Augen schließen mußte — gerade deswegen schreckte er davor zurück, sie wider ihren Willen zu heiraten. Doch hatte er, sich immer wieder in seine Arbeit verlierend und dann alles Wirkliche einfach vergessend, auch die Kraft nicht, dem Willen seiner drei Brotherren dauerhaft zu widerstreben; zumal, wenn sie von der Sache sprachen, bald der drohende Unterton mitklang, daß jede Weigerung tödliche Beleidigung sei. —

Wenn zwei Menschen, die sich füreinander bestimmt glauben, die sich lieben und, magisch geführt, aufeinander zustreben, schließlich vereinigt werden und dann aus Traum und Rausch erwachen, finden sie sich erstaunt wie Fremde und tasten langsam erst näher zueinander hin. Hier kamen zwei Menschen fast ganz fremd zueinander. Die Brüder hatten, nachdem sie den Eheplan gefaßt und bald bemerkt hatten, daß Widerstände hervor wollten, die beiden bis zur Trauung ziemlich getrennt gehalten und jeden für sich überredet. —

Dann war die Hochzeit gekommen. Und nun fanden sich die beiden allein, fremd und aus dem Widerstreben der Frau unfroh zusammen. Sie fingen gleich an, sich zu meiden. Die junge Frau war den ganzen Tag über mit den Mägden beschäftigt, mit denen sie spann, wob, Küche und Garten bestellte. Der Unkenbrenner verschwand früh schon in seinen, an das Wohnhaus angebauten Turm, in den er sich seine Mittagsmahlzeit bringen ließ, die oft auf seinem Herde weiterkochte, ehe er aß, und aus dem er erst gegen

Einbruch der Nacht zurückkam. Wenn sie sich dann in dem düster erleuchteten Schlafgemach allein fanden, kam es wie eine Verwandlung über die beiden. Nicht, als ob die Fremdheit, in der sie den Tag hinbrachten, schwand; vielmehr so, als würden sie gerade durch diese Fremdheit nun aufeinander aufmerksam gemacht und zueinander geführt. Als würde die Fremdheit, in der sie seit ihrer Hochzeit durchs Leben gingen, erst in der gemeinsamen Nacht ganz tief und zum Genuß, wie alles, was man ganz erfühlt. Daß sie einander fremd blieben, das gab ihren Umarmungen einen seltsamen, nicht verlöschenden Reiz, ein Insichglühen ihrer Wollust, der keine Ernüchterung, keine Enttäuschung folgte: ein sehnsuchtsvolles Sichtrennen am Morgen, ein Sichnichtverlieren, wenn man wieder zusammenlag. Ein Aufglühen im eigenen Selbst. — Es war ihnen so, als ob sie sich im Dunkel, wie Schatten, nahe kamen und als ob das Licht, schon das Grau der Tagesfrühe, sie voneinander ganz zurückgleiten ließ. Dann widerstrebte Luitgarde wieder dem aufgezwungenen Manne, und er, der schon von früher mit der Gier nach Frauen den raschen Überdruß verband, fühlte sofort wieder beglückend die ungebrochene Einsamkeit um sich, mit der er in seinen Turm stieg. —

So war beiden das Jahr vergangen, bis zu dessen Ablauf der Unkenbrenner sich den Brüdern anheischig gemacht hatte, rotes Gold zu schaffen, und während dessen er das Gold ganz vergessen hatte über dem ungestörten Spiel mit den Wirkungen der Stoffe, ihren Feindschaften, ihrem Sichbinden und Sichtrennen, ihren seltsamen Verwandlungen, die sie unter Erhitzung oder Abkühlung vollzogen. —

An dem Tage, wo wie aus seinen Gedanken sein Weib zu ihm trat, hatte er recht mit ganzer Seele in seinen

Stoffen gelebt, war er sich wie ein Dämon der Erden und Metalle erschienen, denen er Schicksale schuf. Einen Augenblick schien da inmitten eines, nach der Glut des Kampfes erstarrenden und erkaltenden, Konglomerats das Vergessene aufzublitzen, um dessen willen er hier war: das Gold. Nur einen Augenblick währte die Täuschung — gerade lange genug, um ein plötzliches Erschrecken den vergessenen Zweck seines Hierseins vor ihm aufleuchten zu lassen und ihn daran zu erinnern, daß ihm schlechte Zeit bevorstand, wenn er das Gold nicht schaffen konnte. Da war er hinausgetreten, um mit der Luftkühle Beruhigung einzuatmen.

* * *

Ihm fiel, als er sich umwandte, sogleich das besorgte und innerlich beschäftigte Auge seines Weibes auf. Es war nicht das stumme Kommen, mit dem sie sonst des Abends behutsam in seine Atmosphäre trat. Er erhob sich. Mit scharfem Umriß stand er hoch und dunkel vor dem nachleuchtenden Himmel: der eckige Kopf, die breiten Schultern, die herabgedrückten, in den Körper aufgenommenen Arme, deren Fäuste nur etwas abgebogen waren und allein über der niedrigen Steinwehr die sich aufrichtende Umrißlinie unterbrachen. Diese Gestalt war Entschlossenheit. Der Unkenbrenner hatte sofort erfaßt, um was es sich handelte. Er wußte, daß jetzt etwas kommen würde, ihn aus dem Bau seiner Seele hinauszutreiben, niederzureißen um ihn, was an Stunden, Tagen und Nächten hier hoch über seinem Haupte aufgewachsen war und ihm kühlen Lebensschatten gab; daß etwas kommen würde, ihn seelenlos, vergangenheitslos, ein armes, kleines, entblättertes Jetzt, das vor Gefahren sich ducken und bergen mußte, zu verjagen. Er

wußte das ja schon seit dem Augenblick am Herd. Da hatte die Verwandlung begonnen aus dem alchimistischen Träumer und verschlossenen Ehemann in den alten unsteten, heimatlosen Gesellen. Weit ausgedehnt hatte er sich hier in Zeit und Träume; er hatte mit seiner Beschäftigung so vieles umfaßt, er, der Mensch, war so in seine Gedanken, in sein Forschen und Schauen eingegangen, daß er den engen Umriß des handelnden Menschen verlor und ein Stück Welt wurde, in dem vielerlei geschah. Er endete nicht mit dem Abend, wie er nicht mit dem Morgen begonnen hatte. Seine Gegenwart war nicht der Augenblick, sondern ein Zeitraum, in dem ein Gedanke entstand, wuchs, reifte und hinabsank. Jetzt mit einem mal war er aus aller Weite wieder im Augenblick, im kleinsten Jetzt. Noch fühlte er sich unbehaglich in dem enggebundenen, gegenwärtigen Menschen, der in sich, seinen Leib, seine Stunde hatte hineinkriechen müssen. Aber doch kamen ihm auch schon dunkel die Genüsse des ganz gegenwärtigen Menschen zu Bewußtsein, die nur der hat, der jeden Augenblick erringen muß, der, der reist, der in Gefahr ist, in der Fremde, der sich nicht in seine Beschäftigung verwandeln kann, wie es alle seßhaften Menschen tun; sondern der er selber bleiben muß und abends ganz auslöscht, um morgens ganz neu anzufangen. —

Sein Weib hatte schon vorher, als sie die Gefahr für ihn heraufkommen sah, ein neues Fühlen in sich entdeckt. Als die Brüder sagten, ihre Geduld sei am Ende, entweder schaffe ihr Mann jetzt Gold oder sie könne sich Glück wünschen, daß sie bald Witwe sein und ihrem ehemals Geliebten würde die Hand reichen können — da war ihr einen Augenblick schwindlig geworden. Dann hatte sie ein Erleb-

nis wie einen Zerfall ihres Innern: es war ihr so, als ob es wie eine Aschengestalt bisher nur weiterbestanden hätte, weil zufällig kein Hauch, keine Berührung daran stieß; denn in der Asche ist oft noch der Zusammenhalt des unverwesten Dinges und dauert nach. Nun war es berührt worden und zerstäubte. —

In dem gleichmäßigen Ablauf wiederkehrender Gedanken und Vorstellungen, mit denen in der Seele dieser Frau fast in jeder Stunde des Tages die anderen Stunden, in jeder Jahreszeit die anderen Jahreszeiten leise am Leben teilnahmen, war ihr Mann mit unter die Dinge und Beschäftigungen zurückgetreten, scheinbar so abgelehnt-gleichgültig wie in den ersten Wochen ihrer Ehe. In dem Augenblick, als ihre Brüder ihr ankündigten, daß er sterben solle, da war plötzlich in ihrem Bewußtsein nur noch dieser Mann — ganz stark, mit der Fülle seines Wesens, dem jetzt aus der Tiefe einer Brust beseelten Ton seiner Stimme, dem Auge, der über den Herd gebeugten Gestalt: als stärkste Wirklichkeit, ohne daß sie von ihrem Widerwillen gegen ihn oder von Liebe für ihn wußte. Die Vorstellung ihres Mannes war so lebendig in ihr, daß sie — wie man dies oft bei dem Gedanken an einen Trank, eine Speise empfindet — den drängenden Willen fühlte, schnell zu ihm zu eilen. Dieses Vorstellungsbild war so stark, daß sie sich davon befreien mußte, indem sie zu dem Manne hinlief, in den es so von ihr weg und hineinschwinden würde wie das Spiegelbild eines Vogels im Wasser, wenn er aus der Höhe auf die Fläche niederschwebt, oder wie ein Schatten in den Körper, der ihn warf, oder wie der vom verjagten Zauberer als dunkles strafendes Gewitter in die Lüfte geschleuderte Mantel zurückkehrt um den Leib seines Herrn.

Sie trug dieses sie plötzlich fast quälende große Bild des Mannes, über den sie bisher so leicht hatte wegdenken können, nun zu ihm, wie man einen Brand zum Wasser trägt, ihn zu löschen: einen Augenblick brennt er in und über dem durch ihn wesenhaft gewordenen Wasser dunkel hin; dann ist Zischen, Kühle und gestaltlose Nacht. Sie war scheinbar gleichmütig von ihren Brüdern fortgegangen. Dann war sie die Stufen so schnell hinaufgeeilt, daß sie stehen bleiben, Atem schöpfen und ihr Herz sich beruhigen lassen mußte. Noch einmal zauderte sie, ehe sie hinaustrat. Und nun sah sie ihn: er war ganz anders, als sie ihn sich eben noch gedacht hatte; das Vorstellungsbild erlosch in ihr wie ein Traum vor der Wirklichkeit. Sie merkte jetzt, daß sie ihn lange nicht angesehen, sondern immer nur wie zu seiner Stimme gesprochen hatte. Ein heißes Gefühl für ihn überkam sie. Sie berichtete ihm leise und ängstlich, was sie gehört hatte, während sie mit ihm den Wendelstein hinabstieg. Sie waren jetzt in seinem Laboratorium. Luitgarde sprach noch aufgeregt fort. Er griff einmal in den Rest warmer Luft, die still über dem Herde stand, und schwieg. Es schien, daß noch ungeordnet vieles durch seine Seele ging: erst Stürze eines unklaren, chaotischen Gefühls, in dem schon Kraftbewußtsein und Selbstheit sich aufrichteten; dann der Gedanke an viele Möglichkeiten der Entschlüsse, des Handelns. Aber noch fand sich nichts, das mit dem dunklen bildlosen Willen in seiner Seele verschmolz. Keiner all dieser möglichen Entschlüsse war er. Trotz der Gefahr, die zu raschem Aufbruch riet, schien er unsichtbar festgehalten. Er sah sich um und sah sein Weib, sah sie an, fest und lange; und ihr Auge wich nicht vor seinem Blick. —
Nichts ist es fast, daß ein Wunsch sich erfüllt, eine Sehn-

sucht Besitz wird: in der Erfüllung zergeht der Wert, den das Hoffen dem Ersehnten gab. Das höchste Glück dieser Erde ist, daß etwas, das wir achtlos besitzen, uns zum stärksten, ersehntesten Wert wird. Das erlebte der Goldmacher in diesem Augenblick wie einen Blutanlauf in seinem ganzen Leibe, wie eine schwindelnde Dunkelheit um sich, wie ein Hereinstürmen von Vergangenheit und Erinnerungen in die Gegenwart und wie ein Sichverschieben aller Maße. Alles war fern, klein, verschwindend geworden. Nur er und sein Weib hatten noch die Maße der Wirklichkeit — mehr, eine Übergröße, die sie entrückte. Beide waren sie heute aus einer Aufwallung und Verwandlung ihres Innern, aus einer Erregung, die in ihr ganzes bisheriges Leben hineinschütterte und die starken Gefühle frei machte, zueinander gekommen. So zog er sie inniger und mit dunklerem Blick an sich als je. Dabei schwand ihre Angst für den Bedrohten; sie fühlte jetzt nur noch eine gemeinsame Gefahr, die ihr fast ein Glück schien. —

In diesem Augenblick flog ein Pfeil ins Zimmer, hart an den beiden vorbei, und schlug in den geschnitzten Holzrahmen der Tür, in dem er stecken blieb.

Der Goldmacher lachte und zog sein Weib noch fester an sich, das vor Schreck zitterte. Daß die Gefahr nicht mehr verhüllt war, das machte ihn fröhlich.

„Es ist kein Ausweg mehr," sagte sie.

„Noch heute nacht!" antwortete er.

„Ich habe einen alten Goldschmuck. Schmilz ihn ein und schick' das Gold meinen Brüdern."

„Ich selbst habe noch röteres Gold. Hast du Mut?"

Sie verstand ihn nicht. Aber sie sagte „ja" — und wieder „ja", als er sie fragte, ob sie ihn so liebe, daß sie nun alle

Ungewißheit von Flucht und Wandern mit ihm tragen wolle. Dann war eine Glückstunde lang alle Gefahr vergessen. Das Erste, was die Frau wieder sagte, kam aus einem neuen Heraufluten ihrer Angst:

„An den Felsen selbst, in die du einmal hinabgestiegen bist, um Gestein zu suchen, stehen Knechte als Wache."

Aus dem Dunkel antwortete seine Stimme: „Mein Gold wird sie dort weglocken! Geh jetzt, schnüre ein Bündel, daß ich es durch die Felsen hinabtragen kann. Um Mitternacht haben sie mein Gold; dann fliehen wir." Sie gehorchte, obgleich sie ihn nicht verstand.

Er blieb oben allein und sah ins Nachtgrau hinab, wie da und dort ganz kurz, die Füße fast am Kopf, lauernde Knechte standen. Er blieb zwei Stunden allein, während deren er allerlei trieb: Stoffe mischte, löste, zusammengoß; ein Feuer auf dem Herde schürte, dessen Schein er mit Ziegelsteinen umstellte und aus dem er einige wie Zunder nur glimmende dünne Scheiter herausnahm. — —

Als Luitgarde mit ihrem Bündel hereintrat, war er nicht da. Sie rief leise, sie stieg ein paar Stufen der Treppe zum Dach hinauf: nirgends! Sie wollte eben wieder herunter-eilen — da hob er sich durchs Fenster herein, von der Seite, wo der Turm an die Spitzdächer der Giebel stieß. Sie erschrak und ergriff seinen Rock, um ihn festzuhalten.

„Ich habe einen Weg für die Flucht gemacht," sagte er, indem er spöttisch zurücksah. „Sie haben mich auch bemerkt, denn nun dringen sie in den Turm."

Und wirklich hörte man unten ein Sägen, Bohren, Beil-hacken an dem eisenbeschlagenen Torflügel, der in allen Fugen krachte.

„Wir sind verloren."

„Warte, wie mein Gold wirkt!"
Atemlose Stille, in die — wie Steinwürfe in ein ganz stilles Wasser — die Axtschläge hereinklangen, daß sie erzitterte, um nach jedem Schlag sich wieder zu breiten.
„Gib das Gold! Ich will es ihnen bringen!"
„Sie haben es schon im Haus!" sagte er.
Da wehte ein wenig beizende Luft durchs Fenster.
Die Schläge unten hörten plötzlich auf. Stimmen redeten, Schritte tappten im Burghof. Der Goldmacher stürzte die Ziegel auf dem Herde zusammen, daß das kleine Feuer erdrückt ward.
Die Luft vom Fenster war noch rauchiger geworden. Jetzt spielte in ihrem wolkig-durchsichtigen Wirbel ein wenig rötlicher Schein, daß der Fensterstein wie von fernen Blitzen aufleuchtete.
„Feuer!" schrie Luitgarde. „Gold!" antwortete ihr Mann unbewegt.
Luitgarde war zum Fenster gestürzt und sah, wie aus einem über dem Hof liegenden Giebelzimmer eine Rauchwolke drang, in die ab und zu eine Flammenzunge hineinleckte, sich aus dem fauchenden Fenstermaul löste, aufflog und erlosch, während der Feuerrachen schon eine neue in den Qualm vorschob, den diese glühenden Zungen weithin erleuchteten. Der Rauch ging, vom Wind gebeugt, wie eine schräge Luftbrücke über den Burghof zu den Sternen empor. Nun schien der Wind auch von der anderen Seite einen Zugang zu den Flammen gefunden zu haben: denn nun wirbelte der Rauch, voll sprühender Funken, wie ausgeflossener Feueratem hervor und hinauf.
In das Laufen, Klirren, Rufen, das zischende Wasserspritzen der Eimer mischte sich jetzt gellendes Weibergekreisch, Hunde-

bellen, Brüllen der Rinder in den Ställen, Grunzen von Schweinen. Einige Pferde, die man aus den Ställen zog und hinaustrieb, wieherten. Inzwischen hatte sich neben dem ersten, das seine brennenden Lippen weit auseinanderriß, ein zweites Feuermaul aufgetan, das seinen Rauchatem noch gerader auf das Turmfenster zusandte, an dem die zu Tode erschrockene Luitgarde wie gelähmt stand und noch immer in die Flammen starrte.

Ein dumpfer Donnerschlag hieb gegen die ganze Turmwand, daß sie zitterte. Während Rauch-, Funken-, Flammenmassen gerade hochgeschleudert wurden, krachten Steine und brennendes Gebälk in den Hof herunter. Auch nach draußen mußten Mauertrümmer sich gelöst haben; denn es stürzte, schütterte, rollte noch dumpf und fern, wie ein Erdbeben, nach.

Der Goldmacher sagte: „Jetzt ist es Zeit!"

In wenige Minuten zusammengedrängt, mußte das Verhältnis dieser beiden Menschen noch einmal umgeschmolzen werden und sich bewähren. Sie standen sich in einem Gefühlsübermaß gegenüber, das sie selbst nicht mehr als Haß oder Liebe, Kampf oder Ineinanderstürzen empfanden, das wie ein Wetter über ihnen drohte. Indessen war das Gemach von dem Widerschein der Flammen, die jetzt aus dem geborstenen Dach und allen oberen Fenstern des Herren- und des anschließenden Gesindehauses schlugen, flackernd hell, als brenne es selbst. Immer neu ging Flammenschein und Schatten über die Decke, wenn das Feuer wieder, als wären ihm leichtentzündbare Bahnen bereitet, einen Dachfirst entlang lief, über klaffende Abgründe von hohen Wänden hinauf- oder hinunterſprang, in einem qualmenden Schornstein verschwand, um gleich als lohe

Flammensäule aus ihm aufzuragen. Der rote glühende Rauch füllte schon den ganzen Hof bis zum Tor, wo alles über die herabgelassene Zugbrücke flüchtete, das brüllende Vieh vorantreibend. –

Aus den Taldörfern läuteten jetzt Sturmglocken herauf – aber dünn und fast erstickt von dem Brechen, Knacken, Zischen, dem Flammenschlagen, das wie das Knallen und Knattern eines riesigen Banners in den Lüften klang, dem Dazwischendröhnen der Einstürze.

Unberührt, unverwundbar für die Flammen stand nur der dicke Turm des Unkenbrenners in der Glut, die näher und näher heran kam. Auch in ihm wurde die Luft unerträglich heiß. Und noch immer standen sich die beiden gegenüber und wußten nicht, was sie zu fühlen, zu tun hatten. Das Blut der Randeggerin, das von Anfang an der Ehe mit dem Abenteurer widerstrebt hatte, begehrte noch einmal in Luitgarde auf, als sie ihn ihr väterliches Schloß verbrennen sah; ihr Auge blickte feindlich. – In seiner Seele spiegelte sich diese Auflehnung; und der an seiner Tat wie ihre innere Rechtfertigung doppelt erwachte Haß gegen die Randegger Sippschaft, griff wie eine noch nicht zündende, aber neuen Brandstoff erstmals umstreichende Flamme auch an sein Weib. Da zuckte es in seinen Armen, sie zu packen und in die Gluten zu werfen als das Letzte seiner zerschmetterten Knechtschaft.

Da war die Entscheidung schon lautlos gereift! Die überhohe Spannung wich, sein wie ihr Gefühl kehrten ins Menschliche zurück, indem beide fast zugleich die Blicke senkten und sich wandten. Die Seele der Frau knüpfte an das wieder an, was sie vor dem Brande gewollt. Das war von der jetzt zerfallenden Übererregung allein unberührt

geblieben. Sie ergriff das Bündel. Da erkannte der Mann das uralte Wesen der Frau, das die Heimat des Mannes ist. Er küßte sie. Sie stiegen schnell die Stufen des Turmrohrs hinab, in denen es bald fensterlos, dunkel, still und kühl war, so daß sie Fackellicht brauchten, um auf der freihängenden morschen Wandtreppe nicht zu stürzen. Von der Turmsohle kamen sie durch einen halbverfallenen, tropfenden Gang in eine Felsenrinne, in der sie beim Schein der brennenden Gebäude bequem niedersteigen konnten. Das Leuchten des Feuers zuckte noch dunkelrot in den grünen Laubmassen der Buchen. Je länger sie wanderten, um so mehr verlor es sich, um so mehr verhallten fern die Stimmen und der Lärm, die Luitgarde zuerst noch erschreckt hatten. Sie folgte dem Gatten jetzt wie ein treues Pferd, das nur seines Herrn Willen kennt. In ihm ist jetzt erst das ganze Bewußtsein, was er mit diesem Weib gewann, und stiller Jubel.

Oft läßt er die Ermüdete rasten und küßt sie, die sich an ihn schmiegt und fast schon froh aussieht. Dann folgt sie ihm stundenlang in einer Art schreitenden Schlafs, ohne zu wissen, wohin sie geht, den Weg nur fühlend, nicht sehend.

* * *

Im Hegau entstand und erhielt sich das Gerücht, daß der Unkenbrenner und sein Weib verbrannt seien. Denn auch ihre an den Turm angebauten Wohnräume waren in Flammen zusammengestürzt.

* * *

Ein Jahr darauf war der Unkenbrenner wieder Pulver-

macher einer freien stolzen Stadt. Er hatte ein Haus, dahinter einen stillen, sonnigen Garten und darin eine helle Werkstatt. Deren Fenster sahen zur strömenden Limmat hinab, in welche die Grundmauern des Hauses, wie in den Fluß aller Vergänglichkeit, hinabreichten. Die Stadt war Zürich. —

Ihr Leben ist in ruhige Bahnen eingekehrt. Luitgarde hat dem Unkenbrenner ein Kind geboren, ein Mädchen, dessen Locken wie goldene Flammen sind. Vater und Mutter denken oft an dasselbe, wenn sie ihre Tochter ansehen; aber sie sprechen nicht davon — nur lehnen sie sich einen Augenblick fester, inniger aneinander.

Äußerlich geschieht nichts als das Alltägliche in ihrem Leben. Innerlich aber geschieht ihnen das Schönste, was einem Menschen geschehen kann: jeder für sich und doch im Zusammenhang miteinander finden sie in der Stille ihrer Gegenwart plötzlich ihr ganzes vergangenes Leben wieder; so unverloren, daß es ihnen vorkommt, als hätte es einen Sinn.

Wenn die Frau am Nachmittage an der Wiege des schlafenden Kindes sitzt, eine Näharbeit in der Hand, dann lehnt sie sich manchmal zurück, schließt die Augen und horcht auf den Schritt des Mannes, der über der Balkendecke regelmäßig auf und nieder geht. Sie läßt seinen Schritt in ihrem Blute sich wiegen und ist von ihm durchklungen, ohne sich selbst zu verlieren. Dann ist alles, was je Glück war in ihrem Leben, wach um sie.

Sie denkt daran, daß ihr ganzes früheres Leben sich in einer unbestimmten Sehnsucht verlor, in welcher Stunden, Tage und Wochen wie auch die Menschen ohne zu haften an ihr vorübertrieben, in der alle Dinge eine unbekannte,

ihr abgewandte Seite hatten. Sie fühlte sich ausgeschlossen, wenn sie nur zwei Mägde miteinander sprechen hörte, wenn ihre Brüder zu nachbarlichen Zechgelagen fortritten, wenn die Nonnen, bei denen sie erzogen wurde, ihr nächtliches Gebet hielten; ja auch, wenn sie aus ihrem Mädchenstübchen in der Burg in die Weite hinaussah, in der sich so vieles begab, dort die Glocke im Dörfchen Mittag heraufläutete, dort Bauern ackerten, dort Planwagen ganz ganz langsam sich auf dem weißen Wegstrich durch die Felder fortschoben. Selbst die alte Ursula, an der sie mit soviel Liebe hing, hatte immer noch etwas für sich gehabt: eine Freundschaft mit ein paar Mägden, mit dem grauen Kellermeister, mit den Blumen an ihrem Hoffensterchen, die sie nicht einmal jemand anderen begießen ließ. Am schlimmsten hatte Luitgarde dies Ausgeschlossensein vielleicht empfunden, als ein Jugendgeliebter in ihr Leben kam, den sie nur selten sah und an dessen ferne Stunden sie immer hatte denken müssen. Später, in der ersten Zeit ihrer Ehe mit dem Goldmacher, war dies Ausgeschlossensein ihr zum launischen Willen geworden, zum Sichselbstverschließen, zu einer eigensinnigen Wollust des Sichselbstquälens. Erst als die Erschütterung über sie gekommen war, der ihrem Manne angedrohte Tod, der Brand, die Flucht, war es wie eine schmerzliche Starrheit von ihr gewichen. Und jetzt war nichts mehr von Ausgeschlossensein. Ein Kreis von Wärme war um sie gebreitet und umhüllte ihr ganzes Wesen so, daß für sie nun ihr Leben, bis in ihre frühesten Kindheitserinnerungen zurück, in dieser Wärme lag. Dann sann sie wohl einmal über das Rätsel nach, wie es komme, daß sie gerade durch das Verbundensein mit einem anderen Menschen erst sie selbst und in sich

glücklich abgeschlossen geworden sei. Wenn der Schritt oben still wurde — weil ihr Mann sich mochte ans Fenster gesetzt haben, um über dem Fließen des Wassers zu lesen — dann tauchte sie aus ihrem Erinnern zurück, wie ein erwachendes Kind, mit einem Lächeln. Und ihr erster Blick fiel auf die Wiege.

Auch das Leben des Mannes war zu einer innerlichen Ruhe und zum Wurzeln gekommen. Was er auf Randegg schon hatte, aber grau, verhüllt, freudlos: eine Frau, über der er die Frauen vergaß, die ihm die Stille der Zeit gab für die Stille seines Arbeitsraumes — das hatte er jetzt als Glück. Es war über ihn gekommen wie eine Klärung aus Wolken zu einem ganz reinen, blauen Himmel. Auch er war dabei fester zum Selbst geworden, fast um so viel einsamer, als er glücklicher geworden war. Die einst ihn zerreißenden Begierden in seiner Seele: hier nach den Frauen, die für ihn das Leben waren, nach Lust und Tanz, Rausch und raschester, vergänglichster Gegenwart — dort, was für ihn nicht minder das Leben war, nach einem Dasein im Geiste, im Forschen, in der Unendlichkeit — diese einst zwiespältigen Begierden waren in eine seltsame Einheit aufgegangen. Das Kosmische, das ihn als ganz jungen Menschen einmal beim Anblick des Sternenhimmels gepackt hatte — es war in Verona in einer glasklaren Mitternacht gewesen, als er, aus der Schenke kommend, hinter dem verhallenden Schritt seiner Kumpane zurückblieb, um die heiße Stirn am Marktbrunnen zu kühlen — das überschauerte ihn jetzt, wenn er allein in seiner Werkstatt stand und den Raum des Hauses, von seinem Weibe beseelt, rings um sich fühlte und mit der keimenden Seele des Kindes aus ihrer und seiner eigenen Vergänglichkeit entwuchs. Das Kosmische, wie er

es auch vor sich selber nannte, war in ihm, wenn er im Fensterstuhl alchimistische Bücher las, dabei das hart unter ihm fließende Strömen im Augenwinkel. Wie fühlte er sich dann dauern, ruhen und auf einem Fundament tief, tief unter aller Strömung beharren, wenn er auf die ruhig stehenden schwarzen Schriftzeichen sah, in denen das Flüchtigste, das Wort, blieb. Dann ließ er das Buch sinken und tauchte den Blick in den Fluß, stand auf, ging still in die Mitte des Raumes, tastete im Schwingen des Bodens und seinem Hall den Raum unter sich aus, in dem sein Weib und Kind waren. Und dieses unsichtbare Tasten mit der Seele durch Wand und Decke, das war ihm nun so erschütternd wie damals in Verona der Sternenhimmel. Gemäß dem stoffmystischen Denken seiner Zeit und seines Berufes sah er in sich und seinem Weibe wahlverwandte Elemente, die durch die Ferne einander zugestrebt waren und erst in ein tiefes Gleichgewicht kamen, nun durch ihre Berührung das Neue geworden war. Dann nahm das Gefühl der Ruhe und des Glückes, das aus seinem bescheidenen bürgerlichen Beruf und seiner Ehe floß, für ihn den merkwürdig großen Gedanken an: hier, in ihm und um ihn sei alles Lebens Kern. Er, der als tollköpfiger Jüngling sich immer nach dem Leben drängte, wo es am heißesten gelebt wurde, der es in Italien, in Spanien gesucht und nicht gefunden hatte, der sagte sich jetzt ganz ruhig und klar: hier, in einem der unzähligen kleinen Häuser, in dem nur wenige verbundene Menschen wohnen, ist das Urbild alles Lebens; draußen sind nur seine ewigen Wiederholungen. Einmal kam die Nachricht, daß Randegg wieder aufgebaut sei. Am stillen Abend dieses Tages gingen Luitgarde und der Unkenbrenner spät noch in ihrem dämmrigen Garten

auf und nieder. Sie sprachen davon, wie schön es wäre, wenn sie Randegg noch einmal wiedersehen könnten. Die mürrische, kämpfereiche Zeit, die sie dort verlebt, war in ihrer Erinnerung längst in ein goldenes versunkenes Abendrot hinter den Bergen verwandelt worden.

Begegnung mit Hebbel

Ein stiller alter Maler aus der Zeit Schwinds, ein kluger, feiner Greis, dessen ganze, lebensvolle, kunsterfüllte Welt aus dem Getriebe des Tages entschwunden und in eine ruhige, abseits gelegene Wohnung zurückgeglitten war, wo nur noch der befreundete Gast in sie eintrat, an Möbeln, Bildern und Menschen eine längst zum Stillstehen gekommene Zeit freundlich, wie in Dämmern, dauern sah — dieser liebenswürdige alte Mann, zu dessen gelegentlichen Gästen auch ich gehörte und bei dem ich viel Vergangenheit kennen und begreifen lernte, hat mir von einer persönlichen Begegnung mit Hebbel erzählt; mir den großen Mann geschildert, der in München seinen Freund Dingelstedt besuchte oder damals zur Aufführung seiner „Agnes Bernauer" gekommen war.

Wir hatten erst beiläufig von Hebbel gesprochen. Der Alte hatte des hübschen, wenig bekannten Moments gedacht, wie Hebbel bei irgendeinem Spaziergang in Wien auf dem anderen Fußsteig Grillparzer gehen sieht und mit leiser Ergriffenheit zu seinem Begleiter sagt: „Ein Unsterblicher!" Mir fiel auf, daß wir beide in anderem Tone von dem Dichter sprachen. Kühler, kritischer klangen die Worte des alten Mannes, der Hebbels jüngerer Zeitgenosse gewesen war und ihn immer noch als Zeitgenosse sah, das heißt: als irrenden, fehlenden Mitmenschen; während er mir nur mit seinem Wesentlichen, Zeitlosen vor Augen stand.

Dann kam der alte Mann auf die Begegnung selbst. Ganz

unerwartet war der große Dichter plötzlich in seine Stube getreten. Er liebte es auf Reisen und in fremden Städten, auch Menschen aufzusuchen, zu denen ihn kein praktischer Zweck führte, mit denen ihn manchmal nichts als der Zufall flüchtigen Kennenlernens verband. Dann kam er unvermittelt, unvermutet; der andere trat für eine Stunde in den Kräftekreis des Hebbelschen Geistes. Die Beziehung erlosch so rasch wieder, wie sie angeknüpft worden war; und in der Seele des Dichters blieb vielleicht nur ein Wort, eine Gebärde, ein Gesichtsausdruck oder der Umriß eines Menschen zurück — Eindrücke, die ihm, dann schon ohne Namen, wiederkommen mochten, wenn aus seinem Innern Gestalten und Charaktere herausdrängten.

„Ich war erfreut und erstaunt", sagte der Alte, „als ich im Dunkel des Flurs die große Gestalt des Dichters mit der mächtigen Stirne erkannte und mag sehr verlegen gewesen sein. Meine Verlegenheit schwand aber bald, als er ein paar Worte gesprochen hatte. Während er in dem Künstlerkreise, in dem ich ihn kennen gelernt hatte, sich unnahbar verschlossen und hoheitsvoll-abseitig gezeigt hatte, war er jetzt harmlos-natürlich, ja fast ein wenig unbeholfen im Gespräch, schwieg mehrmals lächelnd und sah sich dann in meinem Zimmer um. Er betrachtete alles, was an Bildern und Zeichnungen von mir herumhing, genau und schien bei mancher gezeichneten kleinen Szene in schaffendes Sinnen zu versinken. Ich glaube, daß er gar nicht darauf achtete, wie sie gezeichnet waren, daß er nur irgendeinen dichterischen Sinn aus ihnen herauslas. Im Basler Museum hängt ein allegorisches Figurenbild von mir: „Der Dreißigjährige Krieg"; das hatte ich damals auf der Staffelei stehen. Es beschäftigte ihn am längsten. Im Vordergrund —

unterhalb der Fürsten-, Staatsmänner- und Heerführer-Gruppen, am Fuße der Stufen, die die Gestaltenversammlung tragen, sitzen zwei symbolische Wesen: die Pest und der Tod; und zwischen ihnen liegt ein schlummerndes Kind, die neue unschuldige Zukunft nach der Zeit der Greuel. Hebbel, dessen zärtliches Familiengefühl ja bekannt ist, sah immer auf das Kind zwischen den Unholden. Mir war, als trat eine Träne in sein Auge; mochte ihm seine Kindheit und Jugend vor Augen stehen, mochte er an seine, von ihm so sehr geliebte kleine Tochter denken. Endlich sagte er: „Hier haben Sie das tragische Gesetz der Welt dargestellt. Das schuldlose, schlummernde Kind wird groß. Es wächst hinein zwischen die längst schuldigen Älteren, es wird im Umgange mit ihnen ebenso schuldig, es vergißt selbst den Schlummer seiner reinen göttlichen Herkunft. Es steigt auf zwischen die Greuel, die Sie da gemalt haben, zwischen Pest und Tod, und in den Kreis verschlagener, heimtückischer, unredlicher Machtmenschen, die hier vor den rauchenden Trümmern stehen. Ihr Bild ergreift mich deshalb so, weil es, damit diese Tragödie zustandekommt, nicht erst eines dreißigjährigen Krieges bedarf." Dann wurde sein Blick abwesend, und es schien, als nähme er nun von dem kurzen Besuch so viel mit, daß er ihm nicht ganz unlohnend scheinen mochte. Er schrieb sich etwas auf und fragte mich, ob ich abends wieder in den Künstlerkreis kommen würde, wo wir uns durch Dingelstedt kennen gelernt hatten.

Viele Jahrzehnte lag diese Begegnung zurück. Aber der Alte erzählte mit dem Ton und der Gebärde der Nähe so, als ob sie gestern gewesen sein konnte. Und das war sie für ihn auch. Es gibt eine Stufe hohen Alters, wo alles Ge-

wesene fast gleichzeitig wird, wo dem Greise fast ununterscheidbar belanglos ist, wie weit etwas zurückliegt. Dieser Schauer des Gewesenseins, der von dem alten Manne kam, ließ mich einen Moment wie Halt suchend mich zurücklehnen und die Augen schließen.

Da sprach er noch von dem Ende des kurzen Besuches, das ihm großen Eindruck gemacht hatte und in dem Hebbels gelegentliches Berserkertum hervortrat — wenn nicht, was der Erzähler offen ließ, Hebbel von seinem Freunde Dingelstedt eine gewisse ironische Art angenommen haben mochte, mit der er jüngere Bewunderer freundlich zum besten hatte, indem er seine bekannten Eigentümlichkeiten übertrieb. Hebbel sprach davon, wie sein Töchterchen sich an einer Stuhlkante eine Brausche geschlagen hatte, und fuhr dann, aufspringend, fort: „Sie begreifen doch, daß ich den Stuhl ergriff und in tausend Stücke zertrümmerte?!"

Der Erzähler, der mir schon vorher eindrücklich und nachahmend die Gestalt und Gehabensart Hebbels geschildert hatte, nahm bei diesen Worten, wie ein Schauspieler, eine ihm fremde herrische, zornige Haltung und einen großen, gebieterischen Gesichtsausdruck an. Seine Blicke funkelten. Ganz lebendig, das fühlte ich, stand das Erinnerungsbild vor ihm, ja um ihn. Sein Auge, das in eine dämmrige Ecke des Zimmers, wie in die um vier oder fünf Jahrzehnte zurückliegende Zeit sah, riß die Vergangenheit heran.

Als unser Gespräch wieder ruhig und halblaut dahinfloß und mein nicht mehr gebannter Blick rings über die Möbel, die alten Zierstücke, Kränze und Becher, die goldgerahmten Aquarelle ritterlicher Szenen, dieses stille Zeitinnere aus den vierziger und fünfziger Jahren hinglitt, hatte ich plötzlich das bestimmte Gefühl, als sei ich eben für eine einzige

Sekunde Hebbel begegnet. Das Erinnerungsbild Hebbels in der Seele des alten Künstlers, das im Zimmer neben mir gestanden hatte, hatte sich mir blitzschnell mit Abbildungen, die ich kannte, und mit der Gedankengestalt des Mannes verbunden und war nun so stark geworden, daß ich es jetzt, wo es aus dem Zimmer geschwunden war, nicht anders vor mir sah, als wie einen eben hinausgegangenen wirklichen Menschen.

Der Jugendfreund

Ich bin mit einem Jugendfreund zwanzig Jahre nach unsrer gemeinsamen Schulzeit wieder zusammengetroffen. Als er mir schrieb, daß er kommen würde, überflog mich eine rasche Freude. Dann stieg ein leeres Gefühl in mir auf, das ich erst nicht verstand und dem ich nachsann. Mir kam der ganz einfältige Gedanke: wie dumm! vielleicht wird der Freund jeden Wein ablehnen und nur Milch trinken wollen; oder er wird ein wütender Politiker geworden sein; oder sich sonstwie verändert haben, daß wir uns nun nicht mehr verstehen. Dabei entdeckte ich, daß ich eigentlich gar nichts mehr von ihm wußte; nur: daß er damals, wie ich auch, ein unartiger lieber Junge gewesen war und daß uns wahrscheinlich eine der sogenannten „vorübergehenden Sympathien" verbunden hatte, die auf Gleichheit der Entwickelungsstufe, auf der Berührung zufälliger Interessen, auf gleichen Feindschaften und ähnlichen Ursachen beruhen. Nun kam er — nachdem mir, wie wohl auch ihm der Grund unserer damaligen Freundschaft in völlige Vergessenheit geraten war — aus seinen Kindheitsgefühlen zu mir, um bei mir ein Stück seines Jugendlebens aufbewahrt zu finden. Ich schämte mich fast beim raschen Zurückdenken, wie blutwenig ich noch von ihm wußte, wie lange ich nicht mehr an ihn gedacht hatte. Wie die Jahre außerdem den Jugendfreund verändert haben mußten! Wie anders der Gute auch mich finden würde!

Dann standen wir uns gegenüber, schüttelten uns beide

Hände, sahen uns lange in die Augen. Ich dachte einen Augenblick: bin ich auch um so viel älter geworden wie der fremde Freund? Ich fühlte ein kurzes Erschrecken und nichts von der Wiedersehensfreude, wie sie oft schon nach kurzer Trennung von lieben Menschen uns aufwühlend überfällt. Ich weiß noch, daß ich als kleiner Junge einmal meine Eltern ein paar Wochen nicht gesehen hatte und bei ihrer Rückkehr fast verging wie ein Hündchen, das seinen Herrn wiederfindet; ich warf mich damals vor ausdrucksloser Freude schließlich lang auf den Teppich. —

Jetzt suchten wir passende Worte. Die heraufzubeschwörende Jugenderinnerung drohte als Wolke über uns — etwa wie eine wichtige geschäftliche Unterredung, um derentwillen wir zusammengekommen wären, mit der man nicht gern anfängt und die als das Wichtigste doch erledigt werden muß. Aber erst, als wir am späten Abend allein zusammensaßen, als der Raum des ganzen schlafenden Hauses sich um unser leise geführtes Gespräch lagerte, kamen wir an unser Thema. Und ich erlebte eine tiefe, merkwürdige Überraschung: wie eine ganze Zeit, aus der ich mit unendlichem Zukunftsdrange einst fortstürmte, die ich verloren und vergessen hatte, in einem anderen Menschen als Gegenwart erhalten geblieben war und mir nach zwanzig Jahren fremd und neu wiedergegeben wurde. Ich versank bald ganz in Schweigen und schloß die Augen, während der andere als ein leiser Mahner sprach. Er glaubte, mich an Bekanntes zu erinnern, und erzählte mir doch neue Dinge, die mir eine Erdichtung schienen, denen ich gespannt und willenlos zuhörte, als sie jetzt zu meiner Jugend und Vergangenheit gemacht wurden. Ich wußte bei vielem, was er erzählte, daß ich mich nie mehr daran würde erinnern können, daß

es nicht einmal, wenn ich es oft durch meine Gedanken gehen ließe, täuschend die Lebensfarbe des wirklich Geschehenen für mich annehmen würde. Anderes kam mir beim Erzählen so vor, als möchte es wohl einmal gewesen sein, als würde ich allmählich glauben, daß die inneren Bilder, die während der Erzählung in mir waren, vergessene Erlebnisse darstellten und aufstiegen — wie etwas, das man vom Grunde eines dunkeltiefen Brunnens heraufzieht, das unter einem hereinfallenden Spiegelbilde fremder Dinge immer deutlicher, heller, sichtbarer wird. Dazu mischten sich in seiner Erzählung dann noch ein paar Erlebnisse, die ich plötzlich deutlich wußte und vor mir sah: aber doch ganz verbindungslos, unwiederholbar, ohne Wege, wie über eine Leere von Zeit hinweg. So, als ob sie mit hinüberglitten in die fremde Erzählung, der ich meine Erinnerungen an jene Tage als einen unrechtmäßigen Besitz in diesem Augenblick abtrat — damit sie mir das Gefühl völligen Gestorben- und Vergangenseins nicht stören möchten: dieses jetzt ganz schwerelosen, überwundenen Kinderlebens, das in den Worten des alten Jugendfreundes stand, der immer mit „ich" und „du" erzählte und damit zwei Jungen meinte, die in einem Klassenzimmer nebeneinander gesessen hatten, den gleichen Schulweg gegangen waren und in einem großen Garten gespielt hatten. Aus dem waren sie verschwunden und irgendwo ausgelöscht. Wo war ihr Ende? Es verhüllte sich wie die Worte des Freundes, und doch lag Wehmut über dem Hinabgeglittensein der beiden Gestalten, der ich mich hingab. Und da verlor ich mich wohl von dem fort, was er erzählte, auf andere Wege der Erinnerung — — — — — — — als auf diesen Wegen plötzlich ein mir ähnlicher Mensch auftauchte und herankam, der achtlos gerade

da vorüberging, wo die beiden Jungen gelernt und gespielt hatten, der sie nicht zu kennen schien und nichts von ihnen wußte, der offenbar keinen Augenblick an den seltsamen Zusammenhang dachte, der ihn mit einem der beiden Jungen verband. Er ging mit gesenktem und sichtlich innerlich erfülltem Auge durch menschenvolle Straßen, fuhr oft über weite Landstrecken, kehrte in die Straßen zurück, immer von innen erfüllt, immer scheinbar ohne Grund und Zweck, vorwärts dringend und doch wie geführt; so, als sei in all seinem Handeln und Tun nur der eine Drang, in Umwegen und Kreisen, von abgebrochenen und verlassenen Straßen, vor- und zurückeilend, näher und näher heranzukommen an mich und in mich einzugehen — um nun plötzlich, aus mir weit zurückblikkend, von dem fremden Kinderleben zu wissen, an dessen Verschwinden er hart vorübergekommen war, ja aus dessen Vergehen brückenlos und unbegreifbar sein Dasein stammte ... Da schwieg der Freund. Als ich jetzt in sein Gesicht sah, das abgespannte und müde Züge hatte, kam er mir vor wie ein gealtertes Kind, nicht wie ein Mann. Dann, als er hinausgeganzen war und leise nach kurzem Gutenachtgruß die Tür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, war er nicht in sein Schlafzimmer, sondern in alte Jahre zur Ruhe gegangen. Ich aber saß noch lange allein auf in der tiefen Nachtstille des Hauses, öffnete das Fenster, ließ die kühle, sternklare Raumweite, wie oft in meiner Kindheit, mich umwölben, mich überruhen und überrieseln; ich fühlte nichts mehr von mir als ein Nachbeben und Versagen. Dann schritt ich traum- und gedankenlos auf den Schlaf zu, der uns nach jedem Erlebnis gütiger erwartet als sonst und bereit ist, uns aus allem zerstörenden, verwirrenden Erkennen in Unwissenheit und Glück zurückzuführen.

Der Herr Theaterdirektor

Die Erde ist nach ihrem Entstehen einer reisenden Schauspielertruppe, bestehend aus einem Theaterdirektor, einigen guten Solisten, die leider sehr selten auftreten, ziemlich vielen Chargenspielern, die meist erste Rollen mimen, und zahllosen Statisten übergeben worden. Die reisende Truppe wurde dabei stehend und hat seitdem eine Reihe chronologisch – wenn auch gelegentlich stillos – geordneter Trauerspiele und Komödien aufzuführen, die sogenannte Weltgeschichte, die, wie Shakespeares Königsdramen, in einem ununterbrochenen, doch dramatisch manchmal nur ungenügend herausgearbeiteten Zusammenhange stehen." Dieser stereotype Lehrsatz, in den der Herr Theaterdirektor seine Weltanschauung einzukleiden pflegte, hatte zwei Schlüsse. War der Direktor mit seinem Beruf unzufrieden, was sehr häufig geschah, so fügte er sarkastisch hinzu: „Zur Strafe für ihr höchst miserables Spiel hat diese Schauspieler schon a priori der Fluch getroffen, daß sie einander die einzigen Zuschauer sind und also eigentlich für niemand spielen." War er hingegen einmal mit seinem Beruf zufrieden, so sagte er wissenschaftlich-heiter: „Das ist wirklich meine Meinung. Ehrenwort! Es sind immer dieselben Kerle, die agieren, dieselbe Masse, die nachläuft. Die neue Rolle bringt jedesmal neue Worte und bedingt eine Modifikation im Spiel. Was ist das groß? Man hört doch gleich den alten Komödianten heraus. Die Leute haben wirklich nicht mehr als den allgemeinen Chargencharakter,

es sind immer dieselben; das bißchen Individualität, Persönlichkeit liegt bloß in der Rolle, — ich versichere Sie: bloß in der Rolle!"

Ein kleinstädtisches Theater hat von jeher den größten Reiz auf mich geübt. Nur dort finde ich den ganzen unwiderstehlichen Zauber der Bühne. Dort bedeuten alle Dinge noch das, was sie vorstellen; sie sind es noch nicht, wie an unseren großen Bühnen, wo alles so gegenständlich geworden ist, so sehr der leichten, luftigen, mit dem Wort verwandelbaren Zauber- und Traumsphäre, die das Wesen des Theaters ausmacht, entzogen scheint. Das Leben einer kleinen Bühne hat Sinn und Bedeutung über die Stücke hinaus, die man gibt. Kolophoniumblitze, die uns nicht schrecken, dürftige Kulissen, die uns nicht täuschen, und das ganze armselige und doch liebe, auf den Schein und nur auf den Schein bedachte Völkchen eines Thespiskarrens gehört dazu, wenn die Dramen wirkliche Symbole des Lebens werden sollen. Das ergibt die herrliche Mischung, wie sie das Leben bietet: Geist, Gedanke, Größe, Gefühl, zum kleinlichen Spiel geworden, mißverstanden, in halbkomischen Formen sich auslebend und doch alles beseelend und oft diesem kleinen Kulissenreich des Scheines, wie mit einem Zauberschlage, die ganze Bedeutung der Welt gebend. Und gar Shakespeare auf solcher Bühne! Das ist Gott in der irdischen Tragikomödie, aus der es manchmal wie sein Auge aufleuchtet, — so, wenn ein pathetischer Komödiant ins Parterre ruft: Reif sein ist alles.

Die reale Unterlage der Weltanschauung des Herrn Theaterdirektors war solche kleinstädtische Bühne, die er — wie der pantheistische Gott das All — bis in den letzten Winkel mit Leben durchdrang. Ich verkehrte einen Winter lang

mit ihm; meist abends nach dem Theater in einer Weinstube. Es war ihm, wenn er gespielt hatte, Bedürfnis, seine Erregung allmählich ausströmen zu lassen und nicht ohne Übergang allein zu sein. Denn er lebte ganz zurückgezogen in einem alten Gasthof. Er war in dies Städtchen verschlagen worden, weil er als Kollege unverträglich war und, solange er an großen Bühnen wirkte, immer mit Direktor und Regisseur in Fehde lag; darum brauchte er einen ganz selbständigen Posten. Den hatte er hier als Direktor gefunden. Wenn die Schwalben gen Süden zogen, kam er mit seiner Truppe, und wenn sie wiederkehrten, verschwand er. Unter den Seinen fiel er auf. Er hatte Verwandlungsfähigkeit und lebte seine Rollen, so daß es fast immer ein Genuß war, ihn spielen zu sehen, zumal er die großen Shakespearerollen bevorzugte. Er nahm es in seiner Leidenschaft für Shakespeare sogar hin, daß der Kassenertrag geringer war, wenn er in einem Winter zu viele der Gewaltigen über die Bretter führte. Aber er rechnete doch auch hier. Ich fand seinen Shylock nicht jüdisch genug; da dankte er mir gerührt und sagte: „Sie geben mir eine wertvolle Bestätigung; es ist also gelungen." Wieso? „Nun, ich darf doch mein bestes Abonnentenpublikum nicht vor den Kopf stoßen!"

. . . Die Hamletvorstellung war zu Ende. Ich war in dem dichtgedrängten Publikum einer der vielen geworden. Deutlich ging der dunkle Strom von Spannung, Ergriffenheit, Staunen durch mich dahin und erfüllte mich mit einer allgemeinen Grundstimmung, über der ich klar meine ganz persönlichen Eindrücke wahrnehmen konnte, selbst da, wo sie mit der Grundstimmung in Fehde lagen und mich im Augenblick nicht zu überzeugen vermochten. So fühlte ich

aus der Menge heraus ein Befremden, das ich gar nicht teilte und das mir dennoch unabweisbar vorhanden blieb. Der lang anhaltende Beifall hatte etwas Zweifelndes. Mit unklaren Empfindungen verließ ich das Theater. Auf dem Weg nach der Weinstube individualisierte ich mich mehr und mehr und konnte einzelne meiner Eindrücke deutlich herauslösen. Dann aber zauste mich der Wind am Mantel, wollte mir den Hut entführen und erreichte jedenfalls das eine, daß die Bilder der Aufführung, die ich innerlich zurückrief, durcheinandergerieten und meinem Blick nicht mehr standhielten. In der altertümlichen Weinstube setzte ich mich in eine halbdunkle Nische, um den Direktor zu erwarten. „Der Rest ist Schweigen," umsummte es mich. Ich wurde das Wort nicht los. Ich stumpfte schon gegen seine Fülle ab; seine Aufdringlichkeit minderte sich nicht. Da gelang es mir endlich, ihm „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" auf den Hals zu hetzen. Und die beiden taumelten, sich überkugelnd, in den Schlund des Unbewußten hinab. Ich war die Quälgeister los. Da kam der Direktor.

„Waren Sie einverstanden?"

„Unbedingt. Das heißt: Einiges hat mich überrascht; aber auch überzeugt." Ich sprach dann davon, daß ich am Schluß des Stückes aus der Menge heraus das Gefühl erlebte, den Eindruck noch nicht umspannen zu können, das Gefühl von Widerstand gegen die Aufnahme und Angleichung des Gesehenen, von einer gewissen klaren, aber harten und fremden Gegenständlichkeit.

„So etwas wie ein neugestimmtes Klavier, in dem die Töne hart und rein nebeneinander stehen?"

„Ja."

Der Direktor lachte. „Als ich früher in der Hauptstadt den Hamlet mehrmals dicht hintereinander spielte, war das Theater bei den Wiederholungen leerer als in der Erstaufführung; von der dritten Vorstellung an stieg der Besuch wieder. Beim fünften-, sechstenmal war das Haus ausverkauft. Erst als ich später in Paris den älteren Coquelin als Tartufe sah, ist mir klar geworden, was damals geschah."

„Was war mit Coquelin?"

„Eben die Wirkung eines neugestimmten, hart, aber absolut rein gespielten Klaviers. Sein Tartufe befremdete mich zuerst. Er erschien mir nüchtern, trotz aller Wucht, psychologisch, aber poesielos. Nach ein paar Tagen empfand ich die außerordentliche Gegenständlichkeit seines Spieles: greifbar, drängend, wie ich die Erinnerungsbilder starker plastischer Werke erlebe. Ich konnte mir sofort jedes Detail seiner Darstellung zurückrufen. Coquelin hatte sein Publikum nicht fortgerissen; er hatte ihm so viel Besinnung gelassen, daß jede seiner Gesten und Übergänge Zeit und Raum fand, sich einzuprägen. Er hämmerte uns den Tartufe ins Gedächtnis. Er ist ein Schauspieler für die Nachwirkung. Dem, glaube ich, ist meine Art verwandt."

Wir saßen eine Weile schweigend, während sich weit voneinander abstehende Szenenbilder zusammenschlossen, nach dunklen, inneren Bezügen, wie die Bilder in der Seele des Schaffenden. Der Direktor fühlte dies Arbeiten in mir und störte mich nicht. Mein Auge kehrte immer wieder auf Hamlets Tod zurück. Der Direktor hatte die letzte Szene unendlich gehoben durch eine überströmende Wärme, die er in das Verhältnis zu seiner Mutter legte. Die wenigen Worte, die Mutter und Sohn wechseln, wa-

ren wie ein stilles Ausruhen ineinander bei einem Abschied für ewig, wie ein Rasten vor langer Reise. Ich wollte davon sprechen. Doch der Direktor, jetzt müde und in Gedanken versunken, ging nicht mehr darauf ein. In ein paar Wochen bringt er den Macbeth.

„Darf ich zu den Proben kommen?"

„Natürlich gern!"

Die Weinstube war schon fast leer. Der alte, rauchige Raum, der ein halbdunkles Deckengewölbe trug, wurde weiter und fühlbarer, je mehr er in die tiefen Schatten seiner Nischen und Ecken zurücksank. Die beiden Tische, auf denen in zinnernem Leuchter noch Lichter brannten, standen jetzt schon ganz verloren darin. Unaustastbar. Der Geist von Hamlets Vater hätte erscheinen können.

. . . Die Macbeth-Probe. Ich kam zu spät. Man war in der fünften Szene des ersten Aktes; die Lady liest den Brief. Ich setze mich hinten ins dunkle Parkett; mich überströmt das Gefühl, diese seltsame Vorstellung des Macbeth — in modernem Kostüm vor alter Burgszenerie — sei allein für mich bestimmt. Ich wollte mich nicht fesseln lassen, sondern die Dichtung genießen wie eine schöne, weite Aussicht, die ich nicht mit einem Blick umspannen kann und vor der ich hinträume, ab und zu ein Stück der Ferne, einen Kirchturm, eine Wipfelgruppe oder eine Biegung des Weges zur Gestalt aufleben lassend in meinem Auge und dann mich wieder gleichmäßig lösend in dem Duft des Bildes, in Weite und Ferne. Ich glitt, frei vom Bann des Dramatikers, tief in die berauschte Großartigkeit seiner Worte, wie sie, in dem modernen Kostüm gesprochen, fast noch tiefer auf mich wirkten als sonst. Wandeln wir uns wieder in Menschen, die die Worte Shakespeares sagen

können, ohne sich klein, hohl, erbärmlich zu fühlen? . . . Ich trieb abseits von den Wellen des Stückes, zumal mich die Darstellerin der Lady — die einstige Mutter Hamlets — in dem Monologe kalt ließ. Da erscheint Macbeth. Die kurze, gedrungene Gestalt des Direktors im Straßenanzug, einen Stock als Schwert in der Hand, — und doch, allein im Blick, die ganze Suggestion des Momentes. Er spielt wirklich; denn er will die Lady in seine Sphäre zwingen. Es ist eine Art Ouvertüre. Sein Gesicht ist düster, zusammengezogen, voll Energie. Er steht ganz deutlich einen Augenblick nicht in der Dichtung, sondern über ihr, wie das schaffende Schicksal. Er verkörpert in diesem Augenblick das Geschick Macbeths, das sich ihm, zusammengedrängt, in ein inneres Chaos verwandelt; alle Motive drängen ihn zur selben Zeit; von dem prunkvollen Aufsteigen des mit der Krone Geschmückten umhüllt, das innere Niedersinken des Vernichteten. Er ist bei dieser entscheidenden Begegnung der Macbeth aller Akte. Alle Züge und Blicke, die er heute noch annehmen soll, alle Schatten des Schicksals, in die er eintauchen wird, drängen sich auf seinem Gesicht. In der Macht dieser Fülle nimmt er die Begrüßung der Lady entgegen. Das ist falsch, aber es bannt, es spannt mich. Ich bin an jedes Wort des Dichters gekettet. Die Lady wächst und wetteifert mit dem Willen, der ihr erliegen muß. „O großer Glamis, edler Cawdor! Größer als beides durch das künftige Heil! Dein Brief hat über dies armselige Heut mich weit verzückt und ich empfinde nun das Künftige im Jetzt."

Aus Macbeth war wie mit einem Schlage das Künftige verschwunden; er war im Jetzt. Sein Ausdruck, seine Haltung waren einfach und verständlich: Furcht vor dem Wil-

len dieses Weibes. Bei ihr sucht er hoffnungslos Hilfe vor seinen eigenen schwarzen Gedanken, vor denen er sich deshalb so machtlos fühlt, weil sie nicht ihm entstammen, weil sie ein Zufall nur, eine sonderbare Fügung der Umstände in ihm erzeugte; Gedanken, die nicht in ihm wurzelten, die er nur wie einen Verdacht aus einigen seltsamen Tatsachen herauslas. Das war's: er hatte gegen sich einen Verdacht, vor dem er Schutz suchte. Es klang bittend, wie er der Lady, die ihn so prunkhaft begrüßt hatte, sein ganzes Geheimnis, seine Furcht und seine düstere blutige Hoffnung in dem einen Satz sagte: „Mein teures Leben, Duncan kommt heut noch." Er steht unter ihrem Willen; ihr Spiel antwortet ihm wie Rufe in den Bergen, fern und stark.

Ich bleibe auch in den Zwischenakten in meiner Dunkelheit. Irgendwo, höre ich, setzt sich jemand in meine Nähe. Wie fern von mir liegt der kleine helle Fleck dort vorn, in dem großen finstern Raum, der sich mir jetzt mit seltsamen Zuschauern bevölkert. Ein Wispern und Raunen in den Rängen, die, wie ich weiß, doch ganz leer sind. Es ist, als ob sich die Leute dort oben hinter der Brüstung duckten oder nur im tiefsten Dunkel der Logen ständen. Ein Glatzkopf, der aus dem schräg aufwärts fallenden Schlagschatten der Proszeniumslogenbrüstung ragt, wirkt fahl und abgelöst wie ein Totenschädel. Plötzlich hat sich mir das Theater zur Welt erweitert: die Toten sitzen in dem weiten Rund der Ränge und Galerien und schauen aus ihrer großen Dunkelheit auf den engen Fleck Licht, in dem die Lebenden durcheinanderlaufen, stehen bleiben und mit geblendeten, suchenden Augen von Zeit zu Zeit zu ihnen hinüberstarren, ohne je etwas anderes zu sehen als das in

ihren eigenen Augen noch versprengte Licht, während sie mit ihren ins Dunkel tastenden Händen doch einen weiten und begrenzten Raum fühlen. In der Dekoration des Bankettsaales stimmt etwas nicht. Man ändert ihn: eine ins Freie führende erhöhte Halle neben dem Thron. „Oben kälteres Licht!" ruft der Direktor. Der eine Mörder muß in die Halle treten: er wirkt wie eine Silhouette, in einem Kontrast von Schatten und Plastik, gegen die Zechenden unten, die in warmem Licht stehen. Gut! Sehr gut! So muß das Furchtbare sich zu Macbeth schleichen. Die Szene geht groß vorüber. Macbeths Spiel lebt nur aus dem düsteren Inneren. So oft Banquos Stuhl wieder leer ist, irrt des Königs Blick in die Schattenhalle; er schrickt zusammen, als von dort einmal ein Diener kommt, der Wein bringt. Er greift nach der Hand der Lady, die sich ihm entziehen will. Ich erschrak fast über die Art, wie der Direktor den Schluß der Szene spielte: „Wahrlich, wir sind zu jung nur!" Wie er das sagt! Er bleibt auf dem Worte „jung" stehen. Es suggeriert ihn. Innere Ruhe kann ihm sein Weib nicht mehr geben, vielleicht Vergessen, Rausch. Er umarmt sie. Sie läßt es geschehen.

Mir fährt es durch den Kopf: liebt er diese Schauspielerin? Es kann nicht anders sein . . . Da höre ich schon, wie er ganz ruhig sagt: „Sie dürfen darauf nicht eingehen. Ihr Blick muß sorgenvoll bleiben und abgewandt, wie ins Gestaltlose. Sie dürfen es nur eben geschehen lassen." Schon klatschte er in die Hände: „Schnell die Höhlendekoration!"

Wie ausgelöscht, wie nicht mehr bei sich spielte der Direktor von dem Augenblick an, wo er die Nachricht vom Tode der Königin empfängt. „Sie hätte später sterben sollen!"

Das Wort seines Schicksals. Birnams Eschenwald. Macduffs künstliche Geburt: das war's nicht, was ihn stürzte. Ihn stürzte ihr Tod.

Bei dem allgemeinen Aufbruch begrüßte ich ihn. Wir gingen ein Stück Weges. Ich verhehlte nicht, daß seine Auffassung sehr gewagt sei.

„Vielleicht. In Shakespeare geht alles hinein." Schweigen. Dann fuhr er fort: „Was heißt Auffassung! Ich fühle den Macbeth so, absolut so, im Moment, wo ich ihn spiele. Jetzt wenigstens. Früher habe ich vielleicht andere Seiten in ihm stärker herausleuchten sehen. Jetzt ist's so. Und dann, sehen Sie, diese Lady! Kann man ihn denn mit ihr anders spielen?"

„Die Lady ist in der Tat vorzüglich, obwohl sie mir in den Monologen mißfiel."

„Vorzüglich?"

„Ja."

„Dies Urteil hätte ich von Ihnen nie erwartet. Ihr Spiel ist eine fortgesetzte Arbeit von mir. Ich kann keinen Schritt machen, ohne daran zu denken, daß ich sie mitziehen muß. Es ist möglich, daß sich daraus manchmal Wirkungen ergeben. Aber es strengt an, lieber Freund! Sehen Sie, wenn mir der Bote die Nachricht von ihrem Tode bringt, dann sage ich still für mich: ‚Gott sei Dank!' Aber dann bin ich müde, habe das Gefühl, daß Macbeth jetzt auch müde ist, und spiele ihn als zerschlagenen Menschen. Nein: haben Sie die Lady wirklich erträglich gefunden?"

„Es war eine völlige Einheit zwischen Ihnen. In der Mordszene waren Sie fast ineinander verwachsen; so stieg die Tat, das Geschehnis zwischen Ihnen auf."

Er besinnt sich und sagt dann: „Ja, wirklich; diese Szene

ist mir selten so natürlich und notwendig gewesen wie heute."

Der Tag der Vorstellung ist da. Ich lese zu meinem Erstaunen in der Zeitung, daß die Heroine des Stadttheaters erkrankt ist. Ich gehe mich erkundigen, höre, das Stück werde dennoch gespielt, treffe auch schon den Direktor.

„Ja. Ich habe einen Gast für die Lady. Es scheint übrigens nichts Schlimmes zu sein. Ja . . . Ich habe einen Gast. Wundervoll, sage ich Ihnen. Wir haben ein paar Szenen probiert. Ich habe sie nirgends mitziehen müssen. Das ging Schlag auf Schlag. Vielleicht engagiere ich sie fürs nächste Jahr. Na, Sie werden ja sehen!"

Das Haus war ziemlich voll. Auf den Stehplätzen drängten sich Schüler. Auch das Parkett war gut besetzt. Nur in den Logen war alles verstreut. Dort eine Uniform. Darunter ein starr glotzendes Opernglas, ein langer Handschuh, schwarze Spitzen, die die rote steigende Brüstunglinie überschnitt. Ein Theaterzettel wehte vom Balkon. Ein Glatzkopf schaute hinauf und schien froh zu sein, daß der Dame, deren verkehrtem freundlichem Blick er in diesem Moment begegnete, nicht das Opernglas heruntergefallen war. Übrigens schien der Theaterzettelfall den Anfang zu verkünden. Es wurde dunkel . . .

Ich warte auf die Lady . . .

Inverneß. Die Lady liest den Brief. Macbeth; ganz wie auf der Probe; die konzentrierte Gestalt, das Vollgefühl seines Schicksals. Sie stehen einander gegenüber, — zweifelnd, schwankend. Die Lady spricht die Begrüßung, als warte sie erst die Meinung des gnädigen Herrn ab. Und richtig: sie verfehlt die Wirkung auf ihn. Er scheint seiner

Sache schon ganz sicher zu sein, zu wissen, was er will. Ihre Repliken sind ihm fast nichts als Zeit für stummes Spiel. Aus sich holt er den Fortgang der Handlung. Die Worte der Lady wirken nur wie ein unnötiges, spielendes Echo der tiefsten Stimme in Macbeth, die der König schon deutlich genug in sich selbst hört. Als tränke ein Dichtergeist das Stück in sich zurück: schon ist eine Gestalt in die andere zerronnen, die der Dichter schwer zu Gegensätzen auseinanderschlug . . . Macbeth spielt sichtlich frei, leicht, ungehindert. Aber er spielt monologisch. Der Lady „Laß alles andere mir!" klingt fast lächerlich. In dem König allein vollzieht sich das Schicksal, die Königin hetzt nur, bringt Gründe, hat keinen Willen. Das „Gebär mir Söhne nur!" spricht er wie abwesend; dann plötzlich, sie ansehend, ihre Gestalt mit sinnlichem Blick prüfend, — dann wieder ins Leere. Auch in der großen Szene des Mordes ist er allein. An allem, um dessen willen er den Mord unternahm, versinkt sein Interesse in dem Augenblick, da die Tat getan ist. Das liegt in seiner Weigerung, wieder hineinzugehen. Es ist kein schwaches Grausen, wie es der Direktor spielt. Diese Psychologie ist packend; aber sie steht nicht im Gedicht.

Ich warte auf die Bankett-Szene. Wundervoll: der Mörder, der Geist, der Diener, vor dem er erschrickt. Aber die Königin? Macbeth beachtet sie nicht, greift nicht nach ihrer Hand. Er scheint es aber dennoch kurz mit ihr probiert zu haben; denn sie wartet sichtlich. Nein. Er taumelt auf seinen Thron zurück. Auch die Umarmung bleibt aus.

Der Beifall ist dröhnend. Diese Art, alles aus sich allein, wie aus einem Sprudel, herauszugestalten, muß bei der Menge zünden, die reichere Zusammenhänge nur verwir-

ren. Ich fühle: der Direktor sonnt sich in diesem Triumph. Der Macbeth der Probe, der gebrochene Macbeth, hatte keine Möglichkeit mehr zu der eminenten Schlußverwandlung aus dem vom Zauber geschützten, eigentlich furchtsamen Verbrecher durch die Verzweiflung zum Helden. Diesmal hatte Macbeth die Möglichkeit zu diesem Hinauswachsen aus der Enge seiner Tragik. Wie gleichgültig kam die Antwort auf die Meldung vom Tode der Königin jetzt: „Es hätte Zeit sich für ein solches Wort gefunden!" Er hörte ihren Tod nur wie eine Warnung für sich. „Aus! Kleines Licht!" Wie eine Ahnung seines Unterganges, welcher der schon dunkel wiedererwachende Held in ihm trotzt. Versöhnung in der Stimme, wie er sagt: „Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild!" „Ein armer Komödiant": das fühlt er am tiefsten. Er hat den ganzen Ekel in der Stimme, mit dem er manchmal über seinen Beruf spricht. Dies Wort reißt ihn ganz in die Situation und enthebt ihn ihr weit, mitten hinein ins Herz der Dichtung. Und nun die Meldung vom wandelnden Wald. Sein Auge ist rund aufgerissen. Er versteht den Boten nicht, er starrt ihn an, er rinnt aus der Grenzenlosigkeit dieses Erstaunens zusammen und schreit: „Sklave, du lügst!" Er weiß nicht mehr, daß es eine Lady Macbeth gegeben hat. „Doch prüf' ich noch das letzte: vor die Brust werf' ich den mächtigen Schild!" Ein jubelnder Held, von dem alles Unechte abgefallen ist: sein Weib, die trügerischen Prophezeiungen, seine ganze Vergangenheit, die wie ein fremder Atem ihn umhauchte, ein Held, wie am Anfang des Stückes, geht er in den Tod. Und es berührt fast peinlich, daß die Überwinder diesen Helden, der umnachtet furchtbarer Macht dienen mußte, nachträglich schmähen. Brausender Beifall. Hervorruf auf Hervorruf.

An diesem Abend fragte mich der Direktor nicht erst nach meiner Meinung. Er strahlte. Vielleicht hatte er ein Gefühl davon, daß meine Eindrücke gemischt seien. Das hätte er nicht in lauter Aussprache ertragen. Er warf über die heutige Lady ein paar bewundernde Worte hin, die ich nicht aufnahm. Dann sagte er sehr ernst: „Das ist die ganze Geschichte. Es gibt ein paar ewige Schatten oder Masken oder wie Sie es nennen wollen. Die haben einige Schritte zu machen, wie in einem Reigen, sich nähernd, sich entfernend und zuletzt verschwindend. Diese Schatten wiederholen ihr in einer Anzahl von Worten festgelegtes Leben immer und immer wieder. Immer neue Träger und Kräfte treten hinein und tragen die Maske und können nicht anders: tanzen den Reigen, wie er vorgeschrieben ist. Ob sie die Worte so verstehen oder so: es ändert nichts, der Reigen wird getanzt und sie kommen immer zum selben Schluß."

Da ich an jenem Abend auf dem rechten Ohr symbolisch hörte, fragte ich gleich: „Und wie stimmt diese Idee zu Ihrer Weltanschauung?"

Er entgegnete: „Sie einigt sich mit ihr sehr gut. Versteht sich: in einem höheren Sinn. Erstens — Sie wissen, daß ich einmal Philosophie studiert habe —: auf dem Weg in die Tiefe einer Sache begegnet uns mehrmaliger Gegensatz. Zweitens: bei Weltanschauungen von der Art muß man mindestens zwei, möglichst einander recht widersprechende haben, um überhaupt auszukommen. Drittens einigen sich mir diese beiden Weltanschauungen in einem sehr persönlichen Erlebnis. Lady Macbeth ist — was man hier nicht weiß — meine geschiedene Frau, Lady Macbeth wird meine Gemahlin werden. Auch die Komödie wird wohl mehr oder weniger dieselbe sein! . . . Nun raten Sie!"

Seelenwanderungskunst

Ali ben Ali, ein morgenländischer Magier der Vorzeit, setzte Jahre seines Lebens und einen großen Teil seines Vermögens daran, einen wirklich brauchbaren Verjüngungszauber zu finden. Der äußere Grund für seine unablässigen Experimente in dieser Richtung war, neben wissenschaftlichem Forschungstrieb, vor allem der Wunsch, Suleikha, die sehr schöne Tochter seiner Hausleute, welche ihm als Köchin diente, zur Liebe zu gewinnen und von ihrem Bräutigam Abubekr, einem jungen Handlungsdiener, abzuziehen. Wir wissen, daß es ihm nicht gelungen ist, das Hauptproblem seines Forschens zu lösen, daß er aber, wie zufällig, die ebenso wertvolle praktische Seelenwanderungskunst entdeckte, die ihm, ganz anders als er es gedacht hatte, spät noch zu seinem Glücke verhalf. —

Einer der immer zu Unfug aufgelegten indischen Dämonen, der in der Nähe von Ali ben Alis Heimatstadt an einem Kreuzweg hauste und lediglich die Aufgabe hatte, reisende Kaufleute zu belästigen, fand, als an eben diesem Kreuzweg ein Galgen errichtet wurde, ein Vergnügen daran, abends in seiner freien Zeit die baumelnden Gehenkten in rhythmische Schwingungen zu bringen. Zuerst ließ er sie in bunter Reihe durcheinander pendeln, indem er sich, wie ein Affe an die Schaukel, an ihre Füße hing und sich vor- und rückwärts schwang. Je mehr arme Sünder am Galgen hingen und je länger er sich übte, um so kunstvollere Schwebeballetts mit einem immer verstieckteren rhythmischen

Gesetz heckte er aus. Da die Dämonen nun allerhand Fähigkeiten haben, die uns als Zauber erscheinen würden, so vor allem die, in jedes tote Ding wie eine Seele hineinzuschlüpfen, verfiel er eines Nachts auf den lustigen Gedanken, in den rechten Flügelmann der Hängenden, der sehr lang war, infolgedessen immer langsamer pendelte und den Takt verdarb, hineinzufahren, um ihm von innen heraus mehr Tempo zu geben. Er schwang sich also mit dem II. Spruch, Absatz b der Dämonologie, welche alle Belebungen toter Dinge, im Absatz b speziell der ehemals lebendigen Körper, betrifft, empor — und wäre gleich darauf beinahe in dem Gehenkten erstickt, wenn er nicht schnell den Zauber rückwärts hergedacht hätte (denn sagen konnte er ihn in dem alten zugeschnürten Räuber nicht), worauf er wieder wie vorher, nur noch ziemlich erstickt, über den Kreuzweg hüpfte. Er war sehr erschrocken, aber trotz seiner Luftlosigkeit hatte er einen Moment großes Vergnügen daran empfunden, die ungeschlachten Glieder des Räubers ganz von innen heraus hampelmannartig zu bewegen und auf einmal viel größer zu sein als vorher. Wobei zu beachten ist, daß die indischen Dämonen ganz wesentlich kleiner sind, als die, im übrigen ebenso nur aus unsichtbarem Seelenstoff bestehenden, afrikanischen oder gar europäischen. Er schnitt den Räuber also mit der Schärfe seines originellen Gedankens vom Galgen los, erweiterte ihm den Strick, bis er nur wie ein lose geschlungener Selbstbinder um den Hals des Langen lag, und wiederholte seinen Versuch. Es gelang viel besser, obschon noch nicht gänzlich. Es ergab sich nämlich die neue Schwierigkeit, daß er immer hinfiel, weil er vom Kopf aus den schweren Kerl nicht ins Gleichgewicht brachte und überhaupt mit dem seine Mühe hatte,

wie ein älterer Herr, der radfahren lernen will, mit dem Rade. Doch setzte er täglich seine Versuche mit Eifer, dem Spruch II Absatz b und verschiedenen Körpern — um sich vor Einseitigkeit zu schützen — fort und konnte schon nach wenigen Tagen in jedem Leichnam wandeln, reden, essen und trinken. Nun schnitt er sich täglich mehr Leiber vom Baum, legte sie nebeneinander und fuhr mit immer wachsender Geschwindigkeit von einem in den andern, so daß alle diese Toten zu leben schienen, aufstanden, hinfielen, sprachen, mitten im Satz abbrachen, den ein anderer aufspringend dann richtig fortführte. Seine Selbstgespräche — mit denen hatte er seine stille Zeit stets am meisten ausgefüllt, denn sein Posten lag weit draußen und war einsam wie der eines Zollwächters — führte er jetzt nur mehr, indem er abwechselnd aus zwei Personen sprach, die immer nach ihren Repliken sehr komisch umfielen und so eigentlich nie zuhörten. Zwischen den beiden gab es manchmal auch Prügeleien, wobei unser Dämon, der oft mit sich uneins war, zu seinem eigenen Schmerz immer nur der Prügelnde sein konnte, aber allmählich doch so schnell in den eben Verprügelten hinüber zu fahren lernte, daß er noch einen kleinen Rest der empfangenen Schläge auch selbst verspürte und so die Wollust der gerechten Selbststrafe erlebte.

Ali ben Ali wäre gewiß nicht so bald auf dies Treiben aufmerksam geworden, wenn der Spukgeist nicht eines Tages den Plan gefaßt hätte, sich mit seinem Kunststück vor seinen Genossen zu zeigen. Er wählte sich dazu zwei ganz neue Gehenkte — einen alten dicken Taschendieb mit rotem Turban und einen jungen bleichen Onkelmörder mit weißem Fez (denn mit einem einzigen Körper vor den Kollegen zu erscheinen, das hätte für ihn nicht den Schatten eines

Reizes mehr gehabt), fuhr in den Dicken und schleppte den Jungen auf den Schultern mit. Dabei hatte er sich in seinen Kräften verrechnet und erfuhr bald, wie schwer ein Mensch allmählich werden kann. Er sann nach — und auf einmal warf er den Jungen ab, ging in dem Dicken so weit voran, daß der Zauber gerade noch bis zu dem abgelegten Leichnam zurückreichte (welches nach heutigen Begriffen etwa der Entfernung von einem Zigarrenladen bis zum andern entsprochen hätte), fuhr wieder in den Jungen, überholte nun um ebensoviel den umgefallenen Dicken und marschierte also abwechselnd mit den beiden Toten wie mit zwei riesigen Füßen fort. So kam er ohne jede Mühe und auch kaum langsamer vorwärts. Nur daß natürlich die beiden Gehenkten durch das viele Umfallen keineswegs besser und sauberer, vielmehr sehr schmutzig wurden, da zu jenen Zeiten nicht nur Pferde, sondern vornehmlich Ochsen als Zugtiere verwendet wurden und der Straße ihr charakteristisches Gepräge gaben.

Die anderen Dämonen, deren Arbeitsgebiet ganz in der Nähe des städtischen Friedhofs lag, bezeugten große Freude über seine Vorführung, die mit Dialogen und Prügelszenen bis an den grauen Morgen währte, so daß unser Spukgeist nachher nicht mehr Zeit hatte, mit den beiden Leichen auf dieselbe Art zurückzuwandern, sie vielmehr dort zu lassen genötigt war, und mit dem Zauber 2, der einfachen Ortsveränderung, schleunigst auf seinen Posten heimkehren mußte. Hierauf beruht die durch die Zeitungen gegangene, ganz irrige Meldung, zwei Gehenkte seien so schlecht hingerichtet worden, daß sie sich abschneiden und noch zwölfeinhalb Kilometer weit hätten gehen können.

Ali ben Ali, der oft nachts auf dem Friedhof zu tun hatte,

da er für seine Experimente Leichen oder Teile von Leichen, besonders Herzen, brauchte, war zufällig Zeuge dieser Szene, deren Vorgänge er sich zunächst durchaus nicht erklären konnte. In der nächsten Nacht ging er wieder hinaus. Die anderen Dämonen, die alle niedriger Ordnung angehörten, hatten das Spiel ihres Genossen vom Kreuzweg sehr lustig gefunden und versuchten es nun auch, indem sie sich der Toten des städtischen Friedhofes bedienten. Ali ben Ali sah zu seinem nur durch Forschungseifer gemilderten Entsetzen, wie die Toten aus ihren Särgen kamen, abenteuerliche Tänze aufführten, sich prügelten, einander auf den Rücken sprangen und mit ihrem Unfug den Ort des Friedens und der Stille, die Schatten von Grabfelsen und Trauerbäumen zum Spiel roher Ausgelassenheit machten. Ali ben Ali gab aus einem Taxusversteck wohl Obacht; und da die Dämonen, deren Sprache für uns sonst lautlos ist, sobald sie in den Leibern der Toten steckten, vernehmlich sprachen wie wir, so kam er bald im großen ganzen hinter den Zusammenhang des abenteuerlichen Vorganges. Bei einem der nächsten Male aber brachte ihn ein Zufall noch weiter auf die Spur des Geheimnisses. Einer der Dämonen fuhr nämlich recht leichtfertig in den Leichnam eines um die Hebung der Sittlichkeit in jener indischen Stadt sehr verdienten Eunuchen, welchem eben ein kostbares Grabmonument errichtet werden sollte, und mußte, nachdem er als Hämmling einen höchst possierlichen Moraltanz aufgeführt, die unangenehme Entdeckung machen, daß der rückwärts gesprochene Zauber seine Lage keineswegs änderte, er vielmehr im Eunuchen blieb. Ein, beim Scheine eines Irrlichtes von allen in den phantastischsten Leibern versammelten Dämonen vorgenommenes Nachlesen der

Ausführungsbestimmung zum Spruch 11 Absatz b lenkte die Aufmerksamkeit allerdings auf eine bisher übersehene Anmerkung, die besagte, daß die Sache mit Leibern von Hammeln, Ochsen, Kapaunen und Eunuchen nur einseitig möglich sei. Ali ben Ali, der das hörte, rieb sich die Hände vor Vergnügen. Der unvorsichtige Dämon aber, der nun der Obereunuche Masrur ben Eddin bleiben mußte und als solcher lebhaften Hunger und Durst verspürte, wurde von seinen Genossen in die Stadt gebracht.

Es war ein wunderlicher Zug, der sich da auf der Landstraße zur alten, im silbernen Mondlicht schlafenden Königsstadt hinbewegte. Voran lief der junge Dämon, der die Sache aufgebracht hatte, im Leibe eines Gehenkten, dem die Haare wild ums Haupt standen, mit einer Bewegung der Füße, als ob er im Wind baumle. Ihm folgte ein spindeldürrer Barbier, einen Kamm im lockigen Haar und eine alte Kupplerin, die nach der damals aufgekommenen neumodischen Art in enge Leichentücher gewickelt waren und immer mit beiden Füßen springen mußten, um voran zu kommen. Ein dicker Doktor rollte hinter ihnen wie ein Faß; der Dämon in ihm war nämlich statt in seinen Kopf in seinen Bauch gefahren und trieb ihn nun vorwärts wie das Rad einer Tretmühle. Er kam dabei mehrmals dem Graben bedenklich nahe und mußte immer wieder durch die beiden nächsten, den goldgestickten Großvezier, der ihm seinen flachen Säbel unterschob, und einen Schulmeister, der mit dem Lineal nachhalf, mitten auf die Straße gehoben werden, ehe er weiter rollen konnte. Dann kam in einer Schar von Bürgern, die wie Betrunkene taumelten, von Basarverkäufern, Haremsdamen und Wachsoldaten, die aus ganz verschiedenen Teilen des Kirchhofs zusammengeholt waren,

bedächtig trippelnd der Obereunuche, über den sich die anderen bei aller Freundschaft schon lustig zu machen anfingen. Aufmerksam folgte ihnen in einiger Entfernung Ali ben Ali, der sich ebenfalls wie ein wiederbelebter Toter gebärdete und so nicht im mindesten auffiel. Die tote Gesellschaft erregte in der schlafenden Stadt bei Nachtwächtern, Kupplern, Freudenmädchen, späten Zechern den größten Schrecken. Die Dämonen hatten Mühe, ihren zum Eunuchenaga gewordenen Bruder — indem sie ihn unter jeder Laterne zur Schau stellten und bei Vorübergehenden, Schutzleuten und Bediensteten der Wach- und Schließgesellschaft nachfragten, wo er wohne und welcher Harem sein Wirkungskreis sei — an seine richtige Stelle zu bringen. Sowie der Dämon im Eunuchenleib in der Stadt blieb — und das mußte er wohl oder übel — hatte der schlaue Ali ben Ali gewonnenes Spiel. Er suchte den Verkehr des als scheintot und wieder auferstanden geltenden Masrur ben Eddin, was ihm bald gelang. Und der arme Masrur verriet dem Ali eines schönen Tages unter dem Siegel der Verschwiegenheit, nachdem ihm ein guter Wein die Zunge gelöst, den ganzen Zauber. Ali ben Ali triumphierte heimlich. Doch noch blieb ihm die schwere Aufgabe, die Sache menschlichen Verhältnissen anzupassen. Er arbeitete zwei Jahre daran und kam durch intensives Nachdenken zu dem Schluß, daß man, um als Mensch Tote beleben zu können, den möglicherweise auch für menschliche Seelen benutzbaren Spruch 11 Absatz b aus der Dämonologie mit einem Zauber aus der Traummagie (wo er unter Ziffer 67 Absatz 3 zu finden), der die Entfernung der Seele aus dem Leib im Traum zwecks Besuchs entfernter Personen bewirkt, nur geschickt zu kombinieren habe. Nach mehrfachen Versuchen

gelang ihm eine brauchbare Verbindung der beiden Zauberſprüche. Es muß dabei bemerkt werden, daß Ali ben Ali die Fähigkeit, einfach verſchiedene Geſtalten anzunehmen, die es durchaus irrig iſt, jedem beliebigen Zauberer — ein ſolcher war Ali ben Ali — zuzuſchreiben, ebenſowenig beſaß, wie ein einfaches Verjüngungsmittel, daß ſein Intereſſe an dieſer Sache alſo durchaus berechtigt war. — Zuerſt verwandelte er ſich nun in einen Hahn, den er ſeiner Köchin geſchickt zu entwenden gewußt hatte, dann in eine tote Fliege und andere Tiere. Und immer konnte er mit demſelben Spruch in ſeinen Leib zurückkehren. Dabei mußte der Spruch nun nicht mehr rückwärts, ſondern auch zur Rückkehr vorwärts geſprochen werden; das hatte der Zauberer nach den erſten, ganz verzweifelten Bemühungen, aus dem Hahn wieder herauszukommen — den die Köchin vermißte und als ſie ihn im Zimmer herumhüpfen ſah, nicht gut geſchlachtet zu haben glaubte und eifrigſt verfolgte — in ſeiner Angſt durch Zufall entdeckt, aber nie erklären können. Jetzt war Ali ben Ali am Ziele ſeiner Wünſche. Er vermachte in einem ordentlichen Teſtamente ſein ganzes Vermögen dem Verlobten ſeiner Köchin, ſtellte ſich ſehr krank und lud den jungen Handlungsdiener, um ihn angeblich zum Erben ſeiner Magie zu machen, zu einer geheimen Nachtſitzung ein. Am Morgen war Ali ben Ali friedlich entſchlummert, und Abubekr feierte fröhliche Hochzeit mit Suleikha.

Wir aber wiſſen beſſer, welche Bewandtnis es mit der Sache hatte: Ali ben Ali hatte den jungen Abubekr getötet, war mit ſeiner Seele in den Leib des Toten gefahren und lebte nun als ſein eigener Nebenbuhler und Erbe fort. Er mag aber unter der ſtrengen Hausherrſchaft der ſchönen Su-

leikha, die ihn, als er ein Hahn war, ja fast schon geschlachtet hätte, recht gelitten haben. Denn nach wenigen Jahren ist er sehr gereift im Leibe eines Pilgers, den ein Räuber vor seiner Schwelle erwürgt, heimlich fortgewandert. In dieser Gestalt soll er manche Schwänke angestellt, vor allem Fadlallah, den König von Mousel, und seine Gattin Zemrouda in eine vielbesprochene tolle Eheirrung verwickelt haben, um schließlich, als auch der Leib des Pilgers alt geworden, in dem Körper eines jungen, kräftigen Bettlers fortzuleben, dessen Seele er herausgelockt und in einem toten Eunuchen gefangen hatte. Es ist nur natürlich, daß ihn ein zeitgenössischer Dichter auch auf das indische Theater brachte und den aus dem Dämonenzauber II Absatz b und Ziffer 67 Absatz 3 der Traummagie kombinierten Spruch, zusammen mit der Ersatzgeste, die korrekt ausgeführt, das Aus- und Einfahren der Seele ebenfalls bewirkt, aufschrieb. Indessen muß dabei irgendeine Kleinigkeit übersehen worden sein, da heute der Spruch nur noch auf der Bühne die Kraft hat, die Seele des einen in den toten Leib des anderen hinüberzusenden.

Suleikha aber starb hochbetagt und hat den wahren Zusammenhang der Begebenheit nie erfahren. —

Wilhelm von Scholz
Gesammelte Werke

Erster Teil

Der Spiegel

Erster Band der Gedichte

Hans Franck in der Neuen Hamburger Zeitung: „Den Dichter, den Lyriker in seiner Fülle, den Gewordenen zeigt uns der ‚Spiegel'. Wer gewohnt ist, immer mit beiden Händen zu greifen, was er sein nennen will, wird bei Scholz oft nicht auf seine Rechnung kommen. Wohl aber wer stille ist und horchen kann. Der diese Verse schrieb, ist so ein großer, gottbegnadeter Horcher."

Vossische Zeitung: „Scholz ist es geglückt, unserer neuen Innerlichkeit das Wort zu lösen. Unserer Innerlichkeit, die verschlossen und glühend, die nüchtern und begeistert, die bodennah und zum Himmel steigend, die gebunden und frei, die sinnenfroh und geistig, die tragisch und jauchzend ist. So ist Scholz' Lyrik erfüllt von der erfahrungsreichen Schaffenslust eines, der mit beiden Füßen fest in dieser Welt des zwanzigsten Jahrhunderts steht und der doch trunken die goldenen Eimer aus der Vergangenheit an die Zukunft weitergibt, ist seine Lyrik vollgesogen von der Kraft einer abgeklärten Männlichkeit und einer sich überstürzenden Jugend."

Georg Müller Verlag München

Wilhelm von Scholz
Gesammelte Werke

Erster Teil

Die Balladen und Königsmärchen

Zweiter Band der Gedichte

Hanns Martin Elster in der Neuen Preußischen Kreuz-Zeitung, Berlin: „W. v. Scholz gelangt in seinen Balladen zu einer grandiosen Kunst. Er stammt ganz aus der großen Tradition, aus der klassischen Zeit: aber alles ist durchdrungen von vertiefter Anschauung; alles enthält Farbe, Leben und Bewegung. Scholz strebt über das Pathos hinaus, die sinnliche Form liegt nicht nur im Worte, sondern in dem Erlebten, Geschehenen."

Leonhard Adelt im Leipziger Tageblatt: „Die Ausdrucksmöglichkeiten dieser ersten, mystischen Periode streben im Grunde der Ballade zu und haben sich demgemäß in dem balladesken Königsmärchen am restlosesten kristallisiert."

Richard Schaukal in der Gegenwart: „Zu den düstersten, einsamsten und deutschesten Gestalten unserer Literatur fühlt sich Scholz, der Hüter des deutschen Balladenhortes, hingezogen. Und es ist das Problematische, das Verwickelte, Widerspruchsvolle und also Lebendigste, das ihn zu schürfender Hauertätigkeit in edlen Brüchen reizt."

Georg Müller Verlag München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

177861
LG.
S3688
Author Scholz, Wilhelm von
Title Gesammelte Werke. Vol.3[1] Erzählungen

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU